Die Stellung der Schwaben zu Goethe.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde einer Hohen Philosophischen Fakultät der Eberhards-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Frank Thieß
aus Uexkuell in Livland.

Stuttgart.
Druck von W. Kohlhammer.
1914.

Referent: Professor Dr. v. Fischer.
31. Juli 1913.

Die Arbeit erscheint gleichzeitig als sechzehnter Band der Darstellungen aus de
Württembergischen Geschichte im Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart 1915.

Einteilung.

Seite

I. Aufklärungszeit. Sturm und Drang 1
1. Politischer, kultureller und literarischer Zustand in Schwaben zur Zeit von Goethes Auftreten 1
2. Schubart d. A. 3
3. a) W. L. Weckhrlin 16
b) J. M. Affsprung 20
c) G. W. Zapf 21
d) Religiöse Strömungen 22
e) G. D. Hartmann 23
4. a) D. Chr. Seybold 27
b) J. M. Miller 29
c) Wagenseil 32
5. Zeitschriften und Theater 38

II. Zeit des Klassizismus 41
1. Einleitendes 41
2. a) Knebel 43
b) Reinhard 51
3. a) K. Weber 59
b) F. Weisser 64
c) Pahl 71
d) Ludwig Schubart 74
4. a) Stäudlin 78
b) Haug 79
c) Neuffer 81
d) Conz 82
5. Zeitschriften 87
a) Bahnmaiers Blätter 88
b) Tübinger gelehrte Anzeigen 88
c) Flora 89
d) Höcks „Miscellen" 90
e) Armbrusters „Schwäbisches Museum" 90
6. a) Lohbauer (Karl Philipp) 91
b) Karoline Paulus 92
c) Bührlen 94
7. Friedrich Hölderlin 101

III. Zeit der Romantik 110
1. Einleitendes 110
2. a) Rehfues 112
b) Kölle 116
3. a) Kerner 119
b) Uhland 123
c) Mayer 130

		Seite
	4. a) Religiöses Leben	132
	b) Schwab	133
	c) Knapp	138
	5. a) Pfizer	142
	b) Rotter	146
IV.	Reaktion. Nachromantische Strömungen	151
	1. a) Einleitendes	151
	b) Zeitungen	152
	c) R. Lohbauer	153
	d) Theater	156
	2. a) Hauff	156
	b) Waiblinger	159
	3. Rapp	166
	4. a) Bauer	176
	b) Mörike	178
V.	Zusammenfassender Rückblick und Ausblick	184
	a) Schubart bis Mörike	184
	b) Spätere Generationen	191
	Anhang	194
	Bibliographie	199

I. Aufklärungszeit. Sturm und Drang.

1.

Es ist ein prägnantes Zeichen für die Sonderentwicklung des schwäbischen Geisteslebens, daß Schillers Ausspruch in der Schrift über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Durch Schönheit zur Freiheit, durch die ästhetische Kultur zur politischen" sich in ganz Deutschland bewahrheitete und in Schwaben allein sich eine wesentliche Modifizierung, ja Umdrehung gefallen lassen mußte. Denn gerade die politische Lage war es hier, die eine neue ästhetische Kultur gebar, und ein Forscher[1]) hat erst vor wenigen Jahren nachzuweisen gesucht, wie die ganze württembergische Dichtung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu Schiller hin aus der Opposition gegen Herzog Karl hervorgegangen ist.

Die Rechtlosigkeit des Landes war in der Tat eine solche, daß man sich entweder in dumpfer Resignation beugen, oder versuchen mußte, unter persönlicher Gefahr der brutalen Willkür Karl Eugens Widerstand zu leisten. Die Steuerlasten, welche Karl Alexanders Regiment dem Lande aufgepackt hatte, wuchsen durch die unaufhörlichen Geldforderungen und Gelderpressungen Karl Eugens zu einem schier unerträglichen Druck an. Riegers gewalttätige Soldatenaushebungen, Montmartins gewissenlose Steuerprojekte, die das gequälte Land immer mehr aussogen, Lorenz Wittleders Diensthandel und die Verschwendung des herzoglichen Hofes mußten den Groll der Landstände so steigern, daß sie sich 1764 mit einer Klage an den Reichshofrat in Wien wandten. Doch selbst die drohende Erklärung Friedrichs des Großen, daß er auf seine Weise dem armen Lande wider den Despotismus zu Hilfe kommen würde (1765), hatte kaum Erleichterungen im Gefolge; seit 1770 rang die Landschaft noch lange mit dem Herzog um das Staatsgrundgesetz des Erbvergleichs, während die Einführung des Lottos[2]) die traurigsten sittlichen und wirtschaftlichen Verheerungen mit sich brachte und vor des Herzogs Willkür nicht einmal das Privatleben der Familien gesichert war. Erst mit dem fünfzigsten Geburtstage Karls (1778) und seinen zunehmenden Neigungen für Wissenschaft und Pädagogik löste sich langsam der Druck seiner Faust von dem Lande, um ihm sogar mancherlei nutzbringende Einrichtungen zu schenken.

1) Emil Seidel, Politik und Literatur in Württemberg von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Schillers Jugenddramen. Stuttgart 1910. [Württ. Jahrbücher 1910, 108].

2) Seybold wendet sich in seiner „Barbara Pfisterin" (1781) noch heftig gegen das ruinierende Unwesen der Lotterie.

Diese Zustände hatten zur Folge, daß sich die Interessen des Volkes auf zwei Gebiete hin konzentrierten: Politik und Religion [1]). Die Literatur stellte sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Vertretern Joh. Jakob und Karl Friedrich Moser und den Dichtern Huber und Gemmingen, wie erwähnt, ganz in den Dienst der Politik. Das Volk suchte in den Tröstungen der Religion ein Palliativ für seine bedrängte Lage, sodaß bald Württemberg ein Herd des Pietismus und zahlreicher religiöser Gemeinschaften wurde, die Jahrzehnte lang ihre Einflüsse geltend zu machen wußten. „Die Theologie hat auch . . alles getan, um den neuerwachten Drang nach poetischer Lektüre und poetischer Betätigung zurückzudrängen" [2]). Außerhalb der württembergischen Grenzen sah es im schwäbischen Lande kaum besser aus. Das Übergewicht des Katholizismus in Süddeutschland verband sich mit religiösem Rigorismus und der politischen Dezentralisation, um das Aufblühen einer originalen Literatur zu verhindern. Die Reichsstädte aber unterschieden sich vielfach nur durch oligarchische Form des Despotismus von der Tyrannis um sie.

So war der Boden für ein Verständnis Goethes wenig gelockert. Der politischen Aufklärung konnte er keine bedeutende Erscheinung sein, deren Hoffnungen und Entwürfen Hallers utopistische Romane weit näher lagen, während man in Rousseaus und Voltaires Schriften ideale Bestände einer wahrhaft zeitgemäßen Literatur sah. Der Jugend aber war durch die Torwächter der Theologie der Zutritt zu dieser verbotenen Speise meist versagt. Und wo sie etwa ins Stift eingeschmuggelt wurde, wußte man es an ihren Besitzern aufs strengste zu ahnden. — Man sollte denken, daß Götz und Werther gerade durch den ihnen inneliegenden demokratischen, besser volksfreundlichen Grundakkord, der ja auch noch im Clavigo hörbar mitklang, hier schnell Wurzel schlagen mußten. Aber diese politischen Schwingungen waren doch wohl zu schwach, um gerade von den an stärkere Dosis gewöhnten Schwaben sofort herausgehört zu werden. In der Beziehung mußte ihnen Lessings Emilia Galotti oder die allgemein gehaltenen antityrannischen Gedichte der Göttinger und Klopstocks mehr geben, ja vorbildlich werden; wie sich denn auch die ganze schwäbische Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorwiegend von diesen Quellen speisen läßt. Um Goethes Jugendwerke auch in Schwaben heimisch werden zu lassen, bedurfte es eines Mannes, der infolge seiner ungewöhnlichen Popularität der geeignete Bodenbereiter war. Das war Schubart. Wenn er aus Ulm am 23. Februar 1775 an Miller schrieb: „Bei uns in Schwaben sieht's würklich ganz erträglich

1) Auch der Gedanke findet sich bei Seidel betont.

2) E. Seidel, a. a. O. 138.

aus. Man liest alles frischweg, was herauskommt — Göthe wird verschlungen und Klopstock hochgeschätzt"[1]), so beurteilte er damit die momentanen Früchte seiner eigenen Propaganda. Aber auch er, und das unterstützt meine obige Ansicht, übersah die volksfreundliche Stimmung in diesen Jugendwerken. Was ihn in Goethes Dichtungen allein begeisterte, war der gärende Sturm und Drang, das Genietum.

2.

Seiner dichterischen Produktion nach ist Schubart dem Sturm und Drang zuzugesellen, dessen Vertretern er Zeit seines Lebens vollste Sympathie entgegenbrachte. Er war einer der stärksten Rufer im Streit gegen Tyrannei und Ausländertum, und seine blinde Abneigung gegen den Westen, die erst vor der französischen Revolution zeitweilig halt machte, hat ihn oft ungerecht gegen Andersdenkende werden lassen. Eine starke Dosis Reizbarkeit und Empfindsamkeit tat das ihrige, um diesen bedeutenden Kopf zu einem echten Stürmer und Dränger zu stempeln, der sein Leben lang in allem bis zur äußersten Grenze gegangen ist.

Man erkennt jetzt schon, was ihn mit Goethe verbinden und was ihn von diesem trennen mußte: was für Goethe eine bloße Durchgangsperiode bedeutete, die er bald mit mißachtender Gebärde von sich warf, war für Schubart der reinste Ausdruck seiner Natur, die ihn bis ins volle Mannesalter diese Allüren des begeisterten Jünglings behalten ließ. War das Ethos seiner Stürmer- und Drängerzeit für Goethe zum großen Teil ein Spiel seiner Kräfte, um sie kennen zu lernen und alsbald mit tieferen Äußerungen seiner Natur zu vertauschen, so war es für Schubart der erschöpfende Ausdruck seines Wesens, daß selbst die frömmelnden Gesänge vom Asperg nur als eine Variation auf das alte Thema, aber keineswegs als eine neue Melodie in seinem Entwicklungsgange zu bezeichnen sind.

Hätte Schubart zwanzig Jahre länger gelebt, so würden wir die Kurve einer langsamen Entfremdung von Goethe wohl klar vor Augen haben; so bleibt uns nur die Annahme, daß die an Verständnis hinter den Werther- und Götzkritiken weit zurückbleibenden Besprechungen von 1787 schon ein Zeichen für die Divergenz der Linien Goethes und Schubarts sind.

Das dem Schwaben eingeborene starke politische Interesse und die lebendige Teilnahme an den aktuellen Zeitfragen, die wir bei allen bedeutenden Köpfen dieses Stammes beobachten können — was nicht selten

1) Ich zitiere nach den handschriftlichen Quellen (Kgl. Landesbibliothek Stuttgart.) Die Briefe sind aber fast durchweg bei D. F. Strauß (s. Bibliographie) zu finden.

für die Form ihrer kritischen Stellungnahme von Bedeutung wurde —, hatte in Schubart einen seiner prägnantesten Vertreter. Denn wenn auch seine künstlerische Produktion erst in zweiter Linie ein Kind politischer Opposition war, so mußte die wirtschaftliche Lage seiner Heimat, das Treiben des Hofes und die Tyrannei des Herzogs doch seiner Publizistik eine bestimmte Richtung geben. Das hebt ihn über die ihm geistesverwandten Göttinger hinaus, deren demokratische Tendenzen doch recht verschwommene Formen trugen. Auch grüßte Schubart die französische Revolution nicht durchweg mit jenem Jubelschrei, wie man ihn allenthalben in Deutschland hören konnte. Der erste Rausch machte bei ihm bald einer größtenteils pessimistischen Auffassung der Vorgänge in Paris Platz, die ihn mit banger Sorge um die Zukunft erfüllten. Ging aber Goethes Skepsis hinsichtlich der Revolution aus der natürlichen Abneigung gegen alles Gewaltsame und maßlos Brutale hervor, so spielten bei Schubart religiöse und nationale Gesichtspunkte eine nicht unwesentliche Rolle[1]). Andererseits lag es nahe, daß der kerndeutsche Schubart, der jede Gelegenheit ergriff, um auf das Franzosentum loszuschlagen, nicht gerade über Paris den Stern, der ein neues Reich verkündete, aufgehen sehen konnte. Ganz den Stürmer und Dränger aber erkennen wir in ihm, wenn er in Augsburg jenen anstößigen Sehnsuchtsschrei nach einem „Hut voll englischer Freiheit" erschallen ließ, oder in seiner Biographie dem „Jüngling" zuruft, in die Schweiz und dann nach Hamburg zu gehen, „um zu wissen, was Freiheit für Leute macht; und dann an die Höfe, um zu sehen, wie Sklaverei den Menschen verschnizelt"[2]). Töne, wie wir sie bei Wekhrlin und Affprung wieder hören können, die dem Naturell Schubarts durchaus entgegengesetzt waren, weshalb auch ihre Stellung zu Goethe eine so ganz andere war. Denn Schubarts Stellung zu ihm erscheint lediglich als eine Frucht seiner individuellen Sympathie, aber nicht bedächtiger Kritik. Ihm fehlte dazu die Besonnenheit und Selbstbeschränkung. Sein Temperament ging stets mit seinem Verstande durch, und seine schrankenlose Subjektivität, seine Schnellfertigkeit mit dem Wort, die wohl seiner Popularität alle Tore öffnen konnte, mußte ihm gerade den Weg zu tieferer kritischer Erkenntnis versperren.

Schubarts starkes Interesse an den Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur ließ ihn nicht an Goethes Jugendproduktionen vorbeigehen. So las er dem jungen Grafen Schmettau in Mannheim die Hermannsschlacht von Klopstock und Götz von Berlichingen vor; so veranlaßte er

1) Vgl. den Brief vom 19. Juli 1791 an seinen Sohn Ludwig: „Ich sehe in diesem Toben . ." bis „was man ohne Gott vermag?"

2) Schubarts Leben und Gesinnungen, Stuttgart 1791/2 II 109.

in Augsburg das Entstehen von Lesestunden, die er in Privathäusern und öffentlichen Sälen anstellte und „damit eine merkliche Revolution im Geschmacke veranlaßte“ [1]). Neben Klopstock, dem er auch dort zahlreiche Bewunderer zuführte, finden wir Goethe, Lenz und Leisewitz erwähnt. Und gleich in den ersten Blättern der „Deutschen Chronik“ (1774, 2. May) weist er freudig auf die Berliner Aufführung des Götz von Berlichingen hin, „dieses Schauspiel, welches hundert französische und die meisten deutsche aufwiegt“. Der deutsche Stoff und die realistische Art der Dialogführung ist es, die ihn hier begeistert: „Sollte nicht einmal das deutsche Publikum . . . unsere ersten Genies Klopstock, Goethe und Lessingen bitten, uns mehr patronymische [!] Stücke zu liefern, wie Hermannschlacht, Göz und Minna“ [2])? Und recht von Herzen „staunt“ er „den altdeutschen Harrismus (sic) unsers Gözen an“ und sein „Ohr ist nicht eckel, wenn er zum Trompeter sagt; Sags deinem Hauptmann pp.“ [folgt die bekannte Stelle] [3]). Im November ruft er „Heil und Preis dir Ackermann“! Weil er in Hamburg den Götz zur Aufführung gebracht hatte „wohl dem Publikum, das solche Stücke sehen kann“ [4])! Mußte der Götz die rechte Resonanz in seinem deutschen Herzen finden, so brachte der Werther die in Schubart vorhandene Menge der Empfindsamkeit zu explodierendem Ausbruch; denn seine Wertherkritik gehört zu den stärksten Fortissimi, deren seine orchestrale Natur fähig war:

„Da sitz ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir, Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werthers von meinem lieben Goethe — gelesen? — nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätt ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstücke allerfeinsten Menschengefühls aufgethaut da . .“ [5]). Er vergleicht sich mit der Rahel im 2. Gesang des Messias, „wie sie im himmlischen Gefühl zerrann und unter dem Gelispel des wehenden Baches erwachte“, und leiht seiner Begeisterung die stärksten Töne, um die Gewalt des Werther recht eindringlich zu machen „ . . der Held, Er, Er ganz allein lebt und webt in allem, was man liest; Er, Er steht im Vorgrunde, scheint aus der Leinwand zu springen und zu sagen: Schau, das bin ich, der junge leidende Werther, dein Mitgeschöpf! so mußt ich

---

1) A. a. O. II 39.
2) Deutsche Chronik 1774, 79.
3) A. a. O. 278.
4) A. a. O. 502.
5) A. a. O. 574/7.

volles irdenes Gefäß am Feuer aufkochen, aufsprudeln, zerspringen". — Doch Schubarts gesunder Sinn sträubt sich dagegen, in diesem Roman eine Anleitung zum Selbstmord zu sehen: „Dir aber Schwabe, der du immer nach Moral in Werthers Leiden schnappst, muß ich noch sagen: so hat 'n mal 'n Mensch gehandelt; aber so sollst du nicht handeln. Es ist Schuldigkeit des Genies, manchmal einen Menschen aus Millionen herauszuholen, und ihn zum Anschauen darzustellen"[1]. Dieser Liebe zum Werther blieb Schubart zeitlebens treu. Er will nichts mit „Werthers Leiden von Raphael Goethe gemacht"[2] verglichen wissen und wendet sich mit besonderem Ärger gegen alle Angriffe, die gegen diesen Roman erhoben wurden. Dem sonst von ihm verehrten Nikolai verargt er die „Freuden des jungen Werthers"[3] und die „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werthers" bitter: „. . Wenn dieß nicht schändliche Gallsucht ist, so weiß ich nicht, was es sonst ist. — Wir andern phantasirende oder rasende Kerls lesen noch immer den Werther mit Entzücken und sehen den Helden und seinen Schöpfer als einen herrlichen Beytrag zur Geschichte des Genies an"[4]. Bei jeder Gelegenheit läßt er seiner Freude über dieses Werk freien Lauf[5] und erwähnt und zitiert aus ihm, wo er nur kann.

Doch hinderte ihn seine Liebe für den Götzdichter nicht, an „Götter, Helden und Wieland" Anstoß zu nehmen: „Hier liegt eine Posse (warum Farce? — weg mit dem französischen Plunder, wo wir ihn entbehren können[6]) vor mir, die mich fast zu Tod ärgert." Eben weil sie gegen Wieland gerichtet ist, „dem wir in aller Absicht so viel zu danken haben" — „ein Meisterstück ist sie und niemand kann so dialogisiren, als der Verfasser des Götz von Berlichingen[7])." Aber der leidenschaftliche Kämpfer für eine einheitliche deutsche Nationaliteratur erkennt, daß hier „Gefahr für unsere Literatur" ist, „wenn sich die besten Köpfe entzweien." Der Ärger gegen Goethe verwandelt sich bald sogar in Schimpfen, wozu ihm das „Moralisch politische Puppenspiel" und vor allem der „Clavigo" den Anlaß gab.

Clavigo mußte Schubart, der wohl im stillen auf einen zweiten Götz, voll schwellenden Germanentums, gehofft hatte, bitter enttäuschen: „Denk doch, lieber Leser, der große Verfasser des Göz und des Hofmeisters [!]

1) A. a. O. 1775, 173.
2) A. a. O. 173.
3) Ebenda.
4) A. a. O. 422.
5) A. a. O. 62. Deutsche Chronik 1776, 590.
6) In einer Fußnote zugefügt.
7) Deutsche Chronik 1774, 150.

hat ein neues Trauerspiel Klavigo herausgegeben, worinnen sein Genie — nicht auf Rosenbetten, sondern auf Brennesseln entschlummert ist[1]). Und angeblich dem Auszuge „aus dem Briefe eines Freundes" entstammt die folgende Kritik, die zweifellos frisch aus Schubarts Feder geflossen ist[2]). Immer wieder ist es ihm unbegreiflich, wie der Verfasser des Götz den Clavigo gemacht haben kann. „Sollte es sein erster Versuch seyn? . . . Warum wird er gedruckt? . . Mich ärgert's in der Seele. Die Leute reden alle so Buch- und Romanenmäßig, daß einem dabey übel wird. Die besten Situationen sind verhunzt . ." u. s. w. Und als er im November gar von der Quelle hörte, gab ihm sein Ärger darüber die kühle Notiz ein: „Die wahre Geschichte des Clavigo ist kürzlich in Hamburg aus dem Französischen übersetzt erschienen. Bekanntlich hat Göthe den Stoff zu seinem Clavigo daraus genommen. Die deutsche Muse rächte sich an dem Verfasser des Göz, und Clavigo wurde nur ein ganz mittelmäßiges Stück. Hier kann man sehen, wie Herr Göthe [!] seinen Stof bearbeitet hat. . .[3])" Und in den „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften für Unstudierte," die, 1777 herausgegeben, wohl 1774 gehalten wurden, wendet er sich von den gerühmten Namen Klopstocks, Brawes, Weißes und Lessings zum Clavigo, mit dem sich Goethe „noch lange nicht unter die glänzende Reihe der genannten Trauerspieldichter emporgeschwungen" hätte[4]), während er ihm in seinem „Göz von Berlichingen alles übertrift, was jemals unter den Deutschen vor's Theater geschrieben wurde"[5]). Noch bitterer fällt sein Urteil über das „Moralisch-politische Puppenspiel" aus, das er kurzweg „triviales, elendes, eckelhaftes Zeug" nennt, um dann schließlich versöhnend einzulenken: „Indessen sind auch in diesem Puppenspiel Zuge, die einen treflichen Kopf verraten: So Prolog, viel trefliches sagt der Maler . . . Vielleicht kömmt mein Widerwille gegen dieß Puppenspiel auch daher, weil ich's heiß vom Werther las[6])." Da er kurz vorher auch Lenz' Neuen Menoza in Grund und Boden gestampft hatte, so ist, wie W. Müller ganz treffend bemerkt[7]), wohl zunächst in schlechter Laune das Motiv für die scharfe Ablehnung

---

1) Deutsche Chronik 1774, Beilage, 6.

2) Dafür spricht nicht nur der Stil, sondern auch seine Gewohnheit, die Chronik dadurch dramatisch zu beleben, daß er fingierten Personen dieses oder jenes in den Mund legte.

3) Deutsche Chronik 1774, 527.

4) Vorlesungen 41.

5) Ebenda.

6) Deutsche Chronik 1774 Beilage, 44.

7) Wilhelm Müller, Die literarische Kritik in Schubarts Deutscher Chronik 1774—1777. Erlangen 1910, S. 68.

zu suchen, was bei Schubarts sanguinischer Natur ja nahe lag[1]). Freundlich stellt sich der Chronist zu „Erwin und Elmire" das „nach dem Gefühl aller guten Leser das beste deutsche Singspiel" ist[2]). Auch am 13. Juli 1775 erwähnt er aus Ulm an seinen Bruder unter den besten Büchern der letzten Messe „Otto, ein Trauerspiel, und Erwin und Elmire, ein Operetchen, beede von Göthe [!] — vortreflich!"

Wichtiger ist, daß Schubart in seiner Chronik auch auf den „Brief des Pastors zu . . . an den Pastor zu . . ." hinwies und das Publikum dafür zu interessieren suchte: „Er ist nicht aus dem Französischen übersetzt, sein Verfasser, Herr D. Göthe, wollte nur unter dieser Maske unsern Priestern heilsame Wahrheiten vorpredigen. Diese zwei Bogen sind schwerer an Innhalt, reicher an gemeinnützigen großen Gedanken, als ganze große Werke über die Pastoraltheologie[3])" und geht im folgenden noch lobend auf einzelnes ein. Hier fühlte sich Schubarts Religiosität, die selten, aber dann mit elementarer Stärke nach Ausdruck rang, mächtig gepackt. Denn die „heilsamen Wahrheiten", die vom dreiundzwanzigjährigen Göthe hier ausgesprochen, in den Forderungen der Liebe, Demut und Verträglichkeit ausklangen, mochten ihm ernste Fragen vorlegen; fernerhin aber mußten sie Schubart einen Vergleich ziehen lassen mit den herrschenden theologischen Richtungen seines Vaterlandes und den Finsternissen der Pfaffenwirtschaft, die auf seinen Sturz bald einen so bedeutenden Einfluß haben sollte.

Hier ist es wohl am Platz, noch einmal die Frage zu streifen, ob Schubart jemals Goethe persönlich kennen gelernt hat, wie er es in jener bekannten Stelle eines Briefes an seinen Bruder vom 17. November 1775 versichert: „Die vortreflichen Grafen Stollberg waren auch hier . . . Göthe war auch hier — ein Genie, groß und schreklich, wie's Riesengebürg; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle Lieb gewonnen." Die heutige Forschung ist sich wohl darin einig, daß die angebliche persönliche Zusammenkunft mit Goethe fingiert oder der Wunsch zum Vater des Gedankens geworden ist[4]). Es ist zum mindesten verwunderlich, daß noch Klob[5]) annimmt, Goethe sei in Ulm gewesen und im „Baumstark" von Schubart aufgesucht worden, während

1) Vgl. dazu Schubarts eigene Äußerung in Deutscher Chronik Febr. 1776, 191.

2) Deutsche Chronik 1775, 616.

3) Deutsche Chronik 1774, 543.

4) Mit etwas Sophistik ließe sich schließlich die Behauptung aufrecht erhalten, daß in der Briefstelle ausdrücklich von einer persönlichen Zusammenkunft mit Goethe nicht gesprochen wird.

5) K. B. Klob, Ein deutsches Dichter- und Kulturbild. Ulm 1908.

doch schon Hauff[1]) an der Hand einer Reihe von einleuchtenden Argumenten die Realität dieser Begegnung stark in Zweifel gezogen hatte. Es spricht außer der erwähnten Briefstelle auch nichts dafür. So gut wie alles aber dagegen. Auch Wohlwill hat zu verschiedenen Malen[2]) ebenso wie R. M. Werner[3]) unter Vermehrung der Gründe dieser Annahme einer Zusammenkunft widersprochen, so daß ich unter Verweisung auf diese Aufsätze, denen sich noch Krauß[4]) anschließt, die Frage als erledigt betrachten kann. Wer Schubart kennt, wird in dieser Aufschneiderei nichts Absonderliches finden, da sein Temperament, seine starke Phantasie, seine Neigung zum Renommieren ihm oft genug Behauptungen eingab, an die er selbst wohl nicht recht glauben mochte.

Auch gegen die zweite Begegnung Schubarts mit Goethe im Dezember 1779, als Karl August nnd sein Minister am Hofe des Herzogs weilten, sind Bedenken erhoben worden. Georg Hartmann erzählt von einem Besuch auf dem Asperg, in Begleitung des Herzogs und Franziskas[5]), und diese Aufzeichnungen werden unterstützt durch eine Nachricht in der Biographie seines Oheims Israel Hartmann[6]). Daß Schubart sich dieser Begegnung nie rühmt, bleibt bemerkenswert. Doch möchte ich eher daran glauben, als mit Krauß[7]) von einer Verwechslung Hartmanns sprechen, dessen Aufzeichnungen wohl einen chronologischen Fehler tragen, aber kaum einen so sonderbaren Irrtum zulassen. Dürftig genug mag sie ausgefallen sein, denn Schubart befand sich erst im dritten Jahr seiner Gefangenschaft und genoß noch herzlich wenig Freiheit. Die Gegenwart der beiden Herzöge, Franziskas und Hartmanns mögen das Ihrige dazu beigetragen haben, dieses Zusammentreffen zu einem völlig bedeutungslosen zu stempeln. Ja vielleicht hat Schubart nicht einmal gewußt, daß einer von den Besuchern Goethe war. Sehr fraglich endlich ist die persönliche Verwendung Goethes für Schubart. Denn sein Brief vom 2. Januar 1787[8]), wo er „der Verwendungen eines Goethe, Lavater,

1) Gustav Hauff, Schubart, 1885, S. 137.

2) Euphorion 1909, 349 ff., ebenda 1911, 513/14, Anz. für Lit. Gesch. XV, 30.

3) Anz. f. d. A. XIII, 165.

4) Goethe, Jahrb. XXIII, 116 ff., abschließend.

5) In dem Aufsatz „Meine Dienstjahre." Die betreffende Stelle veröffentlicht von Julius Hartmann im Goethe-Jahrb. 1882, 358. Sie findet sich in den gleichen Aufzeichnungen in den Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit 1842.

6) Julius Hartmann, 1. Januar 1780 an Elise von der Recke in den obigen Aufzeichnungen abgedruckt.

7) Goethe-Jahrb. XXIII, 116 ff.

8) Goethe war aber schon 1779 in Stuttgart gewesen. Der Brief ist also volle sieben Jahre danach erst geschrieben.

Campe, Deinet, Kazner, und anderer" gedenkt, will wenig sagen, da er von ihnen auch nur durch zweite Hand davon erfahren haben kann; am meisten bestärkt aber das Schreiben der Helene Schubart vom 16. Dezember 1779[1]), in dem sie dem Gatten von den traurigen Ergebnissen ihrer versuchten Annäherung an den „großen Mann" [Goethe] zum Zweck seiner Vermittlung beim Herzog, berichtet, die Annahme, daß Goethe, der vom Herzog bald ungnädig angesehen wurde, nicht bei ihm als Fürsprecher für den Gefangenen aufgetreten ist.

Als Schubart den Asperg verließ, waren ihm künstlerisch die Schwingen gelähmt, und gemütlich war er von der Stickluft eines Hahn-Oetinger-Riegerschen Christentums, das den kraftvollen Mann zu einem wimmernden Frömmler" umgeschaffen hatte, so angesteckt worden, daß es der ganzen Macht seiner im Kern gesunden Natur bedurfte, um diese Einflüsse wieder abzuschütteln. Im Grunde blieb aber die Aspergzeit für Schubart nichts anders als eine schauerliche Episode. Sie hat auf seine seelische Reife und Vertiefung merkwürdig wenig, auf seine kritische Wertungsfähigkeit gar keinen Einfluß ausgeübt. Denn wenn er vom Asperg aus seinen Angehörigen nur noch die Bibel zur Lektüre empfahl, seiner Tochter dringend von Romanlektüre abriet und 1783 an seine Frau schrieb: „Niemand ist vom Unmoralischen des Theaters mehr überzeugt, als ich," so spricht aus der Briefstelle an Ludwig vom 26. August 1787 wieder ganz der Ulmer Chronist: „Göthe, Schiller, Herder, Heinse und Klinger sind jetzt meine Lieblinge. Die Männer haben doch noch Nerven." Wenn er aber im Februar 1787 an Gleim schreibt: „Goethe schwindelt von parfümierter Hofluft und eingesogenem Weihrauche[2])" oder wir auf dem Stuttgarter Theaterspielplan kein einziges Drama des einst so vergötterten finden, werden wir doch glauben dürfen, daß sich hier eine langsame Abkehr vollzog, die bei der Schubart eigenen Anhänglichkeit an Persönlichkeiten, denen er einmal Treue geschworen hatte, und bei seiner Sympathie für alles Originelle und Große natürlich nie die Form eines offenen Abfalls angenommen hat. So ist zwar das „Göthe" überschriebene Kapitel in der nunmehrigen „Vaterländischen Chronik[3])" noch ganz von der alten Liebe zum Meister getragen [„der sich würklich in Italien befindet, um diß Europäische Elisium mit seinem Feuerblicke zu betrachten."] Aber wir vermissen die Bemühung, die folgenden Werke

1) Vgl. auch „Herzog Karl Eugen und seine Zeit" I, S. 425/6.

2) Euphorion 11 (1904), 576. Die übrigen Briefzitate habe ich alle den Handschriften der kgl. Landes-Bibliothek in Stuttgart cod. hist. Q 340 entnommen. Sie sind übrigens in den meisten Fällen bei Strauß, Gesammelte Schriften, Bd. 8. 9. abgedruckt.

3) Vaterl. Chronik 1787, 54 f.

mit Verständnis zu durchdringen, und nicht selten tönen uns nur Phrasen entgegen, die aus der Gewohnheit, aber nicht aus ehrlicher Empfindung geboren sind. Bei den „Mitschuldigen," die er offenbar zum ersten Male las, wundert er sich, „daß ein Göthe sichs des vom deutschen Theater verbannten Alexandriners wieder annimmt" und fährt fort: „Nun ist zwar diß Stük kein Meisterwerk, sondern eine mit dem Crayon sorgenlos hingetändelte Zeichnung des Meisters;" aber er findet die „Intrike" gut erfunden und die Sprache rein und schlank im Dialog. Enthusiastischere Töne wählt er gegenüber der Iphigenie auf Tauris: „Hier ist Meisterwerk. Wer hat den Geist Euripides so gebannt, wie hier Göthe, der nach langer Pause, in der er den Bocksprüngen unserer Schöngeisterei zusah, wieder als ein guter freundlicher Genius in eigener Kraft unter uns auftritt. Nicht wilde — von einem bis zum andern Extrem der Leidenschaft fortreißende Situationen empfehlen diß Stück; aber tiefe, edle Einfalt in Handlung, Karakterzeichnung und Ausdruck, die jeder Kenner am Griechen Euripides so sehr bewundert, spiegelt sich hier unter dem eigenen Gepräge des originellen Göthe, auf die bezaubrendste Weise." Also gerade was Göthes Iphigenie so gründlich von der des Euripides unterschied, was seine Schöpfung in ihrem ethischen Gehalt so durchaus neu erscheinen ließ, erkannte er nicht. „Iphigenie, welch edler Karakter!" und nach kurzer Charakteristik des Orest und des „bidren, klugen Pylades" die Mahnung an den Leser: „hast du noch reines Naturgefühl, so lies und empfind' und geniese selber!!" — Obgleich Schubart hierin sich vorteilhaft von der zeitgenössischen Kritik abhob, die an der Iphigenie meist gleichgültig vorüberschritt, indem ihm für die Schönheit des Schauspiels keinesfalls das Organ abging, so reihte er sich doch darin den meisten seiner Zeitgenossen an, daß er den eigentümlichen Wert des Werkes nicht zu erkennen oder gar zu begründen verstand. Diese Kritiken verlieren aber noch mehr an Bedeutung, wenn man bald darauf ihn ebenso laut ein höchst mittelmäßiges Gedicht von Frau v. Werther (wohl nur wegen seines patriotischen Gehalts) rühmen hört[1]), wenn man auf Schritt und Tritt bemerkt, wie Schubart Goethe nicht von anderen Dichtern abzuheben vermag und ihn auch jetzt noch mit Wieland, Klopstock, Gerstenberg oder gar Pfeffel in eine Reihe stellt! Ich komme darauf noch zurück.

Anläßlich der Ankündigung von Wielands Merkur[2]) kommt er auch auf Goethes Mitarbeiterschaft zu sprechen, erwähnt rühmend und kurz

---

1) A. a. O. 59.
2) A. a. O. 1789, 209.

die Beschreibung des Römischen Carnevals[1]) und freut sich an dem Gedanken, daß Herder und Goethe, „die beeden Zierden unseres Vaterlandes“, „hochgeschätzt . . und gesucht“ in Rom weilen[2]).

Damit hören Christian Schubarts Kritiken Goethescher Werke auf, denn der nächste, „Göthe“ überschriebene Aufsatz[3]) ist schon von Ludwig Schubart und von uns an anderer Stelle zu betrachten. Daß natürlich diese Kritik in ihrem lobenden Grundcharakter sich mit der Ansicht des alten Schubart deckte, ist unzweifelhaft; ja, der angehängte Beschluß der Tassobesprechung scheint sogar nur auf diesen zurückzugehen[4]):“ „Das Herz muß dem Vaterlandsfreunde aufschlagen, daß wir allmählich Schauspiele erhalten, die wir den bewundertsten Meisterstücken aller Nationen entgegenstellen können. Nur der fromme Wunsch bleibt uns noch übrig: daß unsere ersten Dichterköpfe doch mehr auf Nationalinteresse, das eine Hauptbedingung der griechischen Dramen war, wie Klopstock Rücksicht nehmen möchten!“ Hier spricht derselbe Mann, der den deutschen Götz bewunderte, über den französierenden Clavigo sich ärgerte und es „befremdend“ fand, daß „Schiller, dieser Originalkopf, die ganze Erzählung“ seines Geistersehers „aus dem Französischen des Grafen von O. nahm[5]), “(was er später widerrief[6]). Schon im Jahre 1775 hatte Schubart darauf hingewiesen, daß Lessing und Göthe an einem Faust arbeiteten[7]), auch kam er in einer späteren Notiz noch einmal kurz darauf zurück[8]). Denn wie er es sich nie nehmen ließ, bald auf literarische Pläne, bald auf neue Lebensstellungen seines „Abgotts“ aufmerksam zu machen[9]), so muß es uns doch ein wenig wundern, daß er nun, neben dem Tasso, auch die Kritik des Faust seinem Sohne überließ[10]). Die zahlreichen Einzelerwähnungen Goethes, lobender oder unbestimmter Art, aufzureihen, würde uns nichts Neues mehr über Schubarts Stellung zu Goethe sagen können, denn die „Kritische Skala,“ wo er Klopstock den ersten Platz anweist, halte ich mit Krauß für eine bloße, „willkürliche

1) A. a. O. 344.

2) Ebenda.

3) Chronik 1790, 207.

4) Auch Krauß vertritt diese Ansicht Goethe Jahrb. XXIII, 128.

5) A. a. O. 1788, 419.

6) A. a. O. 1789, 211.

7) Deutsche Chronik 1775, 310.

8) Deutsche Chronik 1776, 175.

9) Deutsche Chronik 1774, 443 Deutsche Chronik 1776, 174, 440, 636. Vgl. auch Brief vom 23. Februar 1775 an B. Haug.

10) Chronik 1790, 524. Ein Hinweis auf die „Metamorphose der Pflanzen“ ist der Besprechung angegliedert. Ich werde an anderer Stelle darauf noch zu sprechen kommen. Die späteren Goethekritiken fallen schon in die Zeit nach Schubarts Tod.

Spielerei" und bin keineswegs geneigt, ihr gleich Gustav Hauff[1]) eine „höchst wichtige" Bedeutung zuzusprechen. Damit komme ich auf die Goethekritik Schubarts in absoluter und historischer Bewertung zu sprechen.

Bernhard Seuffert nennt in seiner Vorgeschichte des Mannheimer Nationaltheaters Schubart den bedeutendsten Kritiker Süddeutschlands[2]). Dieses Urteil erweitert noch Gustav Hauff, indem er fortfährt: „. . er war überhaupt einer der ersten Kritiker Deutschlands und der in seinen Schriften verborgene Schatz kritischer Weisheit wird erst vom Verfasser dieses zu heben gesucht[3]) . . . Der Kritiker Schubart ist so groß und so originell, wie der Dichter Schubart. Er erinnert in manchen Punkten an Lessing und man könnte sogar eine Parallele zwischen beiden ziehen . .[4])" „Schubart fällt Urteile, die ihn neben den kalten besonnenen Lessing stellen." Diese Behauptungen entspringen einer maßlosen Überschätzung der Kritiken Schubarts; denn, abgesehen von der geradezu polaren Gegensätzlichkeit Schubarts und Lessings, ist auch der Bedeutungsunterschied dieser beiden Männer aus fast jeder literarischen Notiz erkennbar. Schubarts Kritik war im Gegensatz zu Lessings intuitiv und impulsiv. Er gab nur den empfangenen Eindruck wieder, und die Stellen sind zu zählen, wo der prüfende Verstand dem instinktiv erfassenden Gefühl gegenüber die Oberhand gewann[5]): Was Schubart in erster Linie fehlte, war ein Maßstab[6]), den er seiner Beurteilung zugrunde gelegt hätte. Wie er sich bald hier durch ihm verwandte Töne persönlich gepackt fühlte, so wurde wieder dort seine von Chauvinismus nicht ganz freie Natur durch französischen Stoff abgestoßen. Gerade dieses Moment muß nachdrücklich betont werden, denn es machte ihn bedenklich einseitig im Lob wie im Tadel. Darin jedenfalls unterschied er sich nicht um Haaresbreite von der zeitgenössischen Kritik, daß ihm Klopstock allzeit der unbedingte König des deutschen Dichterstaates blieb[7]). Denn, begann ihm auch bisweilen sein kritisches Gewissen zu schlagen und er gegen die künstlerische Unfehlbarkeit des Messiassängers schüchterne Einwendungen zu machen,

1) G. Hauff: Schubart 330.

2) A. a. O. 329. Was im Hinblick auf seine Zeitgenossen gewiß richtig ist.

3) Wilhelm Müllers Buch „Die literarische Kritik rc" ist in der Beziehung ganz unfruchtbar. Er geht dem Problem einfach aus dem Wege.

4) Hauff: Schubart S. 329. Der folgende Satz S. 314.

5) Ich verweise auf das wirklich klare und richtige Urteil über Richardson in den „Vorlesungen" S. 85.

6) Ich identifiziere hier natürlich kritischen Maßstab nicht mit einer beschränkten ästhetischen Regel, die an alle Kunstwerke in ganz gleicher Art angelegt wird.

7) Klopstock schien ihm eben auf das „Nationalinteresse" (s. oben) „Rücksicht" zu nehmen!

er erschien ihm stets als „eins der größten Genies, die jemals gelebt haben, einem Homer, Shakespeare, Dante und Milton nicht nur vollkommen gleich, sondern ihnen überlegen an Empfindung und Erhabenheit [1])." Dies hinderte nun nicht, daß ihm „Cervantes an der Spitze aller Romanschreiber" stand, „die jemals gelebt haben [2])," während er doch wenig später Fielding für den „größten Romanschreiber der Welt" erklärte [3]). Unumwunden bezeichnete er Shakespeare als „das größte dramatische Genie [4])." Aber seine Schöpfungen öffneten ihm keineswegs die Augen über den Unwert der stark überschätzten Klopstockschen Trauerspiele [5]). An anderer Stelle nennt er Klinger [6]) und bald wieder Goethe unsern deutschen Shakespeare, „dessen Götz von Berlichingen alles übertrifft, was jemals unter den Deutschen vor's Theater geschrieben wurde [7])." Es hat nie ein Fürst freigebiger an die verschiedensten Personen die gleichen Orden ausgeteilt, als Schubart krönende Epitheta an die „Genies [8])" seiner Zeit. Es scheint dem, der nicht den schrankenlos subjektiven Charakter Schubarts kennt, lächerlich, wie er Goethe verehren und doch noch behaupten konnte, daß „die späteste Nachwelt" „Bodmern, den Schöpfer der „Noachide" bewundern" würde [9]), wie er die Bedeutung des Werther zu erkennen schien und im Dezember 1776 von Millers Siegwart sagen konnte: „Man zeige mir ein Buch in und außer Teutschland, geschrieben mit dieser gleichen Wärme, mit dieser wahren himmlischen Empfindung für Religion, Liebe, Tugend, Schönheit . . . [10])" Und wie er an Maler Müller flammende Lobeshymnen singt, vor denen jedes Genie bescheiden erröten müßte [11]), so ruft er auch 1871 noch aus: „Zwischen Klopstock und Wieland ist eine Kluft; wer füllt diese aus? Niemand denk' ich, als Gerstenberg, der an Erhabenheit, Großheit der Gesinnung und Tiefgefühl an Klopstock, so wie in lieblicher Phantasie, reiner und starker

1) Schon Strauß zitiert diese Stelle: Morgenblatt: „Schubartiana" Nr. 168, 671.

2) Vorlesungen: 81.

3) Vorlesungen: 85.

4) Vorlesungen: 36.

5) A. a. O. vgl. 41, auch Chronik 1787, 374.

6) Brief vom 17. November 1775 an seinen Bruder. Strauß 8, 223.

7) Vorlesungen 41.

8) Die verschwommene Vorstellung von dem Wesen des Genies teilte Sch. mit seiner Zeit, wiewohl er die übel verbreitete Anwendung des Begriffes auf alle möglichen Menschen ausdrücklich ablehnte. Er selbst aber sagt „Ein Originalgenie ist derjenige, dessen Seele einen eigenen Schwung hat!" (Vorlesungen 13).

9) Vorlesungen 28.

10) Teutsche Chronik 1776, 766.

11) Brief vom 3. Oktober 1775. Holtei: Dreihundert Briefe. II, 120 f. Man hat diesen Brief fälschlich als an Goethe gerichtet aufgefaßt. Goethe-Jahrb. III 378.

Diktion, Wiz und malerischen Stärke an Wieland gränzt" usw.[1]) Schon 1775 (in den Vorlesungen) hatte er auf Gerstenbergs Ugolino als eins der ersten Trauerspiele der Welt hingewiesen. Die Wirkung des Moments beherrschte sein Urteil völlig, und so darf es uns nicht wundern, wenn er bei Wesselys Mesaide annimmt, daß den Herausgeber „alle Freunde der höhern Dichtkunst" dafür „segnen" werden, oder er gar seines Ludwig hochherzigen Gönner, den „unsterblichen Herzberg", „einen der größten Minister der Welt[2])" nennt. Letzteres ein Beweis, wie sehr persönliche Empfindungen sein Urteil trübten. Daß Schubart, ganz im Gegensatze zu seinen Zeitgenossen, nie mit moralischen Forderungen an die Dichtung herantrat, soll ihm hoch angerechnet werden; daß er sich mit Feuereifer für eine nationale deutsche Literatur ins Zeug legte (wenn er diese auch noch sehr nach dem Stoffe orientierte), wird man ihm gewiß nicht vergessen. Hier liegt der historische Wert seiner Kritik im allgemeinen. Aber die angeführten Stellen, an die sich noch zahlreiche ähnliche anfügen ließen, ermächtigen uns auch, seine Goethebewertung nicht zu hoch einzuschätzen.

Goethe kam seinen nationalen Wünschen entgegen und ergriff ihn, als echtes Kind seiner empfindsamen Zeit, mächtig im Werther. Er schien ihm in der Gewalt, wie er den menschlichen Leidenschaften Form und Bedeutung gab, wesenverwandt und riß seine für alles Großartige empfängliche Seele mit. Dadurch wurde sein Goethekritik nach einer ganz bestimmten Richtung außerordentlich bedeutsam, wenn er Goethe auch mit seinen Zeitgenossen stets zusammenschnürte und ihm seine unterschiedliche Größe nie rein zum Bewußtsein kam, er bahnte seinen Landsleuten den Weg zum Verständnis Goethes. Er trug dadurch, daß er ihr Interesse von Bodmer und Haller und den französischen Literaten ab und auf die deutsche Dichtung der Gegenwart hinlenkte, wesentlich zur Veredlung und Wandlung des künstlerischen Geschmacks bei.

Goethes Abneigung gegen Schubart ist bekannt. Er gehörte einer von ihm überwundenen Lebensperiode an. Aber für das Überwundene verlor Goethe das Verständnis. Die Schubartsche Chronik erinnerte ihn an Cottas neue Weltkunde, sie „hat weder Geschmack noch Würde[3])." Allein dem Pianisten Schubart wußte er rühmende Worte nachzusagen.

1) Chronik 1791, 94.

2) Vaterl. Chronik 1789, 208. Natürlich spielte hier auch der Gedanke mit, dem Genannten könne das Blatt zu Gesicht kommen. Wie denn unzweifelhaft bei seiner literarischen Kritik die Tendenz, durch Lob und Teilnahme die Dichter anzuspornen und so eine nationale Literatur zu schaffen, oft bestimmend wurde.

3) Brief an Schiller vom 10. Januar 1798 W. A. II, 11. Das Zitat bezieht sich auf Cottas Weltkunde und dadurch indirekt auf Schubarts Chronik.

3.

Gleichwohl scheint es zunächst sonderbar, daß Goethe Schubart, der zeitlebens ein warmer Verfechter seiner Kunst gewesen war, ablehnte, aber sich sympathisch über einen anderen schwäbischen Literaten des 18. Jahrhunderts äußerte, der an ihm achtlos vorüberging: Wilhelm Ludwig Wekhrlin.

In einem Briefe, den Goethe am 3. Dezember 1781 an Knebel schrieb[1]), welcher ihm die „Chronologen" zugeschickt hatte, heißt es: „— Was Du mir vom Verfasser sagst, macht mich aufmerksam auf ihn. Es war bisher etwas in seinen Sachen, das mir anmaßlich schien. Hier und da seynsollender Witz und Geist, und ein Schnappen nach höherer Vorstellungsart als ihm von Natur gewährt seyn möchte; doch muß ich gestehen, daß sich nach diesen beiden letzten Stücken und der Nachricht, daß er der Verfasser des Milchtopfes sey[2]), mein Urtheil anders wendet und sich berichtigt. Wenn das Bunte seiner Schrift und Schreibart nur ein wenig durch Geschmack mehr geläutert wäre, so könnte sie wirklich in ihrer Art vortrefflich werden, denn er hat viele Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit und, was zu allem diesen den hübschen Grund macht, eine große natürliche Gutmüthigkeit. Schreibe mir mehr von ihm —." So, wie Wekhrlin in seinen Schriften erschien, mußte auch Goethe an ihm mehr Gefallen finden, als an dem wildgenialischen Schubart, der zu dem zweiten großen Publizisten Schwabens so gut wie in allem einen polaren Gegensatz darstellte. Sehen wir ganz ab von der Verschiedenheit ihrer Charaktere. Schubart war ein glühender Patriot von reinstem „teutschen" Geblüt, Wekhrlin ein kühler Kosmopolit, der zeitlebens nach Frankreich als dem Lande, das einer idealen Bildung am nächsten stand, schaute. Gemeinsam war ihnen allein das starke politische Interesse und das Gefühl, „durch die in den kleinen Territorien, namentlich in den Reichsstädten obwaltenden Verhältnisse"[3]), in ihrem Interesse nur angeregt, aber nicht befriedigt zu werden. Während aber Schubarts Optimismus für einen Aufbau nationaler Kultur aus deutschem Boden heraus focht, wandte sich Wekhrlin (und mit ihm Affsprung), als ein echtes Kind der politischen Aufklärung, achselzuckend von der mangelhaften Wirklichkeit ab und weltbürgerlichen Anschauungen zu. Konnte dieser Umstand auf den Goethe der achtziger Jahre nicht unsympathisch wirken, so war er für Wekhrlin der Weg, auf dem er sich immer weiter von dem Verständnis dieses Dichters entfernte. Das klingt paradox. Aber zur Zeit,

1) W. A. IV, 5 227/8.

2) Chronologen 7, 198.

3) Ad. Wohlwill: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben 1875. S. 19.

da Wekhrlin seine Chronologen schrieb (1779/80), galt Goethe noch durchaus als der Dichter des Götz und Werther. Sie mußten dem fanatischen Aufklärer, der die schillernde Idee der Freiheit sich nur aus Frankreichs politischen Kämpfen[1]) emporrecken sah, bei flüchtiger Lektüre als abseits von den idealen Kämpfen der Gegenwart stehend erscheinen und der Werther ihn nur als ein weiterer Stein zu dem Gebäude der Schwärmerei und kraftlosen Empfindungsseligkeit anmuten, dem sein kühler Verstand nur mitleidig lächelnd gegenüberstand. Als aber die Iphigenie erschien, saß Wekhrlin gefangen auf Schloß Hochhaus, und hatte sich überdies dem literarischen Leben Deutschlands schon viel zu sehr entfremdet, um noch auf alle Erscheinungen der Dichtkunst zu achten. Ob er aber Goethes Revolutionsdramen je kennen gelernt hat, wissen wir nicht[2]). Sie hätten ihn ebenso verletzt, wie Goethes Jugendschriften ihn gleichgültig gelassen haben, deren demokratische Züge ihm nichts sagten. Denn ob er gleich gegen Verschwendung und Maitressenwirtschaft an den Fürstenhöfen manchen Pfeil von der Sehne schnellte, wollte er doch von dem „platonischen Republikanismus" nichts wissen und „erblickte in einer Stärkung der fürstlichen Macht gegenüber der Kirche und dem Adel den Fortschritt"[3]). Wie fremd er von jeher der deutschen Dichtung gegenüber fühlte, zeigen seine eigenen Worte: „Ich habe, wie meine schwachen Versuche zeigen, meinen Geist größtentheils an der Quelle der französischen Pierinnen genährt. Schon sehr früh tränkten sie mich mit ihrer heiligen Milch. Der Muse Galliens bin ich mein weniges Wissen ganz schuldig . ."[4]).

Die wenigen Äußerungen, aus denen eine Stellungnahme zu Goethes Dichtung ersichtlich ist, sind fast durchweg in den Chronologen enthalten, wo sich in dem Dialog „Über den teutschen Genius"[5]) ein nicht unwitziger Ausfall gegen den Götz findet: „Todtengespräch" zwischen Magister Schönfleck und Tacitus. Tacitus rühmt die Germanen, freut sich, in der Unterwelt einen seiner ehemaligen Freunde zu treffen und erkundigt sich beim Magister im einzelnen nach den ihm wohlbekannten körperlichen und geistigen Tugenden der Germanen, muß aber zu seiner Verwunderung von ebenso beträchtlichen wie betrüblichen Änderungen in

1) Der Ruf nach Freiheit beherrschte bis zum Ausbruch des Ständekampfes (September 1788) noch durchaus die öffentliche Meinung in Frankreich.

2) Es ist, was den Groß-Kophta betrifft, kaum anzunehmen, weil W. ihn sicherlich erwähnt hätte, da seine Schriften zahlreiche Aufsätze über Cagliostro bringen.

3) W. Böhm: Wekhrlin 1893, 46.

4) Chronol. 3, 41.

5) „Eine Ironie über das heutige Theaterfieber — und über die Suffisance unserer jungen Autoren." Chronol. 1 (1779) S. 38 ff.

den Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes hören. So wächst sich der Dialog zu einer Satire aus, die in dem Räsonnement über den heutigen Geschmack gipfelt. Die Schaubühne z. B. unternehme es heutzutage — nicht den Geschmack durch die Sprache — sondern die Sprache durch den Geschmack zu verbessern und uns zu sagen, wie wir uns ausdrücken sollen. Auf des Tacitus verwunderte Einwürfe erwidert

Magister Schönfleck: „Sie sehen, wie sehr sich die Denkungsart geändert hat. — Sind Sie begierig, eine Probe vom neuesten Geschmack des heutigen Jahrhunderts zu vernehmen?"

Tacitus: „Ohne ihre Gefälligkeit zu misbrauchen."

Magister Schönfleck: (Dritter Akt. Trompeter von außen): „Göze — a, Ha! n' rothröckigter Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter seyn wollen." (Trompeter redet): „Göz — mich ergeben; Sag' deinem Haubtmann, vor dem Kaiser hab' ich allen schuldigen Respekt. Er aber kan mich im Arsch lecken." (Schmeißt das Fenster zu)[1]).

Tacitus: „Diß ist, wie ich aus ihren Geberden urtheile, eine Stelle aus einem Schauspiel?"

Magister Schönfleck: „Aus einem der berühmtesten der Nation."

Tacitus: „Ist's möglich! Man kan nicht sittenloser sprechen. So war der Geschmack der römischen Senftenträger."

Magister Schönfleck: „Gleichwohl sagen die Kunstrichter unseres Jahrhunderts, daß es die feine Natur sey — vornehmlich bey einem deutschen Landjunker."

Goethes Werther anderseits ist Wekhrlin gerade ein erwünschtes Objekt, um daran eine Replik über den Selbstmord zu knüpfen. Ein Schriftsteller soll für ihn „die Rechte der gesunden Vernunft verteidigen, wo er sie trifft"[2]). Prüfte er daraufhin den Werther, so mußte er freilich entgegengesetzte Anschauungen aus ihm herauslesen. Er philosophiert über den Selbstmord und kommt zu dem Ergebnis, daß „der Selbstmord eine Gattung Schwärmerey" sei, „welche, wann uns die Geschichte nicht betrügt, öfters der Vorläufer wichtiger Revolutionen war"[3]). „Die heutigen Apostel dieser Philosophie, die Werthers, diese schädlichen Sokraten, wären eben nicht so fruchtbar, wie man sie ausschreyet, weil ihre Moral schlechterdings von einer gesunden Logik destituirt ist, und weil sie nichts als Plattituden sind. Aber sie entzünden durch ihre künst-

1) Ich mache darauf aufmerksam, daß sich Wekhrlin nicht scheut, ungenau zu zitieren, um die Roheit recht anschaulich zu machen. Schubart hatte das Kraftwort, welches ihn erfreute, nur angedeutet.

2) Chronol. 2, 85.

3) Chronol. 3, 187/8.

liche Fiction die Einbildungskraft junger Leute. Es ist wahr, sie behaupten, daß ihre Lehrsätze nicht dem Buchstaben nach genommen werden müssen; daß sie den Selbstmord nicht ausdrücklich vertheidigen. Aber was war der Fall Alcibiads und der übrigen athenienſischen Jugend? Die Sokrate fingen an, die Götter lächerlich zu machen. In kurzem zerschmetterten die Alcibiade die Altäre und ihre Bildsäulen." Wo der Künstler Schubart nach dem Wie fragte, suchte der Rationalist Wekhrlin nur nach dem Was. Ihm war der Nutzen und die Tendenz eines Werkes die Hauptsache. Auf den Roman selbst ist er nie eingegangen, so oft er noch über die „Wertherei"[1]) und den „Wertherzank"[2]) seinen Spott ausgoß oder das Werk als empfehlenswerte Töchterlektüre ironisch mit dem Siegwart und der schönen Magelone zusammenpackte[3]). Damit ist seine kritische Stellung zu Goethe abgeschlossen. Wir finden ihn zwar noch einigemale erwähnt oder zitiert, ohne daß daraus eine bestimmte Wertung zu lesen wäre[4]). Wenn auch Wekhrlin nicht mehr auf Goethes Dichtungen zu sprechen kam, so sind doch aus seiner Ansicht über Kunst die Gegensätze zu diesem allenthalben erkennbar. Was Wekhrlin imponierte, war das „Kulturmoment" (Gutzkow). Er bewunderte, daß Voltaire „die Moral in Romänchen, in Verse, in alle Gestalten —" einkleidete[5]), und so bewußt, durch die Kunst das Volk aufklären und erziehen wolle.

Es ist bemerkenswert, daß zwei so verschiedene Männer wie Schubart und Wekhrlin zur gleichen Zeit in Schwaben, wenn auch in sehr verschiedenen Kreisen, so populär sein konnten[6]). Denn Wekhrlin sah ja in der ganzen deutschen Literatur nur französisches Epigonentum[7]). Was man in Deutschland unternehme, um den Tempel der gallischen Muse einzureißen, wäre nur Herostratismus, und er beginnt in dem Aufsatz nachzuweisen, wie die deutsche Dichtung sich fast ausschließlich von französischer Milch fett mache. Geßners Idyllen sind ihm noch „das originellste Werk" und „das erste Stück im Rang unter den deutschen Schriften". Er zeigt darin mit einer verblüffenden Selbstsicherheit für alle Gattungen der Literatur französische Vorbilder und Quellen auf. Der lange Aufsatz mutet in seiner kategorischen Sprache wie das Pamphlet eines deutschfeindlichen Franzosen an.

1) Hyperboräische Briefe 3, 204.

2) Chronol. 6, 143.

3) Das graue Ungeheur 3, 317.

4) Chronol. 6, 86. 8, 83 f.

5) Paragraphen 2, 167.

6) Zu diesen beiden geistigen Strömungen gesellten sich noch, von ihnen durchaus verschiedene, religiöse (s. unten).

7) Chronol. 3, 39—49: „Über den Herostratismus unserer Literatur" (1779).

Ist zweifellos Wekhrlins Bedeutung als Aufklärer für fast alle Zweige der Kultur seines Volkes von nicht zu unterschätzendem Werte, so ist er als Literaturkritiker bedeutungslos und hat, soweit ihm das möglich war, durch seine Tendenz nach dem Westen dazu beigetragen, das Interesse des schwäbischen Volkes von der nationalen Dichtung abzulenken. —

Schubart und Wekhrlin bilden die äußersten Pole der schwäbischen Kritik im 18. Jahrhundert. Alle anderen lassen sich, abgesehen von den religiösen Dichtern, je nach ihrer Verwandtschaft mit der radikalen Aufklärung oder dem klopstockisierenden Patriotismus zwischen diese beiden Pole einordnen. Daraus aber wird auch ihre Stellung zu Goethe vollauf begreiflich.

Der Autodidakt Joh. Michael Affsprung, in seiner aufklärerischen Tendenz Wekhrlin sehr nahe stehend, entfernte sich doch als echt schwäbischer Demokrat[1]) von den aristokratischen Neigungen des letzteren. Auch in der strengen Forderung, sich nie und nimmer in der Kritik eines Werkes von dem Range des Verfassers beeinflussen zu lassen, spricht sich der strenge Rechtlichkeitssinn des Schwaben aus. So hatte Affsprung sich auch 1781 gegen Friedrichs des Großen „De la littérature Allemande“ geäußert und im Gegensatz zu den friederizianischen Ansichten über die gegenwärtige Literatur auf die Autochthoni der deutschen Dichtung hingewiesen. Deutlich aber ist aus seinen Schriften erkennbar, wie dem Manne, der, irreligiös und verstandeskalt, für Phantasieschöpfungen auch nicht das geringste Verständnis gezeigt hat[2]), ein Goethe so fernstehen mußte, daß er ihn in den „Bemerkungen über die Abhandlung von der teutschen Literatur“ auch nicht einmal erwähnte. An Klopstocks Büste legte auch er den obligaten Lorbeerkranz nieder. Das gehörte sich so. Seine individuellen Neigungen bewegten sich noch gänzlich in dem Kreise des Vorklassizismus: „Wir haben .. doch mehr als einen Schriftsteller, der die Vergleichung mit Ausländern nicht scheuen darf . . . ich füge von den Dichtern Uz und Göckingk, von den Prosaschreibern Zimmermann und Sonnenfels hinzu“[3]). Und pathetisch fährt er fort: „Welche benachbarte

1) „Kunstrichter und Kritikanten“ (1789) S. 45.

2) Seine „Reime“ (1806) sind ödeste Anakreontik. Im Vorwort wendet er sich mit giftigem Spott gegen die Romantik (S. IV f.).

3) In Beziehung auf Jerusalems „Anwort auf die Abhandlung über die teutsche Literatur“, wo es S. 13 heißt: „Les poësies et les ouvrages en prose de Haller, le Messie de Klopstock, les Idylles et la mort d'Abel de Gessner, l'Agathon de Wieland et ses Romans dans le goût de l'Arioste, les fables de Gellert, de Lessing et de Lichtwehr, les odes de Ramler et de Cramer, les écrits de Sulzer, de Garve. ceux de Mendelson et de Engel seroient en France même des ouvrages académiques si ou les entendoit . . .“

Nation hat solch ein Meisterstück von Dichtung und Sprache aufzuweisen, wie Lessings Nathan ist? Welcher im Sold gestandene französische Dichter hat seinen Ludwig so würdig, so erhaben besungen, als Gleim, Ramler, Kleist ihren König ungemiethet und ungekannt besangen?" [1]). Seine Verehrung und Liebe zu Rousseau [2]) steht in engem Zusammenhang mit seinen pädagogischen Neigungen und seiner oft fast revolutionär anmutenden Opposition gegen jede Gefühlsschwachheit und Schlaffheit seiner Zeit. Seine bewegten Lebensschicksale, die ihn durch ganz Europa trieben und erst spät in Ulm zur Ruhe kommen ließen, hinderten ein tieferes Versenken in die Dichtung des deutschen Volkes. Affsprungs nüchterner Republikanismus, dem vom Westen die rechte Nahrung zufloß, konnte an Goethes Schöpfungen, wenn er sie überhaupt je gelesen hatte, nur verständnislos vorübergehen.

An Bildung wie an Intellekt beträchtlich tiefer steht der „schreibselige" [3]) Sonderling Georg Wilhelm Zapf. Ein Autodidakt und leidenschaftlicher Büchersammler, „jedoch kümmerte er sich wenig um das, was in den Büchern stand, desto mehr aber um ihre Geschichte; ... und während die ganze Literatur mit ihren Bildungen und Erscheinungen ihn unberührt ließ" [4]), hatte er sein größtes Vergnügen am Bücheraufspüren und Kataloganfertigen. So spricht auch aus seinen „Literarischen Reisen" (1796) zu uns ein bildungsfremder, rationalistisch nüchterner, aber origineller Kopf, der zwar einen riesigen Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen unterhielt, aber an dem künstlerischen oder politischen Entwicklungsgang seiner Zeit nur geringen Anteil nahm. Intolerant, und dem Zug der Gegenwart fernstehend, wünschte er in seinen „Bemerkungen zum Anselmus Rabiosus" Wekhrlin die lebenslängliche Haft auf dem Hohentwiel, noch als leichte Strafe für einen Mann, der sich so offen über heimische Verhältnisse auszusprechen wagte. Aus seinen „Literarischen Reisen" ist allein für die Schweizer und den „unsterblichen" und „unvergeßlichen" Bodmer [5]), den er selbst in Zürich kennen lernte, Interesse zu entdecken. Meist schalt er auf die „Tändeleyen" der literarischen Zeitgenossen und stellte seine „reelle Wissenschaft" weit über die „tolle Wuth der Romanen und Comödien" [6]). In den mir zugänglichen Bücher-

1) Bemerkungen über die Abhandlung 2c. S. 25.

2) Kunstrichter und Kritikanten 51; Bemerkungen 22.

3) Wegen seiner enormen Korrespondenz.

4) J. G. Pahl: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840 S. 156.

5) Literar. Reisen: 231. 239.

6) Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek, 2 Bde., Augsburg 1787; Vorwort.

verzeichnissen aus seiner riesigen Bibliothek habe ich kein Werk Goethes entdecken können. —

Von der Eigentümlichkeit und Zeitabgewandtheit Zapfs ist der Schritt klein zu den religiösen Richtungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Der starke Einfluß der orthodoxen Theologie auf den Geschmack des Volkes und die Tendenz seiner Absperrung von jeder Berührung mit weltlicher moderner Kunst ist schon erwähnt worden. Diese Strenge spricht sich besonders scharf in der Gemeinschaftsdichtung und in der einflußreichen Figur des supranaturalistischen „Naturpredigers" Chr. Chr. Sturm aus. In christlichgesinnten Kreisen waren seine zahlreichen Traktate (37 Werke) und das Sonntagsblatt „Der Andächtige" (1742—74) viel verbreitet[1]). Seine Warnung vor dem Lesen empfindsamer Geschichten[2]) und Anpreisung eines gottgefälligen Lebenswandels in Weltabgeschiedenheit und Weltfremdheit hat in den Tagen Karl Eugens viel Samen ausgestreut. Hinkehr zur Demut und zur Bibellektüre wird dringend gefordert und mit Fingern auf Voltaire gewiesen, der eine „Schande" sei und doch auch nur ein Schaf der „weisen Vorsorge Gottes", die sich selbst solches Werkzeugs bedienen könnte.

Noch schärfer formuliert finden wir die Forderung der Weltabgewandtheit in dem weitverbreiteten Kreise der „Michelianer", der, von dem visionären Joh. Michael Hahn gegründet, ein weiteres Argument für die gegensätzlichen Richtungen des geistigen Lebens in Schwaben und das stark ausgeprägte, fast fanatisch-religiöse Gefühl in dem Volke darstellt. Es war ganz unmöglich, daß Goethes tätig freie Daseinsfreude, die seiner Weisheit letzten Schluß gebären sollte, daß nur der sich Freiheit wie das Leben verdient, der täglich sie erobern muß, in diesem harten Boden asketisch-christlicher Fleischabtötung hätte Wurzel fassen können. Schon darum nicht, weil „Freiheit" und „Leben", als der ethische Kern in Goethes Dichtung, für sie absolut keine idealen Werte und Güter waren. Daß hier zwei völlig unversöhnliche Weltanschauungen von einander abgewandt standen, zwischen denen es bis auf ein Jahrhundert hinaus keine Brücke gab, ist klar. Denn ganz abgesehen von den Sekten, hat die alteingesessene und an ihren religiösen Traditionen festhaltende orthodoxe Theologie noch tief ins 19. Jahrhundert hinein sich Goethes Persönlichkeit (und dann auch seinen Dichtungen) gegenüber ablehnend verhalten. — Religiöse Erleuchtungen, „größte Verleugnung aller Sinnlichkeit", stunden-

1) Vgl. die Rezension in den „Tübinger gelehrten Anzeigen" 1787, 223, über Feddersens: Chr. Chr. Sturms Leben und Charakter (1786).

2) Obzwar „die Liebe unter allen Fehlern des Menschen" wohl „noch der verzeihlichste" sei (Tagebuch über Gott, Meinungen ꝛc." (1790) S. 109.

langes Beten, bezeichneten den Lebensweg des Gemeinschaftsführers Hahn, dessen Schriften gänzlich in die Verkündung einer an Jakob Böhme und Oetinger gemahnenden Lehre aufgingen, dessen zahlreiche Gedichte aber auch ästhetisch nicht mehr ernst zu nehmen sind. Mit Lavater, Pfenninger, Jung-Stilling knüpfte er Beziehungen an, las „in der Bibel bald vornen, bald hinten"[1]) und hat wohl bei seinem sonderbaren Lebensgang und seinen sittlichen Grundsätzen nie Goethes Werke aufgeschlagen.

Wir konnten an diesen religiösen Strömungen und ihren beiden Hauptvertretern nicht vorübergehen, weil sie für das mühsame Durchdringen des Goetheschen Geistes im schwäbischen Volke von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. In einem Lande, wo ein großer Teil der Jugend in Klosterschulen und in dem Tübinger Stift erzogen wurde, um dann nicht selten wieder auf dem Lande, fern von dem rascheren Leben in den Städten, sich selber überlassen zu sein, ist einer positiven Stellungnahme zu Goethe eine viel höhere Bedeutung beizumessen, als man es gemeinhin zu tun gewohnt ist. Noch 20 Jahre vor dem Erscheinen des Göt wurde der Stiftsprofessor Gottlob Faber seines Amtes entsetzt, weil er in einem Buche poetische Proben der Schüler als Beweis, daß auch Württemberg nicht hinter dem Zuge der Literatur zurückgeblieben sei, herauszugeben gewagt hatte[2]). Und zehn Jahre später ging es den Stiftlern Gnoth und J. C. Schwab, die die Herausgabe einer kindlich harmlosen Monatsschrift unternahmen, bitter schlecht für dieses Verbrechen. Wie streng aber die Quarantäne hinsichtlich moderner Schriften war, kann man zur Genüge aus Gotthold David Hartmanns Briefen herauslesen, der sich mit aller Federkraft seiner leidenschaftlichen Natur gegen den herrschenden Druck im Stift auflehnte.

Der Tatendrang dieses Jünglings klammerte sich darum zunächst auch an jedes ihm erscheinende Schiff, ohne Rücksicht auf das Fahrwasser, in das er dadurch gezogen werden konnte. So finden wir ihn bald als Schüler Klotzens und sehen in ihm noch einen späten begeisterten Bodmerverehrer, der — durch Huber mehr und mehr zum Demokratismus bekehrt — bald, wie viele seiner Landsleute, auch in politischer Hinsicht in der Schweiz das Land sah, wo ihre durch die französische Revolution genährten Ideale Realität anzunehmen schienen. Mächtig durch die Zeitereignisse erregt, wurde sein deutschgesinntes Gemüt, durch Klopstocks freiheitheischende Gebährden begeistert und er schmetterte emphatische Bardenlieder hinaus an das Vaterland und an seine Sängergenossen Denis und Kretschmann. In der Ästhetik und Philosophie war Sulzer

1) Gesammelte Schriften, Bd. 1, 24.

2) W. Lang: Von und aus Schwaben, Bd. 7, S. 7.

für ihn maßgebend, und noch 1773 waren ihm Klopstock, Denis, Spittler, Kant, Garve, Platner, Heß, die „größten Männer Teutschlands"[1]). Während er noch im Wasser halb veralteter Anschauungen schwamm, war auf einem ganz anderen Strome, dort wo er den Messias am wenigsten erwartet hätte, Goethe mit seinem Götz erschienen.

Hartmann, der, darin ein echtes Kind der Aufklärung, mit dem Gefühl absoluter Richtigkeit drauflos urteilte, nahm diesem Werke gegenüber sofort eine feindselige Haltung an. Goethes Name war ihm nicht mehr fremd. Schon am 9. Mai 1773 lobte er die Frankfurter gelehrten Anzeigen und fügte hinzu: „Die vorigen Mitarbeiter sind abgetretten nach einem zweyjährigen Geschrey"[2]). Gehässiger klingt es in einem folgenden Brief an Bodmer (4. Juli), worin er sich über den „mystischen Herderisch-Hamannischen Stil" in dem „Buch von deutscher Art und Kunst" beklagt. „Es ist von Goethe ... und wenn dieser wider Sulzer schreibt," so hat man für Sulzern nichts zu fürchten ..." Dann wird in Briefen vom 13. und 19. August der Götz kritisiert, der ihm als eine bloße Nachahmung Shakespeares erscheint, „aber wahrlich sehr unglücklich, wiewohl ihn alle Zeitungen loben ... alle Personen reden sehr bäurisch"[3]). Am 4. Januar 1774 schreibt er stolz von seiner Götzrezension: „Götz von Berlichingen ist gerichtet, und just dahin gesetzt, wo er hingehört". Diese Rezension — die übrigens den hohen Ton ihres Urhebers kaum rechtfertigt — findet sich in der Erfurtischen gelehrten Zeitung[4]). Er beginnt mit einem etwas weithergeholten Bild von dem romantischen Stil in der neuesten Gartenbaukunst und zitiert Sulzer: „Ihre fürchterlichen Szenen bestehen aus überhangenden Felsen, dunkeln Grotten und brausenden Wasserfällen, die von allen Seiten her von Felsen herunterstürzen ..." usw. Damit will Hartmann die Unordnung und Regellosigkeit des Götz von Berlichingen im Bilde festhalten und geht nun auf das Schauspiel über: „Der Verfasser hätte dreister, als so mancher französische Schriftsteller, der einen orientalischen Roman geschrieben, auf den Titel setzen können: Aus einem noch ungedruckten Originale von Shakspear übersetzt: und man würde sich immer haben bereden lassen, daß es unter den mittelmäßigen Stücken

1) Wilhelm Lang über „Goethe und David Hartmann" G.-Jahrbuch 1888, S. 28 f. Im übrigen halte ich mich, wenn nichts anderes bemerkt, an diesen Aufsatz, sowie die kurze Biographie D. Hartmanns von Wilhelm Lang in „Von und aus Schwaben", Bd. 7.

2) Diese Bemerkung läßt sich wohl dadurch begründen, daß Goethe in den F.G.A. 1772, 91 gelegentlich der Anzeige des Göttinger Musen-Almanachs Hartmanns Dichterweihe verlachte.

3) Auch Wekhrlin wurde von der Sprache im Götz abgestoßen!

4) Vom 22. November 1773, S. 774 f.

dieses Dichters einen Platz verdiene. Hatte aber Hr. Göthe uns damit ein Modell unserer jetzigen dramatischen Baukunst geben wollen, dann möchte sich die ganze Meisterzunft protestando dagegen verwahren." Am 18. April 1774[1]) äußerte er die gleichen Ansichten bei der Erwähnung der 2. Auflage des Götz und brachte auch am Ende das gleiche Bild wieder, Goethe hätte seine Wälder und Gärten nicht mit „ehrwürdigen gothischen Gebäuden", sondern mit Trümmern ausgeschmückt[2]). Stärker ließ sich Hartmann noch in seinen Briefen über den Götz aus, worin ihm „der Neue . . . geraubt und abgeschrieben hat" (11. Januar 1774 an Bodmer). Aber der Grund für seinen Haß ist doch weniger aus dem Wesen seiner ästhetischen Erziehung heraus, als in dem Gefühl des Neides zu suchen und in der Mißgunst über dieses Publikum, „das die 2. Auflage von Götz von Berlichingen kauft und mich mit meinen Jahresfeyern warten läßt" (11. Januar). Eifersucht und Ärger erregte ihm auch Lavaters Verkehr mit Goethe, der ihm überdies noch als ein störender Konkurrent in seiner Freundschaft mit jenem aufzutreten schien. Er spürte, daß Goethe Lavatern bald mehr bedeuten könnte, und das verletzte sein Selbstbewußtsein aufs tiefste[3]). —

Wie sehr bei diesem Jüngling das Urteil in gerader Richtung den Quellen seines persönlichen Gefühls und seines leicht erregbaren Temperamentes entströmte, beweist der plötzliche Wandel in seiner Stellung zu Goethe nach der persönlichen Bekanntschaft mit ihm und vor allem nach der Lektüre des Werther.

Auf der Reise nach Mitau, wohin er als Professor der Philosophie an das eben gegründete akademische Gymnasium berufen war, machte er in Frankfurt Halt und besuchte Goethe. Auch über Götter, Helden und Wieland urteilte er (wahrscheinlich wegen der Tendenz gegen Wieland) anders: „ein Stück, das Goethe mehr Ehre macht in meinen Augen, als alles, was er sonst schrieb"[4]). Dann vom 23. Mai 1774 an Lavater: „mit Goethe habe ich in Frankfurt gelebt. Viel hätt' ich zu sagen, aber ich kann doch ja nicht." Die Ahnung seiner eigenen Unbedeutendheit und Unreife gegenüber dieser königlich reichen Natur und ein wenig Scham mögen ihn bedrückt haben. Als auch Bodmer ausdrücklich nach seiner Begegnung mit Goethe fragte, schrieb Hartmann: „Von Goethe in Frank-

1) a. a. O. 1774, 255.

2) Die übrigen Kritiken a. a. O. über Clavigo (548 f.), Werther (17. Nov. 1775) sind nicht von Hartmann.

3) Vgl. Briefe vom 8. Februar 1774 und 1. März 74 an Lavater. Alle bei W. Lang a. a. O.

4) Von Mitau aus an Bodmer. W. Lang a. a. O. ebenso ff.

furt kann ich Ihnen sagen, daß er ein sehr guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe, als mit allen, die ich auf meiner Reise besucht habe." Der Werther endlich verwandelte den einstigen Goethegegner in einen begeisterten Anhänger. Allerdings verdankte er diese Wandlung auch dem ersten inneren Erlebnis, das ihn reifte und vertiefte, seiner Leidenschaft zu Elisabeth Charlotte von der Recke. Am 22. Februar 1775 schrieb er an Lavater: „Ich habe Werthers Leiden mit ihr gelesen. 10mal hab' ich's verschlungen. Das Buch soll mein Freund bleiben, u: Lav: denke hieran, wenn einst mein Schicksal Ähnlichkeit mit Werthers hätte. Ich sehne mich oft jenseits des Grabes zu seyn — — — Ich habe mir Werthers Spaziergänge genommen, schweife des nachts in einem Schlitten, den ich selbst führe, auf dem Feld herum. Nun lasse ich mich für Goethe tödten ... Und Werthers Leiden sind nun tägliche Nahrung für meinen Geist ... Ich hoere, daß nun Goethe bey dir ist, und das freut mich für dich und ihn. Bitte Goethe, daß er mir schreibe — einen langen Brief; und das so oft als er will. Nicht eine Stunde des Tags ist, in welcher ich mich nicht deiner und seiner erinnere ..." usw.

Hartmann sah in den Werther wie in einen Spiegel, aus dem ihm sein eigenes Bild entgegennickte. Denn Elise von der Recke war auch für ihn unerreichbar. Dann war er aber auch zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß ihn diese dichterische Gestaltung ihrer Seele nicht im innersten gepackt hätte, und zu sehr ehrlicher Gefühlsenthusiast wie Waiblinger, um dort noch mit dem Verstande anzugreifen, wo sein Herz schon längst bezwungen war. —

4.

Waren bei Wekhrlin, Sturm und Hartmanns ersten Urteilen politische, religiöse oder eigensüchtige Motive für die Ignorierung oder gar Ablehnung Goethes von Bedeutung gewesen, so wird die Stellung zu Goethe bei Seybold, Miller und Wagenseil schon durch andere Gesichtspunkte diktiert. Als Altersgenosse stand ihnen Goethe von vornherein näher, sodann aber traten sie vielfach in persönliche Beziehungen zu Goethe, was ihrer Bewertung des Dichters in den meisten Fällen eine sympathische Richtung gab (man denke an Hartmann). Denn mit ganz wenigen Ausnahmen ist bei den Schwaben, die mit ihm in Berührung kamen, die kritische Stellung durch ihr subjektives Verhältnis zum Menschen Goethe stark beeinflußt.

Wie „Die Leiden des jungen Werthers" in Schubarts Brust mächtig verwandte Töne anschlugen, so konnte die jüngere Generation nicht an diesem Werk still vorbeigehen. Wir sahen, wie der 23jährige Hartmann

von der dämonischen Gewalt des Romans bis zum Gedanken des Selbstmords getrieben wurde, und sehen nun, daß selbst eine hausbackene Natur, wie es David Christian Seybold war, in seinem Hauptwerke zu dieser revolutionären Schöpfung in eigener Weise Stellung nahm. Seybold war dreißig Jahre, als er seinen „Hartmann, eine wirtembergische Klostergeschichte" schrieb, in dessen weitaus größtem Teil er bis zum wörtlichen Abdruck eigener Briefe, biographisches Material verwandt hatte [1]).

Über den Zweck des „Hartmann" sagt Seybold: „Ich verfaßte das Buch, um meinen jungen Landsleuten in den Klöstern, die sich meistens mit Romanlesen und flacher Belletristik beschäftigten, wenigstens durch Schriften nützlich zu werden . . .[2]). Er wie sein Held waren auf den theologischen Seminarien mit der traditionellen Kost antiker Dichtung gespeist worden [3]), und auch der folgende Roman „Reizenstein" zeigt uns immer wieder, wie stark dazumal das literarische Interesse des gebildeten Schwaben auf die Gestalten Theokrits, Lucians, Vergils und der griechischen Klassiker gerichtet war. Ganz ein Kind seiner nüchternen Zeit scheint er auch, wenn er von einem Kunstwerk den Zweck des Nutzbringens verlangt [4]). Mit diesem Begriffskodex, der zum Teil von der deutlich spürbaren Einwirkung Rousseaus und der empfindsamen Schwärmerei begleitet wird, ausgerüstet, setzt er sich mit dem Werther auseinander: zugunsten der antiken Literatur polemisiert er (der Autor selbst ergreift das Wort im Roman) gegen die eifrige Lektüre der „pieces du jour" und erzählt als Beweis, bis zu welchen Verstiegenheiten diese Hingabe führen könne, die bekannte Anekdote von dem Blaubeurener Klosterschüler, der dem Professor, welcher ihm Werthers Leiden fortnahm, erwiderte: „Man kan mir's wohl nehmen, kan's auswendig [5])!" Seybold fährt fort: „Daß er jenes Buch, das nur Kenner, als das Produkt eines Genies recht zu schäzen wissen, gelesen hat, zwey-, dreymal gelesen hat, verdenkt ihm wohl niemand. Aber, daß er's auswendig konnte . . ., dies beweist, daß seine Phantasie durch die Lektüre des Buchs ganz erhizt war, daß es unordentliche Leidenschaften erregen, und ihn von seiner Bestimmung abführen konnte. Davon will ich nicht sagen,

1) Vgl. Seybold selbst. Autobiographie 282, „denn alles was ich schrieb ist meine eigene Geschichte."

2) Daselbst 282.

3) Seybolds leidenschaftliches Studium der Antike hatte in Bebenhausen zu einer geradezu krankhaften Studierwut geführt.

4) Hartmann 138.

5) a. a. O. 153. Daß dieser Fall nicht erfunden zu sein braucht, oder auch nur singulär ist, beweist Wagenseil, der von sich das gleiche erzählte (s. unten).

daß es dem Jünglinge, der noch nicht imstande ist, zu prüfen, Grundsäze beibringen, die seine künftige Ruhe stören, oder wenigstens mit Entschlüssen, vor denen die Natur eigentlich sich entsezt, bekannter machen, und ihm alles, was Schranken und Unbequemlichkeit heißt, äusserst verhaßt machen konnte. Ob die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaften, der Stände &c., die beste ist, will ich nicht entscheiden, oder vielmehr es ist entschieden, daß sie es nicht ist; allein ebenso gewiß ist das, daß die Werthers, bis die Verfassung anders wird, bey der gegenwärtigen überall die Köpfe anstossen, weil sie überall mit dem Kopf durch die Mauer wollen, und daß sie daher nicht so brauchbar sind, als sie durch ihre Talente seyn könnten, weil sie ausser ihrer Sphäre sind." Seybold fürchtet, daß durch solche Lektüre, die naturgemäß in Tübingen noch mehr gepflegt würde als auf dem Lande, nicht Pfarrer, sondern moderne Schöngeister großgezogen würden; denn die Alten bleiben ihm doch letzten Endes der Grundstamm alles Wissens, aller Poesie. Um nun seine politische Abhängigkeit von dem Roman möglichst zu verwischen, wird die ohnehin oft unerträglich stark vertretene Moral, auch am Ende doppelt und dreifach unterstrichen: „— und ihr besonders, ihr Jünglinge, errichtet ihm [Hartmann] das dauerndste [Denkmal] dadurch, daß ihr seinem Plane nacharbeitet, und durch gründliche Kenntnisse, auf das Studium des Alterthums gebaut, dem Vaterland dasjenige wirklich nüzet, was unser Hartmann ihm nüzen konnte!" [sc.: wenn er nicht so früh gestorben wäre][1]).

Seybolds Absicht ist klar. Da es ihm nicht möglich war, mit der wegwerfenden Gebärde Schubarts kurz und ärgerlich das Problem der Wertherkrankheit abzutun, suchte er auf andere Weise seine Bedenken gegen den berüchtigten Roman zum Ausdruck zu bringen: Er schrieb eine moralische Geschichte, die, ostentativ gegen alles Werthertum gerichtet, mit lauter Stimme seinen Zeitgenossen Abkehr von jenem Propheten in Schafskleidern predigte. Bezeichnend ist dabei für die Inhaltskritik jener Jahre, daß der Hartmann wohl gegen den Werther und seine moralische wie politische Gefährlichkeit gerichtet war, nicht aber gegen Goethe, dessen „Genie" der Verfasser ja ausdrücklich anerkennt. So bekommt der Werther auch noch im Reizenstein[2]) einen kleinen Hieb, während ich vermute, daß eine andere Stelle[3]) auf den, wenn auch nicht ausdrücklich genannten, Goethe bezogen werden kann: „Große Männer, Genies von erster Größe ... beurtheilt man, so lange sie an unserm Horizont stehen, niemals richtig. Denn sie brennen den Schwachen auf den Kopf, und das

1) Diesem Gedanken widmete Seybold sogar eine akademische Rede.
2) „Reizenstein" 1779, II. Bd., 175.
3) a. a. O. I, 180 f.

blöde Auge der gemeinen Erdensöhne kann ihr blendendes Licht nicht ertragen ... Erst dann, wenn sie untergehen ... fühlt die Welt, was sie verlieren soll."

Der „Reizenstein" ist noch in anderer Hinsicht bemerkenswert, und man möchte bedauern, daß Seybold, der 1804 starb, Goethes Wanderjahre nicht mehr erleben konnte, da sich im zweiten Bande seines Romans eine stark von Rousseauschen Ideen durchsäuerte, nicht geistlose Utopie findet. Denn sowohl geringfügige Einzelheiten, wie die Grundforderung der nutzfrohen Arbeit, die Amerikahoffnung, Religionsfreiheit und Weltfrömmigkeit ohne Rücksicht auf den Staat, erinnern mitunter an Gedanken der pädagogischen Provinz, mehr noch des „Bandes"[1]). —

Weitaus stärker war der Einfluß des Werther auf den Hainbündler Joh. Martin Miller, dessen „Siegwart" ohne die Patenschaft des Werther nicht zu denken ist und seinerseits wieder spürbar auf Seybolds „Hartmann" rückgewirkt hatte. Die Stimmung des Göttinger Hains stand ja der des Sturms und Drangs keineswegs fern. Auch hier erklang der Schlachtruf „in tyrannos!", eine Phrase, die die Klopstockjünger durchweg von ihrem angebeteten Meister übernommen hatten. Zu dem Klopstockischen Inventar gehörten auch revolutionäre Töne und eine bardenfrohe Deutschtümelei, alles Faktoren, die in Millers Poesie auf Schritt und Tritt anzutreffen sind und die man im Kreise der Stürmer und Dränger wiederfinden mochte. Vor allem aber fand Millers Sentimentalität in der Stimmung des Werther den geeigneten Erdboden, in dem sie ihre Triebe zu rechter Blüte entwickeln lassen konnte. Wie aber Miller den Geist Werthers sich dienstbar zu machen suchte und ihn für seine unerhörten Erfolge auf die Tränendrüsen seiner Zeitgenossen und für die Predigt philiströser Moral auszunutzen wußte, das deutet so recht auf seine rationalistisch-flache Verständnislosigkeit für das Wesen des Goetheschen Kunstwerks, zu dem seine Romane größtenteils in parasitischem Verhältnis standen.

Seine Briefe sind an kritischen Äußerungen über Goethe arm. 1774 (17. Oktober) hat er den Werther noch nicht gelesen und urteilt über das moralisch-politische Puppenspiel: „Es sind schnakische Einfälle, worunter viel gutes, und manche wohl angebrachte Satyre steht ... Über [aber?] Göz von Berlichingen, den Weygand auch verlegt hat, scheint von geringer Bedeutung zu seyn"[2]). Für den geplanten Almanach suchte er

1) Es ist bei Seybolds Utopie vielleicht an eine Anregung durch die damalige Gründung der kommunistischen Siedelung New Harmony (Nord-Amerika) zu denken. Sie hatte ja in einem württembergischen Bauern Rapp ihren Urheber.

2) Die folgenden Briefzitate sind enthalten im Goethe Jahrbuch XXXIII (1912) S. 12 ff.

auch Goethes Mitarbeit zu gewinnen, dessen berühmter Name ihm eine vortreffliche Reklame zu sein schien: „Wenn Göthe pp. . . . nicht bald antworten, so ließe ich die Nachricht immer druken . . . man hätte Hofnung auch von Göthe pp. Beyträge zu erhalten“ (An Voß 4. II. 1775). Auf der dann folgenden Reise mit Klopstock nach Hamburg hatte sich Miller gar für „D. Göthe“ selbst ausgegeben, teilte aber schon am 7. April d. Js. Voß mit, daß er nun wieder „entgöthet“ sei und setzt hinzu: „Göthes Stük Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesängen gefällt mir gar sehr“. Das Jahr 1775 brachte dann auch die persönliche Bekanntschaft mit dem Wertherdichter, die allerdings flüchtig ausgefallen sein mag, aber immerhin bei dem schnellen Vertrautwerden der damaligen Zeit beide soweit zusammenführte, daß Goethe es unternahm, seinen Schattenriß zu verkleinern. Miller schreibt darüber den 28. August 1775 an Kayser: „Kannst Du mir nicht das Kupfer von Göthe schaffen, das Du Klingern und Wagnern geschickt hast? Ich hätt' es gar zu gerne“ ... „Bey Wagnern bin ich 4 Tage gewesen und habe den treuen Jungen recht lieb gewonnen. Göthe lernte mich und [ich] ihn nicht genug kennen, wir wurden also nicht vertraut. Aber er hat mich sehr für sich eingenommen“[1]). Und am 24. September 1775 an denselben: „Ich und Goethe haben uns kaum halb kennen lernen. Kürze der Zeit und Umstände brachten uns nicht gantz zusammen. Ich glaub' Dir, daß er so groß ist und schätz ihn desto mehr“[2]). Aus diesen Briefstellen klingt es wie eine leise Enttäuschung des Siegwartdichters, der sich vielleicht Goethe auch rührseliger und empfindsamer gedacht hatte als er war. Doch zeigen noch andere Stellen in seinem Briefe, wo er Goethe erwähnt, daß der Eindruck dieser Begegnung kein vorübergehender gewesen ist. Immerhin wird wohl Voß' Bemerkung vom 21. Februar 1805: „Beinahe hätten wir unsern Göthe plötzlich verloren; der Arzt rettete ihn, weissagt aber Gefahr“[3]), in dem eingerosteten und gänzlich versauerten Münsterprediger in Ulm, der schon längst produktiv wie receptiv dem Rennplatz der Literaturentwicklung den Rücken gekehrt hatte, keinen Widerhall wachgerufen haben. Solange noch die Freundschafts-, Vaterlands- und Freiheitsgesänge des Bundes in ihm Resonanz fanden, hatte er sich ein für künstlerische Eindrücke empfängliches Herz bewahrt. In späteren Jahren sah er in jedem Strauche nur die Ruten, die er aus ihm schneiden konnte, und hob 1785 in seinem „Briefwechsel zwischen einem Vater und einem Sohn rc.“ nur noch mahnend den Finger, wenn er Werthers gedachte.

1) Grenzboten 1870, IV 423.

2) a. a. O.

3) Goethe-Jahrbuch XXXIII, w. o.

Anders in seinem, warm unter dem Eindruck des Goetheschen Werkes geschriebenen Romanschema: „Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit", wo im 18. Brief Sophie an Wilhelm ihr Herz ausschüttet[1]): „Daß ich dir aber in den lezten acht Tagen nicht geschrieben habe, daran bist du zum Theil selbst schuld, weil du mir den Werther geliehen hast"; „Daß ich dir deinen Werther nicht mehr zurückgebe, das versteht sich. Du magst dir ein anderes Exemplar kaufen; das gegenwärtige .... ist mir zu schäzbar, als daß ichs wieder aus den Händen lassen sollte." Ihre Freundin Therese aber, die wie Lotte die Mutter verloren und als Erzieherin ihrer Geschwister zurückgeblieben war, habe gesagt: „Ich danke Göthen und seiner Lotte, daß sie mich gelehrt hat, meine Geschwister nun mit weit gewissenhafterer Sorgfalt zu erziehen. Mit diesen Worten sah sie zum Himmel. O Wilhelm, das rührte mich unendlich, und ich denke Göthen muß ein solcher Dank mehr wert seyn, als alles laute Lob der unzähligen gelehrten Zeitungen in Deutschland." — Daß seine Romane ihm nur Vehikel für moralische Belehrungen sind, spricht Miller im „Siegwart" und im „Karl von Burgheim" nachdrücklich aus[2]). So wird auch in diesem längsten Roman Millers des Werther nur als eines warnenden Exempels gedacht und seine Gestalt in einem halbverdrehten Götz- und Wertherschwärmer, der öfters durch die Briefe spukt, parodiert[3]). Der Leser aber wird ausdrücklich gemahnt, „das vortrefliche Buch von Göthe" nicht auch so schlecht zu verstehen. Im zweiten Teil des „Briefwechsels dreyer akademischer Freunde"[4]) treffen wir wieder auf Goethes Namen, und es spricht aus dem „Litterator Schumann aus Göttingen", den Schreiber um eine Skizze der Literatur vergangener Jahre ersucht, vielleicht Miller selber[5]): „Eine der schönsten Erscheinungen auf dem Schauplatz und im Gebiet der Romane war Göthe, dessen Göz von Berlichingen und Werthers Leiden Sie doch kennen werden. Jetzt scheint Göthe ganz zu schweigen. Er hatte einige glückliche Nachfolger . ."

Millers Streben, im Romane vor allem moralisch zu belehren, zieht in dem schon erwähnten „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn auf der Akademie" (1785) alles Erreichbare in seinem Bannkreis. In der Vorrede bemerkt er, daß den darin enthaltenen Äußerungen über

1) 1. Auflage 1776, S. 102.

2) Siegwart 2. Ausgabe 1777 im Vorbericht; Karl von Burgheim und Emilie von Rosenau (1778/9) ebenda. Bd. I.

3) Karl von Burgheim IV. Bd. 113 f., 144 u. a. m.

4) 2. Auflage 1779.

5) A. a. O. II. Einleitung, S. XXII.

Literatur die Absicht zugrunde läge, die studierende Jugend, vor den Abwegen zu hüten, die sich in „manchen Tändeleyen, Aftermoden und Thorheiten in unserer Literatur“ kundgeben. Gellerts Stücke werden darum als „ächt moralisch“ empfohlen und Klopstocks, Geßners und Kleists unschädliche Schöpfungen laut gepriesen. Im zweiten Buche gedenkt er Goethes[1]): „Leyder ist unser Publikum so verwöhnt, daß es nichts als Kraftgenies, stolze, und mit Verachtung auf die Welt herabsehende Werther und ähnliche Romanhelden, auf dem Schauplatz der Welt will auftreten und herumpoltern sehen“, und nach Erwähnung einiger Wertherschwärmer, die dem Schreiber begegnet sind: „Wie würde der vortrefliche Göthe lächeln, wenn er diese verunglückte Kopien seines Helden, den er gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt hat, herumschwadronieren sähe!“ Zu diesen Bemerkungen des Sohnes äußert sich der Vater im Hinblick auf jene Jünglinge, die im blauen Frack und gelber Weste herumlaufen: „Wollen sie etwan damit die Welt überreden, sie seyen Genies, wie Werther, oder gar wie Göthe? allein soviel sollten sie doch wissen, daß ein Nachahmer nie ein Genie ist . .“[2]).

Hatte Seybold den Wertherschwärmern die Gefährlichkeit dieses Buches vor Augen zu stellen gesucht, so ging Miller an den gedanklichen sowie künstlerischen Qualitäten des Werther vorüber. Anfänglich, wo vielleicht auch Schubarts Einfluß in Ulm mitsprach, deutete er wohl leichthin auf Werther, oder, in dem Falle, Lotte als Erzieherin, um später nur noch für einige gleichgültige Folgeerscheinungen des Romans Worte zu finden. Damit hört die Stellungnahme Millers und bald auch seine schriftstellerische Produktion auf. Als die Iphigenie erschien, war er schon lange literarisch verstummt. Aber wir dürfen wohl annehmen, daß die Linie seiner ferneren Goethekritik kaum viel anders verlaufen wäre, als bei dem produktiven Joh. Jakob Wagenseil.

Er stand Miller persönlich wie literarisch in seiner Jugend nahe. Seine Universitätszeit hatte er in Göttingen verbracht und „der Hain hatte auch ihn begeistert, zumal ihm Miller versprach, an die Göttinger Überbleibsel Empfehlungsbriefe mitzugeben“[3]).

Auch Wagenseils Lyrik ist ganz von den Idealen des Hains durchdrungen[4]). Stärker mag damals (1775) noch der Einfluß Schubarts auf den jungen Kunstenthusiasten in Ulm gewirkt haben, „der sich immer

1) II. S. 651.

2) A. a. O. II. 657.

3) Wagenseil über sich selbst im „Unterhaltungsbuch“ I 299.

4) In seinen „Vermischten Gedichten“ z. B. im Lied an Gleim finden sich wörtliche Anklänge an Fritz Stolberg.

bereitwillig finden ließ, sich ein Stück der Deutschen Chronik in die Feder dictieren zu lassen" [1]). Allerdings hat er im Alter Schubart kein gutes Andenken mehr bewahrt, und seine Lebensbeschreibung enthält zahlreiche Ausfälle gegen den genialen Chronisten, zu dessen schrankenloser Daseinsfreude der greise Wagenseil nur noch die sauerste Miene ziehen konnte. In seiner Jugend ist jedoch Schubarts Einfluß auf sein Vorurteil gegen die Franzosen wie auf seine lebendige, echt schwäbische Teilnahme an politischen Ereignissen der Zeit deutlich zu spüren. Unter dieser Konstellation konnte der Götz und vor allem Werther seine Wirkung nicht verfehlen, und in der Tat finden wir bei Wagenseil wieder Worte der Begeisterung, wie sie seit Schubarts Wertherhymnus nicht zu hören waren. Die „Probe aus einer Lebens- und Bildungsgeschichte" [2]) bietet für die Stellung des jungen Wagenseil zum jungen Goethe das weitaus meiste Material. Sie ist wenige Jahre vor seinem Tode geschrieben, zu einer Zeit, wo, wie wir sehen werden, der Verfasser Goethes Kunst gänzlich verständnislos gegenüberstand, sodaß man die Goethebegeisterung in der Jugend ruhig ein wenig stärker annehmen darf, als sie von dem achtzigjährigen Manne geschildert wird. Miller hatte in Ulm dem neunzehnjährigen Wagenseil auch „Empfehlungsbriefe an den hochgefeierten Doktor Göthe zu Frankfurt" mitgegeben. Ihn traf er als einzigen an. „Göthe nahm den jungen Ankömmling zutraulich bei sich auf, und hieß ihn wiederkommen, wenn sein Aufenthalt länger daure, das auch nicht versäumt wurde, besonders, da ihm der Hochverehrte Hoffnung machte, daß er ihm in einigen Tagen etwas an Bürger mitgeben zu können glaubte" [3]).

Götz und Werther hatte Wagenseil schon in Ulm auf dem Gymnasium kennen gelernt und um ihretwillen den Zorn des Rektors J. P. Miller auf sich geladen, dessen Überzeugung dahin ging: „Ein guter Dichter und ein guter Kegelschieber nützten dem Staat einer so viel als der andere". Denn als er sich endlich bereden ließ, die beiden berühmten Bücher zu lesen, fand er nur Fehler gegen die deutsche Grammatik darin [4]). In Göttingen ging es Wagenseil mit seiner Tendenz, Wertherproselyten zu machen, nicht viel besser. Der Neffe des erwähnten Rektors, an den er empfohlen war, der Theologe Dr. J. P. Miller, ein gründlicher Gelehrter, fern jeder Pedanterie und Kleinkrämerei, der ihn auch zur Schriftstellerei ermutigte, hatte die Goetheantipathie von seinem Onkel gelernt. Wagen-

1) Unterhaltungsbuch I 298.

2) Unterhaltungsbuch S. 257 ff.

3) Wagenseil gab auch die von Goethe u. a. erhaltenen Briefe an Bürger ab, wodurch jener ihm sehr gewogen wurde. Später erkaltete das Verhältnis.

4) Unterhaltungsbuch 291.

seil schildert selbst: „Bekanntlich war W[agenseil] der entschiedenste Verehrer des eben damals das größte Aufsehen machenden Göthe. „Götz von Berlichingen" machte ihm das innigste Vergnügen, die „Leiden des jungen Werthers" wußte er — ohne mindeste Übertreibung — wörtlich auswendig. Der über die Jahre der feurigen Jugend längst weggeschrittene Doktor der Theologie sah natürlich dieses letzte Produkt nur aus dem Gesichtspunkt der Moral an und meinte, es könnte seinem jungen Freunde . . . schaden, wohl gar unter Umständen ihn zu einer ähnlichen tragischen Katastrophe führen". Dem jungen Studenten aber tat diese Gefühlslosigkeit des reifen Mannes, „der gewiß in seinem Leben, wie Werther nie empfunden habe", bitter weh, und „wenn er seinen Lieblingsautor mit Namen wie „Deutschverderber" und dergleichen benennen hörte", schmerzte es ihn tief. Endlich aber erfuhr er gar, daß Miller geäußert haben solle, „wenn W. nicht bald umkehre, gebe er ihn sittlich und wissenschaftlich verloren." W. aber kehrte nicht um. Er besuchte einfach seinen Lehrer nicht mehr und „erst, als der ärgste Sturm vorüber war, und W. sich selbst das Wort gegeben — auch gehalten — hatte, in des Doktors Gegenwart nie den Namen Göthe mehr zu nennen, geschah es wieder" [1]).

Ein ganz anderes Kapitel allerdings ist die Stellung des alten Wagenseil zu Goethe. Schon als er in seiner Vaterstadt Kaufbeuren ein ehrenfestes Amt bekleidete (wo er sich übrigens wirkliche Verdienste um das heruntergekommene Theater erwarb), begann er mehr und mehr die bunten jugendlichen Ideale abzulegen und Stück für Stück das farblose Kleid des schwäbischen Klassizismus anzuziehen. Er wurde unnachsichtig und grob gegen neue literarische Richtungen und wetterte noch 1837 auf die seiner rationalistischen Weltanschauung gänzlich entgegengesetzte Romantik [2]), deren Vertreter er mit Goethe „neu-poetische Katholiken" nannte. Der verstandeskühlen Aufklärungstendenz wider Aberglauben, beengende Unsitten und Mißbräuche aller Art schloß er sich schon 1788 in seinem „Magazin von und für Schwaben" energisch an und er ist dem darin wehenden nüchtern-prosaischen Geiste bis in Alter ebenso treu geblieben wie seiner stets verehrten Dichterquadriga Klopstock, Wieland, Lessing, Voß [3]). Wohl trat er auch noch einmal lächelnd für den Werther

1) A. a. O. 320 f.

2) Vgl. auch Literar. Almanach 1827, 95; 1828 (gegen Tieck) und in früheren Jahrgängen; Unterhaltungsbuch I 230, II 244 u. a. m.

3) Vgl. „Gedichte und prosaische Aufsätze" (1814), wo er S. VI mit den bitter wehleidigsten Bemerkungen gegen den „mystisch-romantischen Klingklang" sein literarisches Glaubensbekenntnis, „die Freunde meiner früheren Jahre", umständlich ausspielt. Goethes Name ist neben Hagedorn, Gleim, Gellert ꝛc. nicht genannt; nur „Hermann und Dorothea" erwähnt er.

ein [1]), dessen er bei einer Jugenderinnerung gedenkt, aber Goethe, der Goethe der Wahlverwandtschaften oder des Faust, blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Wagenseil war stehen geblieben, während die Welt weiter eilte. Vor allem war auch er von der Nationalkrankheit der damaligen Schwaben, sich in einen Winkel einzumauern und von dort aus über die anderswerdende Menschheit den Kopf zu schütteln, nicht verschont geblieben. Allerdings klang bei seiner Goethebewertung bald noch eine andere Melodie immer hörbarer aus seinen Äußerungen heraus: die Bitterkeit des Überflogenen, dem von des Lebens Gütern allen der Ruhm nicht das niedrigste zu sein schien.

Damit sind die hauptsächlichsten Momente genannt, die uns jenen pamphletartig anmutenden Aufsatz über Schillers und Goethes Briefwechsel, sowie seine Abneigung gegen die bedeutenden Schöpfungen des Meisters verstehen lassen. Ich hebe nur das wesentlichste heraus:

Im 5. Jahrgang seines „Literarischen Almanachs" (1831) fährt Wagenseil, nachdem er einige traurige Beispiele von Künstlerarmut und -Jammer gegeben, also fort [2]): „Von diesem traurigen Schicksale sind nur die Werke eminenter Genies ausgenommen, vor denen man sich entweder fürchtet oder in den allgemeinen Ton des Lobens und Preisens umso bereitwilliger einstimmt, als man sich scheut, Gefahr zu laufen, für einen gemeinen, geschmacklosen Menschen gehalten zu werden, oder gar für einen Barbaren . . ." „O welch ein Glück ist es Genie zu sein! — dem gemeinen Menschensohne nimmt man so manches übel, was man dem Genie sogar als Vollkommenheit anrechnet. Das Genie darf eine Menge Sachen sagen und thun, was den gewöhnlichen Leuten zu sagen und zu thun nicht vergönnt ist . . ." In diesem Tone höhnischer Mißgunst geht es mit deutlichen Anspielungen auf Goethe und Schiller, in steter Steigerung der Zahlenreihe, was sich ein Genie alles erlauben dürfe, seitenlang weiter. Ein Genie dürfe „das gemeine Volk" mit gemeinstem Häckerling speisen, es langweilen, es verachten, wackere Männer „Lumpenhunde" titulieren und noch viele andere strafwürdige und verwerfliche Dinge tun. Er macht sich endlich anheischig, diese Tabelle noch beträchtlich zu vergrößern, entläßt aber zunächst den Leser. Doch schon im Almanach von 1832 gibt er ihm dazu den versprochenen „Schlüssel zu einem Schlosse" und setzt mit dem Motto: „Siehe Volk, das sind deine Götzen" ein [3]). Es folgen „Auszüge aus dem ersten und zweiten Bande eines Briefwechsels, welcher vor circa dreissig Jahren von Weimar nach Jena et

1) Literar. Almanach 1827, 120.
2) Daselbst 1831, 231—234.
3) A. a. O. 246—259.

vice versa, geführt, nunmehr aber . . . gemeinnützig gemacht, von einigen dienstfertigen Leuten laut gepriesen, endlich aber Jeder, der nicht in die Posaune des Lobes miteinstimmen würde, für einen Kleinigkeitskrämer, Pedanten, oder gar Barbaren erklärt worden ist". Wagenseil stimmt jedoch nicht in die Posaune ein. Im Gegenteil, er hofft noch ausdrücklich, daß diese „Florilegia" ihre Freunde finden würden, zumal „einige wackere Männer . . . zum Abdrucke riethen, indem das Licht nicht unter den Scheffel verborgen, sondern auf den Leuchter gestellt werden müsse." Die folgenden Darstellungen seien aber auch moralisch nützlich, indem sie jungen angehenden Schriftstellern zeigten, „wie leicht selbst wahrhaft große Männer auf Abwege gerieten, . . . und wie höchst bedenklich es sei, alles drucken zu lassen, was die mutwillige Laune oder nicht gezähmter Eigendünkel zuweilen eingeben —". Zu der mutwilligen Laune gehören auch die Xenien, an denen er sich noch jetzt ärgert, während die Veröffentlichung von „allerlei hochwichtigen Haus- und Küchenangelegenheiten" wohl unter den nicht gezähmten Eigendünkel zu rubrizieren ist. Im folgenden nämlich druckt Wagenseil eine große Anzahl Stellen aus dem Briefwechsel zusammenhanglos ab und hängt ihnen meist gehässige Fußnoten an. Bitter kränkt ihn der mitunter zum Ausdruck kommende stolze Klang klaren Selbstbewußtseins, sowie Goethes Absicht, Reichardt in den Xenien anzugreifen oder seine ebenso unkordiale Gesinnung gegen Lavater. (Wagenseil: „und doch war Lavater einst Göthes Freund, was das ganze Publikum wußte".) Aber besonders kann er es Goethe nie vergessen, daß er es wagte, in diesem Briefwechsel so viele, welthistorisch belanglose, private Bemerkungen über die Kleinigkeiten des Alltags stehen zu lassen („werth, daß sie das Publikum nach dreissig Jahren gedruckt erfahre und — bezahle").

Den Auszügen aus dem Briefwechsel fügte Wagenseil noch einen Epilog an: Diese Proben, die er beliebig verlängern könne, schienen ihm hinlänglich genug darzutun, „es sey die erbärmlichste Kriecherey, zu behaupten . . . . »man könne Göthen für die Mitteilung desselben nicht genug danken«". Das „Unartige", „Unbedeutende", „Unwichtige", das sich neben dem „Gediegenen" fände, das „ohne Schonung und Auswahl zusammengerafft" sei, „damit ja nichts auf die Erde falle, was sich die beiden Herren einander geschrieben haben", machte ihm die Veröffentlichung dieses Briefwechsels unnötig. Wagenseil schließt sodann den Aufsatz mit „ein paar Scherzen eines Ungenannten" [1]), die „von höchster Behörde

1) Es sind die zwei Epigramme A. W. Schlegels auf den Goethe-Schiller Bw. (Werke Bd. 2, 207).

schwerlich beifällig aufgenommen seien, indem ja geschrieben stände, „diese Geisterart kann keinen Scherz vertragen". —

Zwei Jahre vor seinem Tode nahm Wagenseil in seinem Unterhaltungsbuch [1]) noch einmal Stellung zu Goethe. Doch ergriff er selber nur selten das Wort, sondern müde und verbittert ließ er andere die Pfeile für ihn abschießen. Er verschanzt sich hinter Wielands Leben von Gruber und den Briefwechsel zwischen Heyne und Forster, und entnimmt diesen Werken ausschließlich jene Stellen, die sich in ablehnender scharfer Kritik gegen Goethe wenden. So gegen die Wahlverwandtschaften [2]), gegen den Groß-Kophta [3]) [„ein Ding ohne Salz, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessiert"]. Und vor allem die Stellen gegen das odi profanum vulgus Goethes, das den Briefschreibern immer wieder aus seinen Schöpfungen zu klingen scheint [4]). Denn Goethes aristokratisch abgeschlossene Reserviertheit gegenüber der Menge mußte Wagenseil schon als Süddeutschem, dem die freundliche Offenheit seiner schwäbischen Landsleute lieber war, unangenehm berühren. Ich glaube mit Fug, die von Wagenseil zitierten kritischen Ansichten der Briefschreiber im ganzen auch als die seinigen fassen zu können. Denn er pflegte bei dem Abdruck der Urteile stets seine eigene Meinung, wenn diese eine andere war, hinzuzusetzen. [Z. B. fügt er einem harten Urteil Schlossers über Wieland sofort in einer seitenlangen Zugabe aus Grubers „Wieland" und in eigenen Gutachten die Widerlegung an"]. Auch bei Goethe hätte er es nicht unterlassen, wo er ebenso, wie bei den kurz vorher abgedruckten Angriffen gegen die Romantiker, sich fast ausschließlich in zustimmendes Schweigen hüllt. Nur zu einem halb ablehnend, halb anerkennenden Urteil eines Rezensenten der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1792 über das Faustfragment bemerkt er: „Damals war erst der erste Theil heraus. Wer den zweiten verdauen kann, rechne sich zu den Auserwählten der Zeit. Für uns Alte paßt er nicht mehr" [5]).

Der kritische Standpunkt Wagenseils ist klar. Dem Göttinger Kreise nahestehend, von dem Sturm und Drang nicht unberührt, jung und und starken Eindrücken offen, riß ihn der Zeitroman Werther und die sich aufbäumende Kraft des Götz gewaltig mit. Später, als die Flut

1) II Bd. Kap. XII.

2) A. a. O. 243.

3) A. a. O. 244.

4) Unterhaltungsbuch II 244 f. (worunter auch eine bestätigende Bemerkung Wagenseils) 254.

5) Unterhaltungsbuch II 245.

der Empfindung sich verlaufen hatte, vermochte der kalt und verstandesmäßig urteilende Sinn, dem das Pathos der Phantasie unverständlich und das „Unaussprechliche“ [1]) einer Dichtung auch stets unhörbar blieb, sich in die Welt der reifen Goetheschen Schöpfungen nicht mehr hineinzufinden. Seine Maßstäbe, die ihm noch von den alten Lehrmeistern der Aufklärung vererbt waren, reichten hier nicht mehr aus, und so verführte ihn die Diskrepanz von Wollen und Erfassenkönnen allmählich zu dem anfechtbaren Mittel persönlicher Afterkritik, die nicht mehr erkennen und begründen, sondern nur noch verkleinern und herabziehen will. Ich verweilte darum länger bei Wagenseil, weil er gerade in dieser Wandlung seiner Stellung zu Goethes Werken fast alle Momente der schwäbischen Goethekritik vor und um 1800 vereinigt. Denn der alternde Wagenseil, für den die „Glanzperiode der neueren deutschen Literatur“ „zwischen 1760—1800“ lag [2]), steht damit schon ganz in dem blumenarmen Küchenpflanzenbeet des Klassizismus. Wer aber zum Verständnis Goethes vordringen wollte, konnte diesen Weg fast ausschließlich nur über die Negierung Klopstocks und seiner Jünger und die Bejahung der Romantik finden. Das war aber einer viel späteren Zeit vorbehalten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann man sich bekanntlich in Schwaben mächtig zu regen, um die ausländischen Spöttereien über das barbarische Land durch eine Reihe literarischer Taten zum Schweigen zu bringen und den Geschmack, der arg zurückgeblieben war, wieder zu kultivieren. Der Absicht, einen erzieherischen Einfluß auf Produktion und Bildung seiner schwäbischen Zeitgenossen auszuüben, entsprang auch die Gründung der Gelehrten Ergözlichkeiten und Nachrichten im Januar 1774 durch Balthasar Haug. Er zollte hierin natürlich vor allem jeder Kundgebung des schwäbischen Geistes Beifall. Ausländischen Literaturerscheinungen gegenüber verhielt er sich, falls sie nicht weit und breit verehrt würden, wie Klopstock, mißtrauisch. Besonders aber dann, wenn sie vom herkömmlichen Wege abwichen, wie Goethes erste Dichtungen. Der Götz erhielt nur eine kurze Anzeige, dagegen der Werther eine abweisende Randbemerkung, vor allem aber nahm man Goethen den satirischen Ausfall gegen den berühmten und verehrten Landsmann Wieland übel. Anläßlich einer Inhaltsangabe des 6. Bandes des Deutschen Merkurs heißt es [3]): „Miscellanien: VIII. Ueber das Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand (ob wohl Hr. Göthe roth

1) Mörike (s. unten).

2) Unterhaltungsbuch I, Vorwort; Almanach 1830, 297.

3) Gelehrte Ergözlichkeiten pp I, 244.

werden wird, wenn er diese Beschämung zu Gesichte bekommt? oder ob er ein neues Pasquill auf den großen Mann, der ihn nie beleidiget hatte, ausbrüten wird? Denn unsern Lesern, die es etwa noch nicht wissen, können wir zur Nachricht melden, daß die . . . Farce: Götter, Helden und Wieland, eine von den Missethaten des Hrn. D. Göthe ist, wodurch er seinen Talenten aufs neue einen Schandfleck zugezogen;) vgl. S. 351". Dort nachschlagend, findet man aus der „Allgemeinen theologischen Bibliothek" verschiedene, ihre Bedeutung charakterisierende, Urteile abgedruckt und darunter auch [1]) „(Göthens) zwo wichtige Fragen *rc.* das Produkt eines guten Kopfs, aber eines bloßen Naturalisten, dem es an Sprachkunde und Lektüre fehlt."

Wahrscheinlich aber zählte der zaghafte und vorsichtige Pfalzgraf B. Haug auch den Werther zu den „Schandflecken" hinzu. Denn unter den, aus anderen Zeitschriften und Zeitungen abgedruckten, Bücheranzeigen findet sich auch die der „Leiden des jungen Werthers" [2]) aus den Fr[ank-furter] g[elehrten] A[nzeigen], die lobend anhebt: „Ein Roman, kurz und interessant: und ist es doppelt, da er uns keine aus der Luft gegriffene Phantasien, sondern natürliche Handlungen mit ihren Triebfedern und Folgen vor Augen legt. Glüklicher Mann, der du mit Werthern sympathisiren — fühlen kannst [3])". Dazu folgt in Klammern der Zusatz der Redaktion: „mit Werthern sympathisiren heißt, mit Werthern endlich auch zum Selbstmord greifen. Wir denken anderst".

1775/80 gab Balthasar Haug das „Schwäbische Magazin von gelehrten Sachen" heraus. Der Gesichtskreis dieser Zeitschrift war von vornherein nur auf das schwäbische Gebiet eingeengt, über dessen Grenzen er denn auch kaum hinüberschaute. Demgemäß begegnen wir auch Goethes Namen nur sehr selten und ohne jede wertende Stellungnahme: seiner Ernennung zum Legationsrat in Weimar [4]) und anderen belanglose Erwähnungen [5]). Verwunderlich aber erscheint nach dem Vorhergegangenen in Haugs „Zustand der schönen Wissenschaften und Künste in Schwaben" (1781/2) eine Notiz, die sich anläßlich der Besprechung von Mertens' „Hodogetischem Entwurf einer vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit" findet [6]): Sie bestätigt „Göthes Urtheil von dem dramatischen Genie des Sängers der Messiade" mit dem Zu-

1) A. a. O. I 352.

2) A. a. O. II 335.

3) „ . . Daß er in seinen Umständen, bey seiner empfindungsvollen Denkungsart, gerade so handeln müssen, sey mir gegrüsset unter den wenigen Edlen!" usw.

4) Schwäbisches Magazin 1776, 438.

5) A. a. O. 1775, 253; 1775, 506.

6) Zustand der schönen Wissenschaften pp. 1781, 155.

satz: „Göthes Göz von Berlichingen — ein Schauspiel, auf das Teutschland stolz seyn darf — ist noch mehr als Gerstenbergs Ugolino“.

Das Stuttgarter Hoftheater endlich tat noch weniger zur Verbreitung von Goethes Werken. In den 80er und 90er Jahren wurde nur einmal am 11. Februar 1784 das Singspiel „Klaudine von Villa Bella“ gegeben[1]).

1) K. Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater; 94.

Klassizismus.

1.

Die Gruppe schwäbischer Dichter, die wir bisher in ihrem Verhältnis zu Goethe betrachtet haben, kann man als Vorklassizisten bezeichnen. Sie tragen im Keim schon jene Züge, die in ihrer Ausgestaltung das Bild des schwäbischen Klassizismus darstellen.

Der Stern, unter dem Schubart wie Wekhrlin geboren wurde, war die Aufklärung. Während die rationalistischen Aufklärungsideen eines Wekhrlin sich von Voltaires und Lessings Gedanken leiten ließen, fand Schubart und die seinem Empfindungskreis nahestehende Schar schwäbischer Dichter vor allem in Klopstock den idealen Interpreten ihrer Gefühle, und es gibt kein Buch aus jener Zeit, wo nicht sein Name angerufen und bei dem Gedanken an ihn geseufzt oder geweint wird. Er blieb den Schwaben noch der größte deusche Dichter, als die Empfindsamkeit sich der herben Gegenwart anzupassen begann, und der Schaum des genialen Drangs verraucht war: im Klassizismus.

Das poetische Geburtsjahr des schwäbischen Klassizismus ist 1782, wo Stäudlin den schwäbischen Musenalmanach gründete. Also noch zur Lebens- und Wirkungszeit Schubarts und Wekhrlins. Doch seine eigentümlich-frugale Form, seine Polemik gegen neue Literaturströmungen zeichnet den Klassizismus erst gegen Ende des Jahrhunderts aus. Wieder hatten politische Ereignisse die Richtung gewiesen. Man erkannte das wahre Gesicht der Revolution und wandte sich ernüchtert ab. Dazu kam 1792 die Kriegserklärung der Republik an Österreich und wenige Jahre später die Durchzüge der Franzosen durch Württemberg, die dem Lande tiefe Wunden schlugen und die ideale Schwärmerei von Weltbürgertum und Verbrüderung in die letzten Winkel drängten. Das gab dem schwäbischen Klassizismus, zusammen mit den starken Wirkungen der Aufklärungsphilosophie, den verstandesmäßig kühlen Unterton und verschärfte den didaktischen Zug um den Mund. Daß unter den Vertretern dieser Literaturrichtungen Übergänge nach beiden Seiten zu konstatieren sind, braucht kaum erwähnt zu werden: Seybold trug schon starke klassizistische Züge,

während Stäudlin im „Wallberg“ und in der Chronik die Allüren Werthers und Schubarts nachahmte. In seiner Lyrik allein war er reiner Klassizist. Der schwäbische Klassizismus blieb, im Gegensatz zu dem gemeindeutschen, ein Kompromiß [1]), da er nicht den Mut hatte, den alten Boden bisheriger Dichtungsart ganz zu verlassen und dennoch neuen Wein in alte Schläuche füllen wollte. Man kann die klassische Kunst Goethes bildlich als die Vermählung von Faust und Helena bezeichnen und ihr wahres Kind in der „Iphigenie“ erblicken. Doch diese Erneuerung deutscher Kunst durch antike Schönheit, ihre gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung, blieb den Schwaben fremd. Sie übernahmen — z. T. tüchtige Philologen wie Conz und Neuffer — allein die gehaltlose Form, die beengende Regel, blieben aber im übrigen dem Gedankenkreis des Rationalismus, und in der Lyrik teilweise vorklassizistischen Stimmungen treu. Ihnen fehlte jedes Ursprüngliche, Oppositionelle, Neuschöpferische. Der einzige revolutionäre Dichter, der ihnen ein Führer hätte werden können, mußte aus dem Lande fliehen. Hier, wo, in der Staatsverwaltung wie in der Universität, noch immer die Theologie am meisten zu sagen hatte, die, ob orthodox oder rationalistisch, der modernen Kunst gleich feindliche Blicke zuwarf, konnte sich auch eine tendenzfreie, neue Werte schaffende Dichtung nicht entwickeln. Daneben ist noch der Einfluß der weitverbreiteten pietistischen und separatistischen Sekten nicht zu vergessen, die, durch Karl ausdrücklich bestätigt, unter Ludwig Eugen sich fruchtbringend entfalten konnten. Aus all den Gründen kam man starken künstlerischen Manifestationen außerhalb des Landes, zumal wenn sie das gehegte moralische Maß zu überschreiten schienen, sehr mißtrauisch entgegen. (Hierbei wirkte auch das schwäbische Naturell und seine Reserviertheit gegenüber neuen Eindrücken und Gedanken mit). Daher die Entrüstung über Heinse, die Polemik wider die Romantik, die Kälte gegen Goethe.

Wichtig war der durch die wachsende politische Zentralisation unterstützte Zusammenschluß der literarischen Kreise, und damit ihnen eine innere Erstarkung gegenüber der Aufklärungszeit zugesichert. Andrerseits mußte aber dieser Zusammenhang der Dichter ihre Stellung zu den außerschwäbischen Literaturerscheinungen, namentlich zu Goethe, leicht auf einen Ton stimmen, was denn bis zu einem gewissen Grade in der Tat der Fall war.

So war für ein fruchtbringendes Umsichgreifen des Goetheschen Geistes die Stimmung wenig geschaffen, denn da Goethe bald nicht mehr der

1) Von Hölderlin natürlich abgesehen. Ich spreche vor allem von dem engeren Kreise der Klassizisten.

Dichter des Werther war, sondern in der Iphigenie und im Faust ganz neue Seiten seiner Natur offenbarte, verschob sich die Stellung der Schwaben zu ihm nur zu seinen Ungunsten. Den Werther lehnte man zusammen mit der Schwärmerei der 70er Jahre als lächerlich oder gar unmoralisch ab[1]). Nur in einer Hinsicht konnte der Goethe des Werther auf sie wirken: indem er nämlich, die Form ihrer Produktion beeinflussend, in den Dichtwerken des Klassizismus mitunter spürbar wurde, und die Schriftsteller, die kritisch Goethe nie zu würdigen wußten, in ihren Schriften sich seinem Einfluß nicht immer zu entziehen vermochten.

2.

Ehe wir uns zu dem eben charakterisierten Klassizismus im engeren Sinne wenden, ist es nötig, zwei Persönlichkeiten ins Auge zu fassen, die, ihrer schwäbischen Heimat früh entfremdet, auch in ihrer Stellung zu Goethe einen besonderen Platz einnehmen: Karl Ludwig von Knebel und Graf Reinhard. Ihre Produktion — besonders was Reinhard betrifft — knüpft sie an den Klassizismus unmittelbar an; aber ihre Kritik mußte sie desto weiter von ihren Landsleuten entfernen, je mehr sie freundschaftlich Goethe nahestanden. Dazu kommt, daß sie zu den schwäbischen Klassizisten nur sehr wenig Beziehungen hatten; besonders Knebel, der von der äußersten schwäbischen Grenze stammte, stand dem Kulturzentrum Schwabens ganz fern. Darum waren auch die ästhetischen Motive für ihre Stellungnahme zu der Goetheschen Produktion vielfach andere. Knebel, dem Weimarer Kreis eng verbunden, lernte trotz der ihm eigenen schwäbischen Eigenwilligkeit und Absonderung gleichwohl in Goethes Geist denken und fühlen. Reinhard, dessen Leben zu neun Zehntel im angestrengten Dienst der Politik aufging, mußte sich in den Tagen der Erholung und geistigen Rekreation seit 1807, wo er Goethe kennen lernte, umso enger an ihn anschließen, als durch ihn sein nie erloschenes Interesse für die Literatur die vollgültigste und schönste Neubelebung erfuhr.

Das mir vorliegende Material, das sich auf die Stellung der beiden Männer zu Goethe bezieht, ist ungemein groß. Es eingehend auszuschöpfen, hieße die innerhalb des schwäbischen Geistes ihrer Bedeutung nach ihnen notwendig gesetzten Grenzen weit überschreiten. Es kann sich nur darum handeln, die Linien ihrer Goethekritik zu skizzieren und die sie mit ihrem Volksstamm verbindenden oder trennenden Punkte aufzuzeigen.

Knebels persönliche Beziehungen zu Goethe habe ich hier nur anzudeuten. Vom 13. Februar 1774 erwähnt ein Brief an seine Schwester

1) Natürlich nicht ausnahmslos. So macht z. B. Conz hier wie in vielen eine rühmliche Ausnahme.

Henriette die Begegnung mit dem „besten aller Menschen". Genauer beschreibt Goethe in Dichtung und Wahrheit[1]) beider Zusammentreffen in Frankfurt. Die Freundschaft, die sich damals knüpfte, hat mit einigen wenigen Trübungen (1800) bis ans Grab vorgehalten, und rührend klingen die Worte, mit denen der Greis nach Goethes Hinscheiden noch des großen Toten gedenkt, dem er zwei Jahre später ins Grab folgte. Knebels Haus in Jena diente Goethe bei seinem dortigen Aufenthalt nicht selten als Wohnung. Oft hören wir, wenn Goethe von ihm gegangen war, Knebel glücklich jener reichen Stunden gedenken. „Du hast mich durch Deine Gegenwart erwärmt und begeistert und mir gleichsam eine neue Welt des geistigen Vermögens geschenkt! Du Unerschöpflicher[2])!" oder an Henriette: „Goethe geht Dienstag ab. Ich verliere viel durch seine Abreise[3])". Auch unternahmen sie zusammen jene längere Reise 1785 über das Fichtelgebirge nach Karlsbad, die fast ausschließlich mineralogischen Interessen gewidmet war.

Bei der scharfen Abgegrenztheit beider Naturen waren zeitweilige Störungen des fast 60jährigen Freundschaftsverhältnisses von selbst gegeben. Knebels Gutherzigkeit, die sich gegenüber Goethes oft rücksichtslosem Sammeleifer so klar aussprach, kleidete sich doch in eine recht herbe Außenseite, die einer echt schwäbischen Schroffheit fähig war. In früheren Jahren zeigte sich nicht selten Menschenscheu und Mißtrauen, und Widerspruch konnte er nie recht vertragen. Aber rückhaltslos hat er vom ersten Tage an die geistige Überlegenheit Goethes erkannt und sie später jederzeit zugestanden, wenn auch alles höfliche Sichbeugen ihm gänzlich fern lag. Besonders die letzten Jahrzehnte, wo sich die Widersprüche beider Naturen immer mehr ausglichen, zeigen eine ebenso hochherzige Subordination Knebels, wie klare Erkenntnis der welthistorischen Größe dieses Mannes, den er seinen Freund nennen konnte. Doch die Bewunderung trübte nicht sein Urteil: „Goethe war ein Egoist im höchsten Grade: — aber er mußte es sein, denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte[4])". Knüpfte sich des Schwaben Schiller Freundschaft mit Goethe zunächst an die Hochachtung des künstlerischem Genius vor dem Genius, so baute sich diese Freundschaft auf der Basis einer Hochachtung des Menschen vor dem Menschen auf. Der Bund zwischen Schiller und Goethe war ein wechselseitiges Geben und Nehmen, die Freundschaft Knebels mit Goethe bald nur das bedingungslose Empfangen des einen. —

1) Buch III Kap. 15. W. A. 28 S. 315 f.

2) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, 2 Teile, Leipzig 1851, 2. Dezember 1815.

3) Briefwechsel mit Henriette ed. Düntzer. 1885, vom 10. Mai 1810. Wenn nichts anderes angegeben ist, stammen die ff. Zitate aus diesen 2 Briefwechseln.

4) Knebels liter. Nachlaß ed. Varnhagen und Th. Mundt, Bd. 3, 478.

Knebel, der sich jederzeit als Schwabe fühlte [1]), trug auch die wesentlichen Charaktermerkmale seines Stammes an sich. Die ausgesprochene Antipathie gegen das Hofleben verband sich mit einer schon vorhandenen demokratischen Neigung; und zu dem Interesse an Politik und Zeitfragen kam noch das echt schwäbische Rechtlichkeitsgefühl (das ihn übrigens nicht hinderte, einmal gegen Schiller bewußt ungerecht zu sein [2]), „Gerechtigkeit gehört aber auch zu Wärme und Güte; denn ungerechte Güte ist Härte gegen den Gerechten selbst; und so geht es auch dem guten Goethe, der nicht immer mit gleichgemessenem Maße theilt [3])". Ganz aus dem Charakter seines Stammes scheint es gedacht, wenn er an Goethe schreibt (10. Dezember 1810), daß er die „gemeine Schuld" seines Vaterlandes trüge, „die nicht sowohl im Mangel des Gefühls besteht, sondern im Mangel des Muthes und der Geschicklichkeit, das gefühlte Gute zu offenbaren. Ich lobe und liebe daher . . . nicht eben die Heuchler, . . . aber die Enthousiasten; und ziehe diese allen andern gewöhnlichen Menschen vor". Mit klarem Blick und wundem Herzen erkennt er den kulturellen Tiefstand Deutschlands, das „elende Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit . . ." usw. [4]). Aber auch er zog sich später aus der Opposition in die Resignation zurück, glaubte das Heil in einer philosophisch-ästhetischen Durchbildung des Individuums zu sehen und suchte die „wahre indische Ruhe", während draußen die Wogen am lautesten schlugen. — Daß seine ästhetischen Prinzipien Goetheschen Gedanken nahe standen, ist begreiflich. Die Poesie ist Knebel „die Kunst, alle Eindrücke der Seele in anschaulichen Gestalten hinzustellen [5])". Dazu ist sowohl Klarheit der Anschauung selbst als die Kongruenz von Anschauung und Darstellung erforderlich. Bei der Diskrepanz zwischen der unendlichen Menge seelischer Eindrücke und der nur begrenzten Arten ihrer Darstellung hat der Künstler die Formen zu finden, unter denen die seelischen Eindrücke am „vollkommensten und gefälligsten" darzustellen sind. Diese Formen werden naturgemäß verschieden, müssen aber in sich ebenmäßig vollendet d. h. „gefällig und schön" sein. Die möglichste Einfalt der formalen Gestaltung wird notwendig, um nicht durch fremde Zusätze die anschauliche Klarheit des zugrunde liegenden Gedankens zu verwischen. „Dies war die Kunst der Griechen". Damit wird Knebels Sympathie für die antike Kunst von

1) An Henriette 12. April 1805; an Goethe 30. Dezember 1816.

2) Vgl. Goethe Jahrb. X 117 ff.

3) An Henriette 17. November 1807.

4) An Henriette 18. April 1788, vgl auch die Briefe an Bötligen Nachlaß (Varnhagen-Mundt) Bd. 3.

5) Goethe-Jahrb. X 177 ff.

vornherein ein primärer Faktor seiner Kritik, und so kommt es auch, daß er besonders das Lehrgedicht [1]) oder die der Antike nahestehenden Schöpfungen, wie Pandora [2]), Achilleis [3]), Metamorphose der Pflanzen [4]) (der er zur Vollkommenheit nur den Hexameter wünschte), Euphrosyne [5]) oder die Hefte von Kunst und Altertum [6]) unverhältnismäßig hoch stellte. Er mißt nur zu gerne alles an der griechischen Kunst. Z. B. wenn er über die Campagne in Frankreich schreibt: „Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon [7])" oder sich bei der Lektüre des Goethe-Schiller Briefwechsels dagegen wehrt, daß das didaktische Gedicht „von dem Kreise wahrer Dichtung ausgeschlossen" wird und dagegen Vergils Georgica ins Feld führt [8]). Besondere prägnant ausgedrückt in seiner Kritik der „Helena [9])", die er ein „außerordentlich wunderbares Produkt" nennt, das ihm zwar trotz aller Goetheschen Sorgfalt „immer etwas rätselhaft" bleiben würde; und wie kunstreich ihm auch „die Verbindung der neuern mit der alten Poesie" gedacht scheint — so gefallen ihm doch „vorzüglich . . . die alten Sylbenmaße und die treffliche Darstellung des alten Geistes". Darum darf es uns nicht wundern, daß gerade die Iphigenie verhältnismäßig wenig von ihm beachtet wird. Wohl fühlte er sich auf einer Schweizer Wanderung bei einer Kaskade an eine der schönsten Stellen des Schauspiels erinnert [10]), auch legt er seinen „Bemerkungen über die Kunst zu lesen" (1792) [11]) das genannte Drama unter, kommt aber über ein paar kritische Bemerkungen hinsichtlich des Versbaus nicht hinaus. Knebel stand darin eben dem heimischen Klassizismus näher, daß er — wenn auch nicht in der krassen Formulierung — den antiken Geist zunächst in getreuer Nachschaffung antiker Form sah. Darum ergötzt ihn höchlichst „Hermann und Dorothea", „dies herrliche Produkt einer seltenen Geistesintegrität [12])", und Vossens Größe wird von ihm ebenso rückhaltslos anerkannt als von den Klassizisten in seiner schwäbischen Heimat.

Konnten wir somit eine Überschätzung der formalistisch-antikisierenden Schöpfungen Goethes zuungunsten der übrigen nicht verkennen, so

1) An Goethe den 23. Mai 1827.
2) An Henriette 8. Dezember 1807; an Goethe 24. Oktober 1815.
3) An Goethe 7. November 1814.
4) An Goethe 18. Juli 1798 und andere.
5) An Goethe 12. Januar 1799.
6) Besonders Bd. 3, Heft 3 über Lukres. an G. 11. Januar 1822 und andere.
7) 14. Mai 1822.
8) An Goethe 20. Mai 1827.
9) An Goethe 20. Juli 1827.
10) Lit. Nachlaß III Tagebuch 21. Juli 1780.
11) A. a. O. 227 ff.
12) An Goethe 5. Januar 1798.

bemerken wir auch in der Art seiner Stellung zu Goethe beträchtliche Schwankungen. Sie fallen in die Zeit der Verstimmung gegen Goethe, und ihr kritischer Zeigerausschlag ist bis 1804 hin noch deutlich spürbar [1]). In den Jahren 1800—1803 hört die kritische Stellungnahme gänzlich auf, was wohl auch durch das Aussetzen der Goetheschen Produktion mit hervorgerufen sein mag, aber die Denkschrift für M[me] de Staël (30. Januar 1804) redet doch noch einen recht kühlen Ton. Über die näheren Umstände der Denkschrift und ihren Zweck hat K. E. Franzos im Goethe-Jb. X. 117 ff. gehandelt. Sie war nicht für die Öffentlichkeit berechnet, wurde aber am Hof bekannt und mußte verstimmen. Knebel faßte sein Urteil über Goethe in Kürze so: „Er sah bald ein, daß die Poesie nicht in Redensarten und Formeln, sondern in einer innern Anschauung und Ergreifung, und einer richtigen Darstellung der Sache selbst bestehe . . . Sein Werther war nur ein Versuch hierinnen; sein Götz von Berlichingen ein größerer und bedeutenderer. Er wich von dieser etwas rohen Manier, und studirte die Griechen. Seine Iphigenie ist ein Beweis, wie glücklich er sie studirt hat. Er schrieb den Tasso, dessen erster Akt das glänzendste seiner Poesie ist, vielleicht wollte er zu sehr u. zu viel aus dem Innern eines kränklichen Gemüths entfalten, u. dies verdarb an dem Interesse seines Stücks. Mehrerm zu folgen vermag ich jetzt nicht: aber es scheint, daß zuletzt das Interesse für die Formen seinen Geist allzusehr angezogen hat, und, da er dieses größtenteils aus den leblosen Künsten genommen, auch seinen Werken etwas von Blut und natürlicher Wärme dadurch entzogen worden sey [2]). Er hat oft seine Manier verändert, ob man ihn gleich in jeder leicht wieder erkennt. Was den Gehalt seines Geistes am meisten ausprägt ist ohne Zweifel sein Faust. Auch treffliche Lieder und Romanzen hat er gemacht, und seine Elegieen sind, wenn ich so sagen darf, gewissermassen das Klassischste seiner Werke".

Den Egmont erwähnt er gar nicht. Es ist seinen ästhetischen Prinzipien nach verständlich, denn hier fehlte sogar die edle Stilisierung der Iphigenie, und die von ihm verlangte möglichste Einfalt konnte er in dem bunten Nebeneinander von Gestalten und Eindrücken nicht mehr erkennen. Auch mangelte ja dem Egmont jeder heroische Zug im überlieferten Sinne, weshalb wir auch in der schwäbischen Kritik, die den Dramenhelden ihres

1) Auch Knebel-Döberitz in „Karl Ludw. v. Knebel". Weimar 1890. S. 103 f. vertritt die Ansicht, daß die Verstimmung mit Goethe noch durchaus in der Denkschrift aus dem Jahr 1804 zu spüren ist.

2) Ein Urteil, das wir noch oft über die „natürliche Tochter" (1803), auf die es sich wohl auch hier vorzugsweise bezieht, finden werden.

Landsmannes Schiller soviel Sympathie entgegenbrachte, den Egmont so gut wie gar nicht bemerkt finden. Die „Natürliche Tochter" gar wurde Knebel ein Argument für die bekannte Behauptung der Frau von Staël: „Les Allemands manquent quelquefois de goût dans les écrits qui appartiennent à leur imagination naturelle." Ihm fehlte darin der Takt, den man „aus dem Umgang und der Welt" gewinnt[1]).

Daß der Ton der Knebelschen Kritiken in den Briefen an Goethe sich herzlicher und enthusiastischer aussprach, als in den an andere Personen, liegt ja nahe. Widersprüche finden sich nicht, und man braucht keinesfalls seine Äußerung gegenüber seiner Schwester Henriette als sein kritisches Prinzip anzusehen: „Die Verse auf Göthe . . . sind etwas schmeichelhaft . . . Man muß Leuten, die etwas Außerordentliches thun, auch zuweilen etwas Außerordentliches sagen"[2]). Gerade die Urteile in den Briefen der letzten Dezennien sind von einer aufrichtigen Begeisterung getragen; nur wird der Ton leicht etwas gleichmäßig, und mitunter möchte man darin, daß er nur selten in die Materie selbst eingeht und Beurteilungen im einzelnen vornimmt, einen stereotypen Zug in seinem Beifall nicht verkennen. — Bei dem Faust erfreut es Knebel, daß es Goethe vermochte, die Fülle von Wahrheiten „unter angenehmen Formen" vorzubringen, ob man es drum verstünde oder nicht, es „bleibt immer ein Eindruck zurück, der das Gemüth lenkt, der Wahrheit nachzuforschen"[3]). Gleich „die ersten Scenen", die ihm Goethe vorlas, ergötzten ihn sehr[4]) und noch 1823 schrieb er an Goethe (21. September), daß der englische Humor, mit dem ihr „freier Geist" „das Scherzhafte und Komische mit dem tiefsten Sinne zuweilen verbinden" könne, ihm vornehmlich den Faust „so anzüglich" mache. Kräftigere Töne findet er für die Wahlverwandtschaften, deren sittliche Tendenz er zwar verkannt haben soll[5]), deren zweiter Teil aber ihm „in seinem Inhalte tief, vortrefflich und schön — meisterhaft geschrieben" schien. „Ich wäre wohl gestraft gewesen, wenn Du ihn mir nicht geschickt hättest" und am Ende: „Es ist neu und doch wahr und vortrefflich. Mit welchem Auge hast Du die Menschen und ihre Dinge gesehen"[6]). Die zahlreichen Urteile zu „Wilhelm Meisters Lehrjahren" schließen sich in den Dank

1) A. a. O. 124.
2) 17. März 1810.
3) Nachlaß II, 125.
4) An Fr. v. Imhoff. Im Briefwechsel mit Henriette v. 18. 9. 89.
5) Nachlaß I, XXXVII.
6) An Goethe 9. November 09.

zusammen: „Es hat mir Leben gegeben, da, im Allerheiligsten der Seele, wo es wohlthut . . . Die Züge der Reisfeder bleiben fest und getreu bis zum äußersten Umriß. Sprüche und Bilder, wie sie die sieben Weisen des Alterthums möchten gesagt und vorgestellt haben; und ganz neu, durch die neueste Scene der Menschheit so ganz durchgefühlt die Revolution!“ Goethe hatte herzliche Freude an diesem Urteil und nahm auch die kritischen Ausstellungen in seinen späteren Briefen gut auf. Knebel nämlich nahm Anstand an dem „hinreißenden Ende des Ganzen“. In dem Ausgange Mignons schien ihm „zu viel schreckhaftes und daher der Neigung Widriges zu liegen“. Die Verklärung Mignons scheine ihrem dämonischen Wesen ebenso unangemessen wie wenig wohltuend. „Konnte nicht der Vater wenigstens, der aus einem ursprünglich reinen Triebe, dessen Vertheidigung so wohl gesetzt wird, gehandelt hatte, um die Entstehungsgeschichte des Kindes zu mildern, ohne Schuld aus der Welt gehen? Und hat wirklich die Lüge der Pfaffen Einfluß auf die Gesetze der Natur [1])?“ Wir wissen, daß einem Friedrich Schlegel am Ende seiner berühmten Wilhelm Meister-Rezension [2]) Mignons Exequien, „so wichtig und so bedeutend“ dünkten, „als ihr notwendiger Untergang“, daß ihm diese Partien des Romans, diese „im Leiden geheiligdste Familie“, die „im Übermaß ihrer eigenen Seelengluth zu Grunde gehen“ dem Ganzen erst „romantischen Zauber und Musik“ zu geben schienen. Dem peinlichen Klassizisten mußten sie Bedenken einflößen, dessen ausgesprochene Abneigung gegen alles Romantische oft zum Ausdruck kam. Auch darin hängt Knebel mit dem schwäbischen Klassizismus zusammen. Über die Wanderjahre schreibt er: „Dein Joseph ist die lieblichste Dichtung von der Welt, man sieht das doppelte Bild gleichsam wie in einem schönen Spiegel.“ Erfreut über „Die Betrachtungen über Religion“ fährt er bescheiden fort: „Was nun bald folgt, über Kunst und dergleichen, habe ich mir nicht immer sogleich zurecht legen können, vielleicht aus Unbekanntschaft mit der Sache selbst [3]).“

Weit enthusiastischer als die Äußerungen über Goethes Dichtungen sind die über seine wissenschaftlichen Werke und seine Italienische Reise. „Dir haben es nun die Götter gegeben, daß Du das Irdische ins Himmlische, und das Himmlische ins Irdische zu verwandeln vermagst“ [4]). Innig dankt Knebel ihm für das „edle Geschenk“ der Morphologie, deren erste Bogen ihn, ob ihm gleich nicht in allen Partien verständlich, durch

1) An Goethe 1. 11. 96.
2) Werke 1846. VIII, 116.
3) 26. [illegible]. 1821. An Goethe.
4) 5. 11. 16. An Goethe.

„die energische Fülle der Gedanken“ sehr ergötzten. „Was ich mir von Erkenntnissen daraus nehmen konnte, liegt meiner Vorstellung so nahe, daß ich es öfters für meine eigenen Gedanken nehmen mochte . . .“ [1]). Und am 30. Oktober 1823 spricht er beglückt von der „unendlichen Freude“, die ihm die Lektüre machte, und endet: „Wahrlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben.“ Und noch längere Ausführungen widmet er der Farbenlehre, deren historischen Teil er mit Eifer studierte. Am 15. Mai 1810 nannte Knebel das Buch Henriette gegenüber „unendlich reich und vortrefflich“. Am 17. Juli des Jahrs sehen wir ihn „mit Andacht und Verehrung“ den historischen Teil lesen; denn „Größeres ist nach meinem Bedünken noch nichts in Wissenschaft und Kenntniß hingestellt worden. Man steigt zur höchsten Ansicht des Wissens. Es sind Paragraphen darin, die ganze Bücher werth sind“; er gibt zu, daß ihm manches noch dunkel sei und dies „Revolutionsbuch der wissenschaftlichen gesunden Vernunft“ „vielen lange ein Orakel bleiben dürfte“ [2]). Noch stärker klingt die Stimme des Enthusiasmus Goethe selbst gegenüber [3]). Er verehre geradezu diese Blätter mit Andacht, überall herrschte in ihnen „der Geist wahrer tiefer Humanität“, daß der wissenschaftliche Mensch gleichsam aufgerufen wird, „vor allem ein Mensch zu seyn“. „Ich kann nicht sagen, wie sehr mich manche Stellen gerührt und entzückt haben . .“ usw., und auch hier: „ich kenne kein revolutionäreres Buch im guten Sinne als das Deinige.“ Aber das „Buch par excellence“ ist ihm doch Dichtung und Wahrheit. „Es ist ein wahrer Lebens- und Seelenspiegel“, und von dankbarem Gefühl bei der Erwähnung ihrer ersten Begegnung in Frankfurt erfüllt, bricht er in die Worte aus: „Welchen glücklichen Einfluß auf mein Leben hat nicht dieser geringe Anfang gehabt [4])!“

Es ist nicht zu übersehen, daß Knebels Urteile an Wärme und bedingungsloser Anerkennung gewinnen, je weiter sie sich von dem engeren Dichtungskreis Goethescher Produktion entfernen, daß er am aufrichtigsten und frohesten schrieb, wenn er als Mensch zum Menschen sprechen konnte. Doch dürfen wir aus diesen in der Persönlichkeit wie künstlerischen Schule begründbaren Schwankungen der Magnetnadel keine wegweisende Richtung herauslesen wollen. Knebel stand viel zu sehr unter dem Banne dieses Geistes, als daß er in ihm nicht den größten Dichter

1) 7. 10. 17. An Goethe.
2) 17. 7. 1810. An Henriette.
3) 10. 8. 1810. An Goethe.
4) 8. 5. 1814. An Goethe.

seines Jahrhunderts erkannt hätte. „Dein Zeitalter", schrieb er einmal an den Freund[1]), und schon 1796 durfte er ihm sagen: „Glaube, daß ich den Werth Deiner Talente und Geistesprodukte erkenne und sie zu schätzen weiß. Nicht durch jene nur, sondern auch durch Richtigkeit Deiner Beurtheilungskraft stehst du mir vor allen Schriftstellern unseres Vaterlandes voran . .[2])." So hatte Goethe immerhin ein Recht, sich „mehr solche Leser" wie Knebel zu wünschen[3]), dessen „markige Gestalt aus altem Heldenstamme" er auch in „Ilmenau" verewigt hatte und dessen ein wenig problematische Natur seinem Tasso manche Züge geliehen haben mochte[4]).

Die mir für Reinhards Stellung zu Goethe vorliegenden Materialien sind weit größer als bei Knebel. Es gilt darum noch mehr, nur die Hauptpunkte und Umrisse seiner Kritik zu zeigen und alle, häufig recht charakteristischen Äußerungen über die kleineren Schriften Goethes, soweit sie nicht auf seine Stellung zu ihm ein besonderes Licht werfen, fortzulassen.

Wilhelm Lang nennt Reinhard „eines der bezeichnendsten Beispiele für den aus der weltbürgerlichen Bildung des XVIIIten Jahrhunderts hervorgegangenen Idealismus"[5]). Er hat sich diese Rousseausche Sehnsucht nach einer Erlösung aus der Enge gegenwärtiger Kultur bis ins Alter wie eine ewige Lampe brennend erhalten; und wie er mit einer merkwürdigen Gegenwartsfremdheit noch bis 1798 hin an der idealen Ausdeutung der französischen Revolution festhielt und mit hellem Kinderglauben der Republik ins Auge sah, so hielt er sich, als dann die bitteren Lebensschicksale ihm seine Ideale Stück für Stück zerbrochen vor die Füße warfen, mit dem ganzen Rest seiner Sehnsucht an der Gestalt fest, die ihm das Verlorene allein zu ersetzen vermochte: Goethe. Denn seiner an bösen Erfahrungen reichen, aufreibenden Tätigkeit in der Schweiz, wo er den „Fluch der guten Intentionen" erfuhr, folgte die Versetzung nach Jassy, dieser wieder die völkerrechtliche Aufhebung durch die Russen; physisch und seelisch deprimiert ging er nach Karlsbad. Hier traf er Goethe[6]). Noch 1835 gedenkt der Greis rückblickend der

1) 18. 12. 1817. An Goethe.

2) Im Oktober.

3) 10. Januar 1800 W. A. IV Bd. 15, 14.

4) Vgl. dazu Otto Harnack, „Aufsätze und Vorträge" S. 68ff.: „Knebel und Tasso."

5) „Graf Reinhard" VI; daß ich diesem hochbedeutenden Werke für die folgenden Ausführungen die größten Anregungen verdanke, sei in Parenthese hinzugefügt.

6) „Je me réjuis de revoir Carlsbad, où . . . j'avais trouvé en 1807 la convalescence physike [so] par le Strudel, et morale par mes relations avec Goethe." (An Wessenberg, Dresden 11. Juli 1831.)

Freundschaft, die sich damals anknüpfte: „So wie er [Goethe] mich erst angezogen, dann an sich hinaufgezogen, dann mit Vorliebe, mit Treue, mit Nachsicht, mich geduldet, gehalten, gehoben hat, so ist mir von keinem andern geschehen. Mein Schicksal ist ein wunderbares, und die Vorsehung hat mich ausgezeichnet, im Wohlthun und in der Züchtigung[1])." Was ihm das Geschick an Idealen nahm, gab es ihm doppelt in einem andern Gute wieder, denn diese Freundschaft wurde für Reinhard in der Tat die Atlantis, nach der er sich stets gesehnt: über dem Dunst und Staub des Alltags eine kristallene Quelle, an der er in seinem durch Stürme und Widerwärtigkeiten erschütterten Leben sich stets Erquickung und Reinheit schöpfen konnte.

Seine Stellung zu Goethes Schöpfungen ist noch viel weniger, als bei Knebel, durch die klassizistische Doktrin seiner heimatlichen Kunstanschauung bedingt. Was ihn mit dem schwäbischen Klassizismus verknüpfte, ist nur die Form seiner dichterischen Produktion, die aber, mit geringen Ausnahmen, in seine Jugend- und Heimatjahre fällt. Und wenn wir auch wissen, wie schwer gerade die Schwaben von einmal in ihrer Natur eingewurzelten Prinzipien loslassen, so liegt doch hier der Fall vor, daß durch die politischen Ereignisse, welche Reinhards gesamte Arbeitskräfte in Anspruch nahmen, die Fäden, die ihn an die heimische Literatur banden, fast alle nach und nach zerschnitten wurden. „Die deutsche Literatur von 85—95 ist mir wirklich beinahe ganz terra incognita geblieben; von da an bis zu 1802 habe ich sie nur in Fragmenten ergriffen[2])." In eine neue Phase trat sein Literaturinteresse erst mit der Bekanntschaft Goethes, und außer ihm ist in seiner Kritik nur noch der Einfluß französischer Dichtung zu spüren. Diese beiden Faktoren bildeten sein Urteil, das auch er nie der Freundschaft mit Goethe zum Opfer gebracht, sondern stets gepflegt und weiter zu bilden versucht hatte.

Vor 1807 finden wir Goethes Namen nicht häufig erwähnt. Als ihn 1790 der Redakteur des „Journal de Bordeaux" um Kritik und Proben der Deutschen Dichtung bat, erwähnt Reinhard wohl Lessing, Schiller, Wieland, Göcking, nicht aber Goethe[3])! Und 1808 schreibt Reinhard über seine literarische Jugendbildung: „Goethes Werther und Götz hatten mich früher wunderbar ergriffen, aber sie standen isoliert vor meiner Phantasie und ich wußte sie dem Ganzen nicht anzupassen . . . Was mich von der deutschen Literatur am meisten interessierte, waren die politischen Ansichten, . . . nach meiner Zurückkunft gaben mir die

1) Goethe-Jahrbuch 1890, 52. An Kanzler Müller v. 26. 6. 35.

2) Goethe-Reinhard Briefwechsel: An Goethe vom 9. 8. 08.

3) W. Lang: 65.

Xenien, die ich erst recht fromm verabscheute, den ersten Überblick der neueren Literatur, . . . Den Tasso fand ich klassisch; ich kannte nichts in deutscher Sprache, was dem Begriff, den ich mit diesem Wort verband, so ganz entspräche . . . Nur da ich mich nach einem gewissen Geist des Widerspruchs wieder germanisiert hatte, gewann das Ganze der Literatur für mich Interesse und auf diesem Punkte stehe ich nun[1])." An dieser literarischen Germanisierung hatte wohl das Reimarussche Haus und seine Braut beträchtlichen Anteil. Diese konnte ungemein gut Goethe rezitieren[2]) und ihr Interesse wird auch das seinige belebt haben[3]). Von 1798 an bat Reinhard Cotta öfter um Goethes und Schillers Produkte, auf die er und seine Gattin mit Begierde harrten, und wenn ihm sein Leben nur ein wenig Muße ließ, so konnte man ihn sich fürderhin meist mit der Literatur beschäftigen sehen. Außerdem war es Reinhards starkes Interesse für Goethes Farbentheorie, welches die beiden Männer zunächst aneinander fesselte.

Reinhards eifrige Anteilnahme[4]), die ihm Goethes Herz gewann, war aufrichtig, denn wie er noch bis in die letzten Jahre unermüdlich für die Durchsetzung und Wurzelung der antinewtonschen Theorien eintrat, sie über die Maßen pries und für sie in Paris wie Deutschland agitierte, bleibt ein besonders prägnanter Zug seiner Stellung zu Goethe. Er begann Abschnitte aus der Farbenlehre ins Französische zu übertragen, versuchte Villers dafür zu gewinnen und wußte Delambre, Cuvier und Johannes v. Müller für sie zu interessieren, debattierte in Dresden an der Tafel des Prinzen von Benevent mit einem seiner Sekretäre über die Farbenlehre und sprach sich in seinen Briefen immer wieder über sie aus, die ihm „eines seiner genialsten Werke und in jeder Hinsicht klassisch schien[5])". Er unterschrieb das auf sie bezügliche Wort des Franzosen: Il nous a fallu cinquante ans, pour mettre Newton sur le thrône; laissez nous d'autres cinquante ans pour le déthrôner" mit auf-

1) An Goethe 9. 8. 08.

2) W. Lang: 158.

3) S. Boisserée I, 261 heißt es zwar: „Er, Goethe, habe das auf alle interessante Menschen erpichte Reimarussche Wesen immer gemieden, an Jakobi genug gehabt; dafür hätten sie ihn auch schöne gehaßt, ihn einen scharfsinnigen Menschen genannt, der dann und wann gute Einfälle habe." Dies ist sicherlich für eine humorvolle Übertreibung anzusehen.

4) W. Lang begründet sie (a. a. O. 312) darin, daß sich Reinhard in Maulbronn, wo er bei dem Professor Balthasar Sprenger lernte, hinlängliche Kenntnisse erworben hätte, um dem nun Verständnis entgegenzubringen. Reinhard war damals 16 Jahre, als er Goethe kennen lernte 43 Jahre alt. Ich glaube kaum, daß aus der Maulbronner Zeit, wo er sich für die klassischen Sprachen und das durch Schnurrer gebotene Arabisch mehr interessierte, eine nutzbringende Reminiszenz geblieben war.

5) Goethe Jahrb. 1890, 42 f. Briefe R.s an Kanzler v. Müller.

richtiger Überzeugung. „La simplicité et l'évidence des principes . . . la justesse et l'enchaînement des conséquences, qu'elles en tire, l'immensité des faits qui tous s'y classent dans leur ordres naturels, frappent l'esprit d'une lumière irrésistible . . ." (an Villers 1807). So füllen die Betrachtungen über dieses Werk einen umfangreichen Teil des Briefwechsels mit Goethe, wo sich auch die, für die Motive seines Urteils charakteristische Stelle findet: „In der Farbenlehre bin ich durch Sie zum Glauben und Anschauen gelangt. Aber über Ihren Unterricht und über Ihr Buch hab' ich mich nicht hinaus gewagt . . . wenn ich von Zeit zu Zeit, was allerdings geschah, Ihr Buch, Theorie, Geschichte oder Polemik wieder zur Hand nahm, so geschah es mehr um der herrlichen Form willen, als wegen der, meinem ungetreuen Gedächtniß im Zusammenhang entfremdeten Materie[1])." Von 1823 an ist auch sein Interesse für Morphologie[2]), das wohl durch den persönlichen Umgang mit Goethe[3]) verschärft und vertieft wurde, größer und sachlicher; und wir sehen wie auch in der Stellungnahme Reinhards zu Goethe der Anteil an den wissenschaftlichen Arbeiten Goethes neben der literarischen Kritik durchaus seinen Platz behauptet.

Das führt uns auf Reinhards literarisches Urteil. Ich glaube, daß es Wilhelm Lang doch etwas zu niedrig einschätzt[4]). Er stützt sich darauf, daß Reinhard gegen Wessenbergs Schriften allzu nachsichtig war und an diesen schrieb: „Ich habe seit 30 Jahren keine Verse gelesen aber viele Romane, selbst die von Lafontaine, bei denen ich zuweilen Tränen vergossen habe, wie bei den Ifflandschen Stücken — —." Wir werden aber den rein psychischen Vorgang der Rührung, der sich oft gerade bei gänzlich unkünstlerischen, stofflich starken Gegenständen einstellt, von dem intellektuellen des Urteils sondern müssen. Gerade bei Reinhard kann man — abgesehen von Wertungen historischer oder politischer Werke, wo er bei weitem fester auftritt — manche treffende kritische Sentenz, die ein feines Gefühl für den Wert des Kunstwerks verrät, finden. So, wenn der 19jährige Jüngling Schillers Räuber „ungeheuer groß und ein großes Ungeheuer" nennt, oder ihm Klopstock nicht behagen will, weil er „zu sehr Hofpoet (himmlischer)" sei und selten den Ton gefunden habe, der zu Herzen ginge (1827 an Wessenberg). Vor allem was Goethe betrifft. Hier steht er hoch über den meisten schwäbischen Altersgenossen. Es ist die Bemühung nie zu verkennen, auf alle mögliche Weise

1) An Goethe.

2) An Goethe vgl. auch v. 15. 10. 20.

3) Im Oktober 1823 war Reinhard in Weimar gewesen. Die übrigen Besuche fallen in die Jahre 1809, 1825, 1829, 1830.

4) a. a. O. 490.

in seine Werke einzudringen. Sie begleiteten ihn stets auf den Reisen, und in allen Mußestunden flüchtete er sich in ihren friedespendenden Schatten. Wie aber Knebels Kritik durch seine Vorliebe für antike Versmaße und Kunstgattungen eine subjektive Färbung bekam, so wurde, wenn auch längst nicht in dem Maße, Reinhards Vorliebe für das französische Drama oft ein Modifikator seiner Wertung. Als er in Leipzig zu seinem größten Entzücken den Tasso von der Bühne auf sich wirken ließ, setzte er im betreffenden Briefe an Goethe hinzu: „Sie sind der einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen läßt [1]." Er findet ein andermal in seinen Werken „halbfranzösische Kultur", die er klassischen Geist nennt [2]), betont häufig in Goethe den Schriftsteller, der „die gefälligen, runden Formen der französischen Muße auf die deutsche Bühne übertragen hat" [3]), und oft hören wir ihn sich über französische Literatur lobend äußern oder Parallelen zur französischen Dichtung ziehen. Es trennte ihn von Knebels klassistischer Schule die Sympathie für ausländische Versformen, Sonette [4]), Ottaverime und fremdländische Klänge orientalischer Poesie. „Zwanzigmal" hatte er „den Klagegesang der edlen Frauen gelesen und vorgelesen" [5]), und seine Freude an Byron, aus dessen Schöpfungen er Partien übertrug, ist durchaus unklassizistisch zu nennen. Darum entzückte ihn Goethes west-östlicher Divan so außerordentlich, wo er „diese lebendige Tätigkeit des allumfassenden Geistes" bewundern mochte, „der in allen Regionen gleich einheimisch, zu jeder Höhe sich erhebt, in jede Tiefe hinabsteigt . . . Wem soll man den Vorrang einräumen, dem Gedichteten, dem Dichter oder dem fesselfreien Beobachter von Welt und Menschen? Ach, das Buch des Unmuths! . . ." Diese Dichtungen ließen vor ihm alte liebe Schatten aufsteigen: seine eigene Probeschrift über die arabische Dichtkunst bei der Bewerbung um die philosophische Magisterwürde vor 40 Jahren [6]). Nun fand er sich selbst „in jener Zeit, in jener Beschäftigung" auf Goethes „höherem umfassendern Standpunkte" wieder. Interessanter scheint mir Reinhards Urteil über die sieben Karlsbader Gedichte [7]), „wodurch Sie

1) An Goethe 9. 8. 07.

2) Daselbst S. 5.

3) Das. 64.

4) Goethes Sonette gaben ihm „den schönen großmütigen Beweis, daß man Sonette machen könne und dürfe" 4. 4. 1810 an Goethe.

5) An Goethe 4. 7. 24.

6) Über Reinhards Nachbildung arabischer Poesie vgl. Julius Hartmann: Schillers Jugendfreunde S. 22.

7) Knebel: „Die schönen Gedichte . . . haben auch unser aller großen Beifall erhalten." (10. 8. 1810 an Goethe.) Sich nur auf die vier ersten beziehend, die im Juni 1810 gedruckt wurden.

den Feierlichkeiten in Carlsbad ein dauerndes Denkmal gesetzt haben . . . Allerdings ist das Gelegenheitsgedicht, aus einem höhern Gesichtspunkt behandelt, bedeutend, wenn die Gelegenheit bedeutend, und das Interesse wie hier, national oder weltgeschichtlich ist. Und so war der Gegenstand des Dichters und der Dichter des Gegenstands werth." In der höflichsten Form spricht hier eine Ablehnung. Nicht die des Politikers Reinhard, sondern wie mir deutlich scheint, die des ästhetischen Urteilers, der die künstlerischen Mängel dieses Zyklus wohl gefühlt hatte. Überdies scheute auch Reinhard direkten Widerspruch nicht[1]). Eine briefliche Aussprache über den Faust finden wir nicht. Die ausführlichen Urteile über der Tragödie II. Teil finden sich in den Briefen im Kanzler Müller aus dem Jahre 1832[2]) „ . . . Dem ganzen Drama liegt die katholisch-biblische Mythologie zum Grunde, und nichts ist antikatholischer und antibiblischer, als daß das bloße Streben als Streben zur Seligkeit führe." Es erscheint ihm das als ein Widerspruch gegen den I. Teil, „wo Leiden nicht Streben rettet, und der verneinende Geist ist diesmal nicht Mephistopheles. Es ist ein Saint-Simonistisches dénouement." „Damit ist noch nicht gesagt, daß der Schluß nicht recht habe; und wirklich, er enthält, wie in einer Nuß, den innersten Kern der Individualität Göthens, wie sie sich schon in der ersten Anlage Götzens von Berlichingen ausspricht. Nur hat alsdann das ganze Drama unrecht; doch dies alles unbeschadet seiner hohen Genialität." Goethe scheine sein Publikum mystifiziert zu haben und nicht mehr „die Welt, die Menschheit, in allen ihren Tiefen", sondern bloß „das Drama vom Volksmährchen" erscheine ihm in dem Werk. „Der erste Akt gibt genau die Ansichten jener Zeit, wie man sie beinahe wörtlich in den damaligen satyrischen Schriften findet." Und „der griechische Pendant zum mittelalterlichen Hexensabbath" habe „mehr einen archäologischen als philosophischen Wert". Die Hereinziehung moderner Streitfragen aber erinnere ihn an die Polemik gegen Newton; „der Physiker, wie er es denn wirklich in den letzten Jahren war, hat sich über den Dichter gestellt". Ein späterer Brief beklagt sich über die vielen Rätsel „an denen Göthe, der Klare, so reich ist. Haben Sie, hat jemand den Schlüssel zu den Müttern? . .[3]) Was sollen für die Nachwelt Mysterien, die der Mitwelt unaufgeschlossen bleiben?" fügt aber am Schluß zu „wie arm-

1) Vgl. 15. 11. 10; 22. 5. 20; u. a.

2) Vgl. W. Lang a. a. O. 533/4 und Goethe-Jb. 1890, 42 f.

3) Er erhielt ihn in Riemers Auslegung und schrieb den 6. 8. 1834 an Kanzler Müller (a. a. O.) „Sie [die Belehrung] beweist, wie entsetzlich gelehrt man sein müsse, um bei Göthen überall auszureichen." Ebenda nennt er den griechischen Blocksberg einen „eigentlichen tour de force".

selig ist dagegen unsere französische galvanisierte Tugendliteratur!" Diese ablehnenden Bemerkungen glaubt er in einem Brief vom 17. Aug. 1833 „weder bestätigen noch widerrufen" zu können und gibt zu, daß er damals „nach dem gierigen Verschlingen, was leicht eine Indigestion gibt" doch „ganz disorientiert" war. „Ich verglich den Schluß des zweiten Theils mit dem erhabenen Schluß des ersten und das Wort der Engel: „Wer immer strebend . . ." genügte mir um so weniger, da seit der Bekanntschaft mit Mephistophiles, Faust sich immer hatte gehen lassen."[1])

Wer die zahlreichen wirren Faustdiskussionen aus jenen Jahren kennt, den kann dieser Eifer Reinhards, den Spuren des Meisters nachzugehen, nur angenehm berühren. Wie hier, so suchte er stets dunkle Stellen um jeden Preis sich zu erhellen. Dieser Drang, den innersten Lebensnerv einer Dichtung zu erkennen, führte ihn auch zu dem feinsinnigen Urteil über die Wahlverwandtschaften[2]). Im Zentrum des Romans steht ihm Ottilie. Und wie er weiter ausführt, steht sie „unter einer Art von Naturnotwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückstoßen. Sie existiert sozusagen in einem beständigen Zustand der Magnetisation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden ist volles, helles Bewußtseyn; sie handelt und empfindet, sie lebt und stirbt so und nicht anders, weil sie nicht anders kann". Und späterhin: „Was Eduard betrifft, so versieht er sich freilich darin, daß er sich etwas nachsieht, aber wer sieht sich nicht etwas nach, und wer hätte darum das Recht, ihn einen ärmlichen Charakter zu schelten? Aber unser verfeinertes Lesepublikum hat sich, wie das französische fürs Theater, für Moralität und Drang gewisse conventionelle Regeln geschaffen, nach denen die Charaktere wie Puppen am Drahte sich bewegen sollen . . . Spiritualistisch freilich sind ihre Charaktere und ihre Ereignisse nicht, und für Jakobi werden sie ein Ärgerniß seyn, so wie für Schelling eine himmlische Erscheinung. Indessen, wenn wir jemals zu einer tieferen Kenntnis der Geheimnisse unserer Natur gelangen, so daß wir im Stande sind, uns davon Rechenschaft abzulegen, so ist es möglich, daß Ihr Buch alsdann als eine wunderbare Anticipation von Wahrheiten dastehe, von denen wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben."

Wir dürfen nicht vergessen, daß Reinhards Berührungen mit der Literatur immer nur sporadisch waren, und die hochgehenden Wogen der politischen Ereignisse, in denen er als Kasseler Gesandter oder Minister des Auswärtigen keine unwichtige Rolle spielte, oft monatelang jede

1) a. a. O. 52. ganz ähnlich F. Th. Vischer: Kritische Gänge N. F. 3. S. 140 f. und 153 oben.

2) An Goethe 16. 2. 1810.

intime Beschäftigung auf Dichtungen unmöglich machten. Wägen wir ihn gegen Knebel ab, so müssen wir zugeben, daß er nicht nur gründlicher in die Materie einzudringen suchte (kaum ein Werk Goethes, das er nicht mindestens zweimal las), sondern daß im weiteren Kreise sich auch sein Sinn erweiterte, der nicht ohne feines Empfinden für die Schönheit von Goethes Schöpfungen war. Wenn er sich in der Fülle der Gesichte, die ihm hier geboten wurden, nicht immer zurechtfand, er blieb ein dankbarer Leser, wie ihn Goethe sich nicht besser wünschen konnte. Er hat das auch anerkannt.

Hebbel entnahm diesem Briefwechsel, „daß ein außerordentlicher Mensch sich nur vor seinesgleichen entkleiden kann. Reinhard schöpfte selbst aus dem Vollen, kein Wunder, daß es ihm voll entgegenströmte“ [1]). Diese Freundschaft wurde zunächst nicht durch persönliche, sondern durch geistige Beziehungen zusammengehalten, ohne deshalb eine literarische zu sein. Die isolierte Stellung beider führte sie einander nahe, und bald fand „ein inniges Eingreifen in die wechselseitigen Interessen“ statt [2]). Ein Streitpunkt blieb die französische Revolution. Goethe lehnte sie vom ethischen wie vom politisch-royalistischen Standpunkt ab. Reinhard betrachtete sie philosophisch. „Der Plan der neuen Konstitution“ schien ihm „eine Erfahrungs-Probe zu seyn, die Frankreich auf seine Kosten zum Besten des Menschengeschlechts anstellte,“ und mit „positiven Rechtsbegriffen“ dürfte man an dies „großmüthige Unternehmen“ nie gehen [3]). Dreiunddreißig Jahre später dachte er zwar anders darüber, teilte aber Goethes Auffassung keineswegs. Die auf sie bezüglichen Arbeiten hatten ihm bisher mehr eine „Liebhaberei, so nebenher, als eine entschiedene, den ganzen Gegenstand zu umfassen strebende Richtung“ geschienen. Nun wollte er die Natürliche Tochter „mit verdoppelter Aufmerksamkeit wieder lesen“, glaubt aber hier keinen Weg, der zum Ziele führte, zu sehen. „Was soll das schöne Ebenmaß Ihrer Figuren, dieser Kanon der Charaktere und Stände zu jenen convulsivischen Verzerrungen? So fortfahrend, mußten Sie noch eine Menge von Gestalten aufführen; aber diese alle gegen und durcheinander in Bewegung setzen, diese Arbeit war unermeßlich.“ In letzten Jahren vermied Goethe noch mehr bestimmt formulierte Äußerungen über politische Begebenheiten, und Reinhard nahm darauf Rücksicht. Eng berührten sich ihre Ansichten über Napoleon, „seine Natur war besser als sein aus Maximen hervorgehender Wille“ [4]). Desgleichen

1) Tagebücher IV 6128 (R. M. Werner).

2) Goethes „Tag und Jahreshefte“ W. A. Bd. 36, 14 f.

3) 1791 an Schiller. Urlichs 123.

4) An Goethe 4. 7. 25.

in der Verurteilung von Schlegels Übertritt. Goethe seinerseits verdankte dem Briefwechsel nicht nur eine oft betonte geistige Anregung, sondern, neben andern Bekanntschaften, vor allem die Berührung mit Sulpiz Boisserée. „Sollte mir nun nicht alsobald beigehen, wem ich diese, für mich so fruchtbare, zu inniger Freundschaft herangewachsene frühere Bekanntschaft verdanke? Sie sind es, mein Theuerster . .“ [1]) Wieviel Goethe Reinhard gegeben, erwähnten wir schon oben. Auch seine Korrespondenzen mit Villers, Wessenberg, Conz [2]) sind voll der Ewähnungen dieses Mannes, der ihm stets als der Bonaparte im Reich der Künste, der Naturwissenschaft und Philosophie erschien [3]). Er durfte stolz von sich sagen: „Nihil Goethiani a me alienum puto“ [4]) und schrieb an Wessenberg die schönen Worte bei der Todesnachricht Goethes: „. . Triste oui, pour moi que Goethe avait adopté depuis 25 ans, . . . mais pour lui, pour le monde des esprit où il a regné, qu'il va retrouver ailleurs, c'est le commencement de son apothéose! Car il était aussi bon qu'il était grand; tout en lui était devenu harmonie, et sa mort encore a été en harmonie avec sa vie“ [5]).

3.

Man wäre versucht, es als Regel aufzustellen, daß in der klassizistischen Zeit alle die Schwaben, deren Leben zum größten Teile außerhalb ihrer Heimat sich bewegt hatte, Goethes Persönlichkeit weit mehr Sympathie entgegenbrachten, als jene, die fast ausschließlich an ihren engeren Stammeskreis gebunden waren. Wir können unter ihnen eine Übereinstimmung in der Tat oft konstatieren. Psychologisch ließe es sich begründen. Doch es apodiktisch festzulegen, geht nicht an. Denn schon Karl Julius Weber würde die erste Ausnahme sein.

Seine literarisch-ästhetischen Prinzipien gestatten uns, ihn der Gruppe schwäbischer Klassizisten anzugliedern [6]). Der Haß gegen Kotzebue, die Verehrung Voltaires und der französischen Aufklärung, der Enthusiasmus für Holberg sind Züge, die wir geradeso bei Weißer dem Erzdoktrinär des Klassizismus wiederfinden. Nur ist Weber toleranter, weltmännischer und liebenswürdiger in der Satire als Weißer und darum auch sein Kredo lange nicht so scharf ausgeprägt, wie das des Epigrammatikers. Auch

1) An Reinhard 27. 2. 26.

2) Vgl. Anhang I.

3) 2. Novemb. 1823 an Wessenberg Goethe Jb. 1890, 42 ff.

4) An Goethe 7. 1. 26.

5) An Wessenberg 27. 3. 32. a. a. O.

6) In einer Tagbuchstelle nennt er sich selbst einmal einen „Philosophen aus der griechisch-wieland'schen Schule“ (vermischte Schriften aus seinem Nachlaß S. 159).

die Betonung der Wichtigkeit der „Griechen- und Römersprache“[1]) für die Charakterbildung bringt ihn dem Klassizismus nahe, und die ausgesprochene Sympathie für Wieland, Thümmel, Klopstock und Mendelssohn ist durchaus klassizistisch zu nennen. Eigentümlich berührt bei diesem nüchtern verstandesmäßigen Manne die Neigung — nicht nur zur orientalischen Poesie, sondern auch zu den Werken der Romantik, die im Demokrit (1832) oft zum Vorschein kommt[2]). „Sternbald“, „Heinrich von Ofterdingen“, „Florentin“ haben seine unbedingte Achtung[3]), eine Stellungnahme, die dem engeren Klassizismus fern lag, die wir aber bei Conz, der sich eigentlich jede neuauftauchende Richtung zu eigen machte, wiederfinden werden. Sodann entbehren Webers ästhetische Grundsätze auch durchaus der moralisierenden Einfassung, wie wir sie bei Miller und Wagenseil fanden und wie sie auch die Kritik des Klassizismus so eingeengt hat. Der Charakter des Romans beruht ihm auf „Idealisierung der Menschheit nach all ihren Individuen und nach allen möglichen Modifikationen des Lebens, die ästhetisch darstellbar sind“. Das ist noch klassizistisch, aber er fährt fort: „alle Formen sind recht, aber keine Klasse macht klassisch, wo das Romantische fehlt“, das ist ihm „die ideale Mannigfaltigkeit im Zauber des Schönen“[4]). So reicht der spöttische Vernünftler, der bis ans Lebensende nie von Voltaire und dem Sensualismus der französischen Enzyklopädisten losgekommen ist (Kant, Fichte, Schelling blieben ihm völlig unverständlich), noch den ästhetischen Prinzipien der Romantik die Hand. Allerdings hat er sich nie tiefer mit ihrem Kunstideal befaßt, wie denn überhaupt eine hinhuschende Oberflächlichkeit im Urteil ein prägnanter Zug in Webers Schriften bleibt.

Dieses Fluoreszierende in seiner Kritik läßt ihn auch seine Stellung zu Goethe nicht scharf umreißen, und trotz mancherlei Widersprüchen bleibt nur der Zug klar erkennbar, den er mit dem engeren Klassizismus teilte: eine völlige Verständnislosigkeit für die überragende Bedeutung des Dichters.

Goethes Werther, den er stets mit Siegwart zusammenschnürte, blieb für ihn durchaus ein Gegenstand der Abneigung, über den er unzählige Male spöttelte. Der Held ist ihm überspannt und unnatürlich[5]), denn „Empfindsamkeit ist durchaus verschieden von Empfindelei und Affektation unserer Werther und Siegwarte, denen die Alten einen Tritt in den Hintern gegeben hätten“[6]). Billiger ist er gegen „das wertherſche Feuer“,

1) Demokrit I, 401.
2) Dem. V, 366.
3) Dem. VIII, 401.
4) Dem. V, 366.
5) Dem. I, 401.
6) Dem. VIII, 397.

wo er es zusammen mit dem „Klingerschen Sturm und Drang in Romanen voll Dichterkraft und philosophischer Wahrheit" historisch einzuordnen versucht und sich daran freut, wie die „Morgenröte" Goethes und Klingers „zur Abendröthe der Theologen und Philologen und den wohlangebrachten geistlichen Erquickungsstunden wurde" [1]). Aber die Antipathie gegen Werther und das Wertherfieber, in dessen „kindisches Gewimmer" Musäus, Trimm und Wetzel mit ihren Werken „hineinschlugen", bleibt ihm. Er bildet die Infinitive „Werthern" und „Lotten" [2]) und versucht sogar, mit einem unbeabsichtigt heiteren Anachronismus, Goethe gegen Goethe auszuspielen, wenn er sagt: „In diesen Jammerscenen war es nicht übel, daß Goethes Götz von Berlichingen auftrat . ." [3]). Übrigens setzte er diesem Drama die zweifelhaftesten Ritterstücke vollgültig zur Seite [4]).

Ganz wie seine Zeitgenossen ärgerte auch Weber sich über die Xenien „wo Schiller und Goethe sich arg vergaßen; die meisten sind wahre Pasquille und Impertinenzen auf alles literarische Fleisch, das athmet, und nicht blos übersalzen, sondern mit spanischem Pfeffer und Assa foetida erstickt wird, und verdienen die Parodien oder Körbchen Stachelrosen und die Trogalien zu Verdauung der Xenien" [5]).

Den Faust straft er ganz mit Nichtachtung. Allerdings erinnert er sich seiner, als er von Flegeljahren und Studententreiben spricht, wo alles so lyrisch zugeht als in Göthes Faust: „Uns ist ganz kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen" [6]). Aber an anderer Stelle [7]) schreibt er 18 Seiten lang über Teufel und Teufelsdarstellungen und reiht alle möglichen Darstellungen aus Klopstock, Milton und den Chroniken auf, wobei er aber des Mephistopheles mit keinem Worte gedenkt. Nun ist zwar der „Demokrit oder die hinterlassenen Papiere eines lachenden Philosophen", worin er zwar über alles plaudert, in der Hauptsache als eine philosophierende Apologie der Heiterkeit angelegt, weshalb Goethes nur sporadisch darin gedacht werden konnte; aber jedenfalls ist ihm doch Shakespeare, der „sweet swan of Avon, sage man, was man will, heiliger als Goethe und Schiller, was zum Theil von Jugendeindrücken herrühren mag . ." [8]). Bald darauf kommt er ausführlicher auf Goethe zu sprechen. Er wundert sich, daß von „dem berühmten deutschen Vierblätterkleeblatt", Goethe, Schiller,

1) Dem. VIII, 394 f.
2) Dem. VIII, 396.
3) Dem. VIII, 400.
4) a. a. O. 400; Dem. VI, 18.
5) Dem. VI, 388, vgl. auch VIII, 27.
6) Dem. II, 245.
7) Dem. III, 173 ff.
8) Dem. VIII, 305.

Wieland, Herder, so wenig für die komische Bühne geschrieben wurde, behilft sich damit, daß sie eben mehr Tragiker als Komiker seien und fährt fort: „Goethe schrieb: Die Mitschuldigen, den Großkophta, den Bürgergeneral, den Jahrmarkt von Plundersweiler und Triumph der Empfindsamkeit; sie haben weniger Komisches als sein berühmter Götz von Berlichingen. Goethe, der Götze meiner Zeit, ob er nach drei Jahrhunderten noch vergöttert dasteht wie Shakespeare in England, trotz des ungeheuren Artikels im Conversationslexikon[1])?“ Auch Goethes „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes und sein Puppenspiel“ werden an Lichtenberg gemessen und damit in ihrem satirischen Werte abgelehnt[2]). Über den Reineke Fuchs sagt er: „Wer hätte nicht Reineke in Goethes hexametrischer Paraphrase gelesen, wenn auch hier das naive niederdeutsche Colorit ganz verwischt ist[3])?“

Die Erwähnung der Schwierigkeit, „über die Farben und ihre Entstehung je ganz ins reine zu kommen“, veranlaßt ihn zu der Bemerkung: „Wie leicht man über Farben in Phantasieen geraten kann, lehrt am besten Göthe“[4]). Allein der Wilhelm Meister bekommt ein anerkennendes Urteil „wer kennt nicht Göthes Wilhelm Meister, der die Schauspielkunst zum Augenmerk nahm [!] und echt komische Scenen mitunter liefert“[5]).

Wie vermochten auch Goethes Werke auf ihn dauernden Eindruck zu machen, da er der Ansicht war, „Der Mann, der gelebt, gibt ein Dutzend über die Menschheit erhabene Tragödien für eine gute Comödie aus der Wirklichkeit“[6])!

Was aber bei seiner Stellung zu Goethe recht eigentlich ins Auge springt, ist das persönliche Moment; dieses „über die Menschheit erhabene“ des Meisters hat ihm nie recht behagt. Ignorieren konnte Weber ihn nicht und wenn er die größten Deutschen seiner Zeit nennt, so steht Goethes Name meist unter ihnen[7]). Daneben sind die zahlreichen Stellen nie zu übersehen, wo er spöttisch den Meister zu verkleinern sucht und über Goethe und Goetheverehrung sich lustig macht: „Der Götze deutscher Literatur — Goethe“[8]) oder, anläßlich des Geniestolzes in der Äußerung

1) a. a. O. 326.

2) a. a. O. 129.

3) a. a. O. 120.

4) Dem. III, 93.

5) Dem. VIII, 401.

6) a. a. O. 340.

7) Deutschland I, 36; III, 218, Dem. X, 383/4 wo er seine wissenschaftliche Forschung und sein „in der Welt leben“ ausdrücklich anerkennt; u. a.

8) Dem. II, 184.

des Italieners Niphus »ich bin Kaiser über die Gelehrten . .« „So stolz äußert sich zwar der Geniestolz nicht mehr, aber ich weiß gewiß, daß man über den neuen Kaiser deutscher Genies, den man hienieden allzuviel vergöttert hat, wenn er wirklich vergöttert seyn wird, manches Komische zu lesen seyn wird [sic!] — aber der wahrhaft große Mann ist einfach und populär . ." [1]). Es scheint mir unzweifelhaft, daß Weber an der starken Verehrung Goethes sowie der vornehmen Reserviertheit seiner Persönlichkeit Anstoß nahm. Es ist auch nicht das einzige Mal, daß ein Schwabe von des Meisters Kühle abgestoßen wurde und danach auch die Temperatur seines Urteils sinken ließ. Wir werden noch manchmal darauf hinzuweisen haben.

Denn in politischer Hinsicht stand Weber ihm keineswegs fern. In der konstitutionellen Monarchie sah er das Staatssystem, das für die wirtschaftliche und geistige Wohlfahrt eines Landes alleinige Garantien biete [2]). Mit der strengen Anhänglichkeit an die erbliche Monarchie [3]) verband sich eine starke Abneigung wider die Republik und gegen alles Gewalttätige, weshalb er schon früh seine jugendlichen Schwärmereien für die französische Republik über Bord geworfen hatte und auch den Burschenschaftsbewegungen gegenüber mit seinem Spott nicht zurückhielt [4]).

Die einzige zusammenfassende Äußerung über Goethe findet sich in Webers „Deutschland" (1828 herausgegeben) Band III, wo er ihm eine zu den früheren Bemerkungen fast widersprüchlich klingende Bedeutung zuerkennt. Weber spricht von Weimar, dem „Boden, den die Heroen unserer Literatur klassisch gemacht haben" [5]). „Aber noch schwebet der Nimbus um Weimar — Göthe lebt noch — und bey vielen aus der bartlosen Hälfte des Menschengeschlechts steht Rinaldo Rinaldini oder Vulpius über allen!" Dann erwähnt er die ungeheure Frequenz der Besucher Weimars, die alle „die Heroen" sich ansehen wollten, „nur Göthe wußte sich von der Beguckung loszuwickeln, und so wenig ich seinen Vertheidiger machen will, so möchte ich ihn hier doch von Stolz freysprechen" [6]). Er meint, es wäre besser, sich an die Werke berühmter Männer zu halten „welche gar oft mit ihrer werthen Person im umgekehrten Verhältnis stehen . .". Und die Beantwortung der darin liegenden Frage umgehend, fährt er fort: „Es gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen,

1) Dem. IV, 164, vgl. auch I, 226; III, 173.
2) Dem. VII, 40.
3) a. a. O. 46.
4) Dem. VIII, 330.
5) Deutschland III, 217.
6) a. a. O. 219.

die meisten jener Männer gesehen und gesprochen zu haben. Göthe, der Hochmeister deutscher Dichtung, und unstreitig das größte Genie unter allen — Göthe, vor dem schon mancher Fremde, der nur den Dichter im Kopf hatte, staunend stand, wenn er in der höchst eleganten Wohnung einen stattlichen Weltmann vor sich sahe, den glänzenden Minister-Stern auf der Brust — Göthe, den viele anbeten (daher der Verleger seiner Werke von letzter Hand sich schwerlich verrechnet haben dürfte trotz des in Deutschland ungewöhnlichen Honorars von 100 000 Thaler) und andere wieder das verzogene Kind deutscher Literatur nannten. — Herder trotz seiner Artigkeit und Schiller, der ganz den schwäbischen Charakter beybehalten hatte, interessirten mich weniger als Wieland, was von Jugend-Eindrücken herrühren mochte" [1]). Bei ihm, dem „Voltaire der Deutschen", hält sich nun Weber länger auf.

In dieser Stelle spricht sich die gezwungene Anerkennung Goethes klar aus, die dann in seinem posthumen Demokrit fast ganz fortfiel; andrerseits ist aber auch die Zweideutigkeit der Ausdrucksweise, die flüchtige Leser veranlassen konnte, an eine persönliche Begegnung zwischen Goethe und Weber zu glauben, erkennbar und geradezu symbolisch zu nennen für das Vermittelnde, Unstäte, Charakterlose seiner Kritik.

Was wir Weber zugestehen müssen, daß er nicht mit starren Schulbegriffen bewaffnet, an ihm ferner liegende Kunstschöpfungen herantrat, daß er zwar aus seinem wielandisch-voltairischen Anschauungskreis nicht hinauskam, aber in der Form kritischer Stellungnahme nie grob und geifernd — wenn auch spöttisch und herablassend — wurde, fällt bei Friedrich Weißer von vornherein weg. Er ist nicht nur der engste doktrinärste und schärfste Kritiker im schwäbischen Klassizismus, sondern auch der gröbste und heftigste. Das gibt auch ferner der Goethekritik eine so ausgeprägte Form und läßt sie gehässig und verbittert erscheinen. Im Verhältnis zu der großen Anzahl der Weißerschen Schriften ist die Zahl der Erwähnungen Goethes so gering, daß man den Eindruck hat, als ob er geradezu bestrebt gewesen sei, Goethe zu ignorieren. Im Gegensatz zu Weber ist Weißers Kritik fest umrissen und in ihren Motiven klar erkenntlich. Es ist in ihr kein Werden, keine Entwicklung. Er ist 1791 der gleiche wie 1824, und die dazwischenfallende romantische Revolution in der deutschen Literatur hat seine Ansichten nicht um Haaresbreite verändert, sondern nur noch reaktionärer und polemischer werden lassen. Er ist der konsequenteste schwäbische Kritiker um die Wende des 18. Jahr-

1) a. a. O. 220.

hunderts. Was nicht **für** ihn ist, ist wider ihn. Aber es ist Konsequenz aus Beschränkung, nicht aus weitschauender Erkenntnis von der Richtigkeit seines Weges. Und er wird so zur Karikatur des schwäbischen Naturells, das an der hergebrachten Form mit Zähigkeit festhält und meist erst „ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen", seinen Posten aufgibt, um sich dann mit verblüffender Schnelligkeit das scheinbar Verlorene anzueignen. Zu letzterem ist aber Weisser nie gekommen. Als **er** noch seine Pfeile gegen die Romantik abschoß und sich gegen Bewegungen auflehnte, deren Sieg lange entschieden war, suchte schon Waiblingers richtiger Instinkt, Goethes Größe mit allen Mitteln seiner ungeduldigen Natur zu begreifen und zu verkünden.

Auch das **Formideal** des schwäbischen Klassizismus nahm in Weisser seine fleischloseste und nüchternste Gestalt an. An der Antike, als dem Fundament der Poesie, wird festgehalten, aber noch ganz im Sinne Klopstocks, dessen Kunst für Weisser unüberboten ist[1]). Dagegen wird gegen jedes Übermaß der Empfindung, wie es im Sturm und Drang hervortrat, energisch Front gemacht. Daher lehnt er sich gegen Schubart entschieden auf[2]) und tut Shakespeare als „zu wild" ab[3]). Daher sind ihm auch die Räuber ein Produkt „jugendlicher Rohheit", nicht „jugendlicher Kraft"[4]). Alles Verschleierte, Gemütstiefe, Symbolische in der Poesie wird zugunsten einer rationalistischen Verstandesklarheit abgewiesen. Poesie soll nicht nur für auserlesene Geister begreiflich, sondern dem gemeinen Mann gleich verständlich und einleuchtend sein. Deswegen tritt er in der Lyrik eifrig für die Sentimentalität Matthissons und vor allem die Lieder Millers ein (1824)[5]). Darum unterläßt er nie, seinen eigenen Erzeugnissen ein rationalistisches Schwänzchen an den Rücken zu heften, oder scheut sich keineswegs, seine Feen und orientalischen Prinzessinnen, wenn es ihm grade an der Zeit scheint, von Thümmel oder Franz Horn sprechen zu lassen. Endlich ist ihm die Kunst keineswegs um ihrer selbst willen da, sondern soll womöglich unterrichten und belehren, in jedem Fall aber „moralisch" sein. Mit dem Ellenmaß seiner Theorie tritt er nun an jedes Kunstwerk heran und verwirft es unerbittlich, wenn es ihr nicht genügt oder er es sich nicht wie eine Gleichung auflösen kann.

1) „Die deutschen Klassiker, von welchen manche unserer angeblich unterhaltenden und gelehrten Tagblätter zu prahlen nicht müde werden, wo sind sie? Ich kenne nur einen, und dieser heißt — Klopstock" in Neueste poet. u. pros. Werke [NpprW.] II, 268 (1820/2).

2) Sämtl. pros. Werke (SpW.) I, 175; III, 134.

3) NpprW. II, 270.

4) NpprW. I, 198.

5) SpW. I, 169, Muse und Muße (MM.) 202.

So kommt es, daß Weisser oft furchtbare Verheerungen unter den rezensierten Werken anrichtet, sich mit vernünftelnder Zerfaserungssucht am Gegenstand festsaugt, in Wortbildung, Satzkonstruktion und logischem Zusammenhang der Bilder nach Fehlern gräbt und so seine Unfähigkeit zur tieferen Kritik klar erweist[1]). Das Unvornehme seiner Methode zeigt sich am deutlichsten dort, wo er persönlich wird; wofür die Angriffe gegen Kleist und einen Verteidiger seines Selbstmords wohl am charakteristischsten sind[2]), wozu ihm aber auch Goethe Gelegenheit geben konnte.

Für seine Stellung zu Goethe ist noch ein anderer Punkt charakteristisch. Er tritt ihm fast nie mit offenem Visier entgegen, wie dem Berliner Franz Horn, überhaupt der Romantik, sondern er sucht ihm bei Gelegenheit einen Stich zu versetzen und nicht selten ohne die Nennung seines Namens. Denn um 1820, wo sich die meisten von Weissers Goetheangriffen finden, war der Dichter so allgemein anerkannt, daß ein Frontalangriff von seinem ästhetischen Standpunkt aus lächerlich erschienen wäre; ihn unternahm er nur dann, wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte; im übrigen werden seine schriftlichen Goetheäußerungen durch diese Guerilla-Kriegführung charakterisiert. Wo Weisser sich aber mündlich aussprechen konnte, da ließ er seinem Grimm freien Lauf. In der Hinsicht ist uns Waiblingers Tagebuch unschätzbar, wo er berichtet, daß er mit Haug zusammen Weisser besuchte[3]). Der junge Mann brachte natürlich das Gespräch alsbald auf seinen Heros, und Weisser hielt mit seinem Urteil nicht hinterm Berge: „Wir haben keine Literatur — Göthe hat sie verhunzt, Göthe kann nicht deutsch — sein Werther ist etwas ganz Erbärmliches — es gibt kein Mittelding, Genie oder Esel — wer kein Homer ist, ist kein Dichter — wir haben noch gar keinen rechten — man solle nur nichts Kleines schreiben, lauter Großes, Epopöen, Schauspiele, Trauerspiele — dramatische Sachen, wie Götz von Berlichingen, müssen in lauter Alexandrinern geschrieben werden — nur kein Muster soll man sich nehmen, den Göthe gar nicht, er hat eine Manier, man solle nichts von ihm zu erreichen wünschen als seinen Ruhm[4]), aber mit mehr Recht — man solle sich vornehmen, der Allerhöchste zu werden, größer als Göthe und Schiller — alle neueren Dichter sind Buben, die mit bleiernen Soldaten spielen, im Verhältnis zu den alten . . . Klopstock hat keine Manier, darum ist er größer als Göthe . . .“

---

1) Vgl. SpW. I, 284, gegen Schillers Lied an die Freude; VI, 464 u. a. m.

2) SpW. IV, 32 f.; VI, 349 f.

3) Waiblingers Werke (Canitz) IV, 255 f. Vgl. auch den Brief an Eser v. 21. November 1821 (Hs. Stuttgart K. L. Bibl.), wo Waiblinger im wesentlichen dasselbe sagt.

4) Man denke an Wagenseil.

Im einzelnen stellt sich seine Beurteilung Goethes folgendermaßen dar: Weissers Antipathie gegen Ritterromane und Ritterschauspiele[1]) macht auch vor dem Götz nicht halt, gegen den er in seiner späteren Form noch einen Hieb austeilte[2]). Seinen ausgesprochenen Widerwillen aber hat der Werther. Doch erst 1820 und später finden wir die betreffenden Äußerungen, wo er einmal unter der Überschrift Werthers Leiden bemerkt: „Wer so leidet, wie weiland der junge Werther gelitten hat, verdient für seine Leiden — ins Zuchthaus zu kommen"[3]) und noch schärfer tadelt er den „Charakter des jungen Werthers" (1821): „Die Bewunderer der Leiden des jungen Werthers wissen den liebenswürdigen Charakter des Helden dieses Romans nicht genug zu rühmen. Also sind Stolz, Eigendünkel, Selbstsucht, Starrsinn, liebenswürdige Eigenschaften? Man ist liebenswürdig, wenn man sein Leben einer strafbaren Leidenschaft aufopfert! Man darf jedem Andersdenkenden, sey er auch noch so achtungswerth, mit Trotz und Geringschätzung begegnen! Man darf seine Berufsgeschäfte mit Nachlässigkeit behandeln! Man darf seinen Vorgesetzten, bloß um kleiner Schwächen willen alle Achtung versagen, und doch auf die Liebe der Bessern Anspruch machen! O Ihr Deutschen, was laßt Ihr Euch von Euren Schriftstellern nicht zumuthen, wenn sie nur Eure Krankheit der geistigen Überreitzung, die je länger, je unheilbarer zu werden scheint, zu benutzen wissen! Wer mich wegen dieses Urtheils einen Philister schimpft —" von dem wünscht er wenigstens nie gelobt zu werden[4]). Noch 1824 heißt es „Ich möchte wohl wissen, welche Aufnahme die Leiden des jungen Werthers fänden, wenn das Buch in unsern Tagen erschiene. Die Bewunderung, die es noch jetzt genießt, ist eine hergebrachte, und kann also nichts entscheiden"[5]). Schon hier treten die beengten Anschauungen seiner Inhaltästhetik, wie wir sie oben charakterisiert haben, klar zutage. Besonders zahlreich sind aber die spöttischen und höhnischen Anspielungen auf Goethes Werther, die durch Weissers Schriften überall verstreut sind[6]). Diese Art der Polemik wird ergänzt durch die kritische Methode, mit der er sich in einem langen Aufsatz über Goethes Antwortgedicht zur Feier seines 70. Geburtstages[7]) hermacht — überhaupt ist ihm dieser 70. Ge-

1) SpW. I 152.

2) SpW. I 151; II 44. (1803 u. 1806).

3) NpprW. I 70.

4) NpprW. III 70/1.

5) MM. 195/6.

6) SpW. I 19, 115, 152, II 291 IV 11, 15, 152; Miszellen: 347 u. a. m. aus den Jahren 1803—1811.

7) WerkeW. A. IV, 42.

burtstag ein Dorn im Auge und er rechnet nach, daß sie „nicht einmal seine Jahre zu zählen wissen“, da doch der 28. VIII. 1819 der 71. Geburtstag sei, falls man gesonnen sei, den ersten gelten zu lassen[1]). Daß Weisser das „merkwürdige Gedicht“ nicht verstand, dürfen wir ihm nicht verargen, da sein Sinn auch Klügeren Kopfzerbrechen gekostet hat[2]). Charakteristisch ist nur die Art der Waffenführung. Die Besprechung[3]) ist in Form eines Briefes gekleidet und setzt mit einer recht reservierten Anerkennung Goethes ein: „ . . ein Dichter, dem wir beyde, wie Du weißt, seinen erlangten Ruhm recht herzlich gönnen, ob wir uns gleich nicht gerade zu den Kniebeugungen gewißer nur Achselzucken erregender Kunstschwindler und Kunstschwätzer verpflichtet glauben, hat vor kurzem seinen ein und siebzigsten Geburtstag erlebt.“ Nachdem er abermals auf den Irrtum des 70. Geburtstags hingewiesen und in reichlich spöttischer Art den Inhalt des Gedichtes angeführt hat, fährt er von dem Vers „— und zuletzt das Ziel erreichend“ aus fort: „Wenn Du . . so glücklich im Errathen bist, als ich, so brauche ich Dir nicht erst zu sagen, daß mit dem Ritter sich der Dichter, und mit seinen vier und zwanzig Söhnen seine sämmtlichen Werke vergleicht. Da aber der zum Kaiser reitende Ritter vier und zwanzig Söhne hatte, die Bändezahl der Werke unsers Dichters aber nicht völlig so groß zu seyn scheint, so darf, um die Ungleichheit der Gleichheit ein wenig zu verstecken, der Ritter, der wirklich vier und zwanzig Söhne, weder mehr noch weniger hatte, ihrer nur an die vierundzwanzig haben, obgleich diese Unbestimmtheit, wo man bestimmt seyn kann, der Trivialität des Ausdruks: an die vier und zwanzig, nicht zu gedenken, schlechterdings unerlaubt ist. Aber der Ritter hat nur Söhne, die Werke des Dichters hingegen, ob man sie gleich für völlig geschlechtlos halten sollte, sind theils männlichen, theils weiblichen Geschlechtes. Sein Geist hat mit Hülfe seiner Feder bald einen Sohn, bald eine Tochter gezeugt.“ So geht es ein Weilchen fort, bis er sich wieder in das Geleise der Kritik zurückfindet: „— Nicht so gern verzeiht man die nähmliche Schwachheit [sc. ihre Kinder zu loben] den Vätern geistiger Kinder, und um so weniger, je weiter sie von ihnen getrieben wird. Möchte jedoch unser Dichter von seiner geistigen Nachkommenschaft, immerhin beynahe mit überväterlicher Bewunderung sprechen, wenn nur

1) NpprW. I 40.

2) Knebel äußerte sich gegenüber Frau v. Stein, die ihn um Erläuterung bat: Die betreffenden Verse sollen offenbar den bewährten Freunden und Freundinnen ein seliges Leben jenseits wünschen, wohin er ihnen vorangehen werde. Knebels Nachlaß II, 178 Anm. von Düntzer.

3) NpprW. I 179 ff.

das Lob selbst, das er ihnen beylegt, mehr Lob verdiente. Daß seine geistigen Söhne und Töchter lichte Sterne, und zugleich alle ohne Ausnahme wohlgerathen und tüchtig sind, lassen wir dahingestellt seyn, weil er, wenn er sich den eigenen Lorbeerkranz etwas zu dicht flocht, es höchstens mit der Kritik auszumachen hat . .“ Es müsse aber jedem „der Verstand stille stehn“, der Romanen, Schauspielen usw. die Prädikate der „tätig=treuen“, „still=beharrlichen“, nicht vom graden Wege weichenden ɀc. Weise zugeschrieben sähe, da es denn doch unerlaubt sei, dem allegorisch in eine Person verwandelten Buch, alle Eigenschaften des Lebendigen beizulegen. „Und was soll man vollends von einem denkenden Buche denken, das doch selbst ein Gedachtes ist?“ Die vorliegende Allegorie enthält ihm eine Fülle von Gesetzesübertretungen, die er auf das schärfste rügt. Ganz ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden erscheint Weisser erst recht der Schluß des Gedichts („Bring“' er bis Ende) und er fährt in seiner Analyse fort: „Seltsamer als seltsam! ruft gewiß mit mir jeder Leser. Ein Ritter reitet mit vier und zwanzig Söhnen zum Kaiser, und ein Dichter bringt ebenso viel, oder fast ebenso viel Bände von seinen Werken „vor den Vater alles Guten

In die reinen Himmelsgluthen“ und erwartet bescheiden, eben diese Bände als Mitgenossen ewiger Freuden zu sehen. O Vater alles Guten, wie wirst Du Dich am Lesen des Faust und der Vögel, des Großcophta und der Mitschuldigen erbauen! . . .“ Und nach ein paar schalen Witzen „Auch möchte es manchem Leser, der bisher nur von Höllengluthen wußte, neu seyn, jetzt auch von Himmelsgluthen zu hören. Wenn sich endlich ein höherer Lohn gar nicht denken läßt, als ein Mitgenosse ewiger Freuden zu werden, wie kann der Dichter, wenn er für seine Werke diesen Lohn erwartet, sein Erwarten ein bescheidenes nennen?“ In diesem Geiste geht es räsonnierend und spöttelnd bis zum Ende.

Dies ist die einzige größere zusammenhängende Kritik Weissers über Goethe, die ich habe auffinden können. Aber sie erweist klar seine Unfähigkeit, zu erkennen, wo eigentlich die Schwäche des Gedichtes liegt. Er hakt sich an einzelnen Bildern und Worten fest und senkt hier hinein seinen Wespenstachel; an einer Betrachtung im Ganzen ist er stets ängstlich vorübergegangen. In gleicher Weise ärgert es ihn, daß er zweimal im Wilhelm Meister die Stelle finden mußte: „Ein Talent, zu welchem er nicht die geringste Anlage hatte“, was ihm eine höchst tadelnswerte Tautologie zu sein scheint[1]). Die Flüchtigkeit seiner Lektüre wiederum spricht aus der Bemerkung: „Faust und seine Spießgesellen singen: Uns ist ganz

1) RpprW. I 37.

kannibalisch wohl" usw.[1]). Doch läßt er sonst den Faust in Ruhe und zitiert aus ihm noch ein paarmal ohne polemische Hintergedanken. Dagegen boten ihm die Natürliche Tochter und die Wahlverwandtschaften wieder Stoff zu satirischen Bemerkungen. Die Natürliche Tochter ist ihm „eine Schicksalstragödie, wie die Braut von Messina"[2]) und er spöttelt über die Bemerkung eines Kritikers, dem es ein empfindlicher Verlust für die deutsche Literatur schiene, daß Goethe die Fortsetzung dieses Dramas aufgegeben habe[3]). Auch die Wahlverwandtschaften nennt er „Schicksals-Roman" und wendet sich in seiner negativen Art der Kritik gegen eine günstige Besprechung des Romans von romantischer Seite[4]). Er steht nicht an, zu erklären, „die Behauptung, jemand trage die Bestimmung in sich wie die alberne Ottilie in den Wahlverwandtschaften, durch eine verbrecherische Leidenschaft unterzugehen", sei beinahe „eine Gotteslästerung", stehe aber zum mindesten „mit dem Christenthum ebenso sehr als mit den guten Sitten im Widerspruch"[5]). An anderer Stelle gießt er seinen Spott darüber aus, daß sich „die vielbesprochene Ottilie . . aus Liebe zu dem Manne einer andern zu Tode hungert"[6]). Natürlich empören ihn auch die Xenien[7]), „bei denen kein Mensch weiß, welche Schillern zum Verfasser haben"[8]), und Dichtung und Wahrheit veranlaßte ihn gar zu einem witzlosen Gedicht im Bänkelsängerton[9]).

Damit kommen wir schon zu Weissers Stellung gegenüber der Persönlichkeit Goethes im allgemeinen. Hier arbeitet er nun erfolgreich mit der Methode, ohne Namensnennung, aber dafür um so bestimmter im Tadel sich aussprechen zu dürfen. Einer seiner Aphorismen ist „Unbegründeter Stolz" überschrieben und bezieht sich — auch aus seiner Umgebung kann man es schließen — zweifellos auf Goethe: „Die Deutschen sind unerträglich stolz auf ihren größten Dichter. Ich dächte, es wäre klüger, sie schämten sich, daß ihr größter Dichter kein großer ist"[10]). Weitaus bezeichnender für Weisser und die Motive seiner Goethekritik ist aber der lange Artikel „Ein neuer Herostrat in der deutschen Literatur", wo er wünscht „der Mann zu seyn, der Werke, wie die seinigen[11]) schreiben könnte, möchte

1) 1806. SpW. II 30, es ist einem andern in den Mund gelegt.
2) a. a. O. IV 5 (1810).
3) a. a. O. 7.
4) a. a. O. 5.
5) a. a. O. 8.
6) SpW. III 42/43.
7) SpW. I 127.
8) SpW. III 64.
9) a. a. O. 189/193, vgl. Anhang.
10) 1821 geschrieben! NpprW. III 65.
11) Goethe ist nicht genannt.

aber kaum eins davon geschrieben haben, und Du [der Adressat dieses Briefes] antwortest jedes Mahl . . . in Deinen Augen gleiche der Wundervolle einem Kometen, der von der Menge angestaunt, aber nicht begriffen werde, und wenn man manches Unheil seinen Einfluß zuschreibe, so möchte ihm wohl weniger Unrecht geschehen, als seinen Schrecken vorbereitenden Vorbildern am Firmament". Der Herostrat ist nun „eine kecke Stimme eines vermummten Sternsehers", die sich gegen das „leuchtende Gestirn" vernehmen ließ. Und nach weiteren bildlichen Ausführungen stellt sich Weisser nun nicht direkt auf die Seite der Angreifer, verlangt aber von den „Ketzermachern", daß sie doch erst den Wert ihres Gekrönten beweisen sollten, ehe sie ihn proklamieren. „Ehe Ihr uns als Rebellen gegen Euren Alleinherrscher den Proceß machen wollt, müßt Ihr uns erst beweisen, daß er — ein legitimer Herrscher und kein Ursurpator ist." Das Hauptargument für seine Verteidigung des Herostrat und seines Anhangs bleibt ihm die Tatsache, daß der Dichter von der Menge noch nicht begriffen ist . . „Wer nicht von der Menge gefaßt wird, kann gar kein großer Dichter seyn[1]), oder ist die Dichtkunst etwa bloß für die außerordentlichen Geister . . .?" Und er gelangt am Ende wirklich zu der Proklamierung von dem wahren Richtertum der vox populi, der man nimmer „das Recht und die Fähigkeit zu urtheilen absprechen" dürfe[2]).

Mit diesen Gedankengängen hat gewissermaßen die Goethekritik Weissers ihren engsten und ödesten Punkt erreicht. Bis zu dieser Dürftigkeit der Einsicht ist aber auch vor und nach ihm keiner wieder gelangt. Weiter konnte man sich innerlich nicht von Goethe entfernen, als es hier der Fall war.

Wenn in den folgenden Stellungnahmen zum Meister sich auch noch lange kein wirkliches Verständnis ausspricht, sie werden von andern Persönlichkeiten getragen, deren weiterer Horizont und freiere Denkungsart ähnliche Repliken nicht mehr zulassen mochte.

In den Literaturgeschichten findet man mit Recht Weisser und Haug zusammenbehandelt. In ihrer künstlerischen Produktion, die hauptsächlich das Epigramm verfolgte, sind sie nicht zu trennen. Aber in ihrem Verhältnis zu Goethe gebührt Haug, der auch als Theoretiker Weisser gegenüber völlig zurücktrat, ein anderer Platz.

Indessen ist auch der Schritt von Weisser zu Joh. Gottfried Pahl, dem ersten Publizisten seiner Zeit, nicht so klein. Er ignorierte noch Goethe, aber er spöttelte nicht über ihn.

---

1) Von mir gesperrt.
2) MM. 183 (1824).

Um es gleich vorauszunehmen: Wie ist bei einem so bedeutenden, ebenso klar wie edel denkenden Kopfe, als es Pahl ist, diese auffällige Ignorierung Goethes zu begreifen?

Ich sehe für sie zwei Gründe: seine literarische Schule und seine starken politischen Interessen. Der Klassizismus, dem er sich in Urteilen und eigenen Produktionen durchaus verschrieben hatte, mußte ihm von vornherein das Verständnis der Werke Goethes erschweren. Um aber von sich aus in sie tiefer einzudringen, ihren Gedankengängen nachzugehen, sie zu erleben, dazu fehlte ihm, der sein Leben lang, neben der Amtstätigkeit, in seinen publizistischen und agitatorischen Arbeiten aufgegangen ist, die Zeit. Pahl ist ein prägnantes Beispiel für das von uns noch oft zu beobachtende Phänomen, daß einer starken politischen Wirksamkeit, zumal wenn sie in bewegte Zeiten fällt, das literarische und künstlerische Interesse zum Opfer gebracht wird. Dem widersprechen auch keineswegs seine relativ zahlreichen belletristischen Schriften; denn sie sind durchweg nur ein Vehikel, um in möglichst gefälliger Form seine Ideen von Moral, Aufklärung, Religion und politischer Reform unter das Volk zu bringen. In dem tendenzlosesten seiner Romane „Herwart, der Eifersüchtige" ist immer noch ein Zusammenhang mit dem utilitaristischen Kunststandpunkt, wie wir ihn besonders bei Miller konstatieren konnten, nicht zu verkennen.

Pahls Erstlingsschriften fallen in die Hoch-Zeit der französischen Revolution. Ihr folgte die französische Kriegserklärung, der Tod des Herzogs Karl die sehr entschieden katholische Regierung Ludwig Eugens. Wie bei den meisten seiner Landsleute, war auch bei Pahl die „gläubige Hoffnung" [1]) auf die menschheitsbefreiende Mission der „französischen Verkündigungen" nach den Blutszenen der August- und Septembertage und der Hinrichtung des Königs in Entsetzen und Empörung umgeschlagen. Er erwartete von dort nichts mehr [2]) aber verdankte der Revolution die trotzige Energie, mit der er es wagen konnte, innerhalb seines Vaterlandes für „Menschenbefreiung" zu kämpfen und durch eine Menge Flugschriften die Erregtheit des Landes wachzuhalten. Er durchforschte ganz Württemberg nach faulen Stellen. Er stritt als echter „Demokrat" [3]) gegen die „Widersprüche mit dem Wesen einer vernünftigen Volksrepräsentation" [4]) ebenso wie gegen die Willkür herzoglicher Gewalt oder die unrechtmäßigen Vorrechte des Adels. Er schrieb gegen Obskurantismus jeder Art, Aberglauben sowie den um 1790 noch immer einflußreichen Bengel-Oetingerischen Mystizis-

1) Denkwürdigkeiten 101—105.
2) a. a. O. 105.
3) Denkw. 100/101.
4) W. Lang.

mus, kurz gegen „die planmäßige Verdummung der großen Masse des Volks" [1]). Er eiferte gegen Preßzwang, Zensur, ständische Abwertung, Intoleranz und Mißwirtschaft in Schule und Verwaltung; aber seine religiösen Aufklärungsideen sind nicht von den rationalistischen Plattheiten der meisten Zeitgenossen angekränkelt, ihm ist Religion Privatsache, Adel nur ein Prädikat der Gesinnung und der Tat, aber jede revolutionäre Auflehnung verwerflich, wenn er auch stets ein „abgesagter Widersacher der revolutionären Reaktion" blieb [2]). Seine eifrige Agitation erstreckte sich in ihrer erstaunlichen Vielseitigkeit noch in das 19. Jahrhundert hinein. 1832 erhielt er als Generalsuperintendent in der Württembergischen Landtagskammer Stimme und Sitz.

Daß dieser Tätigkeit gegenüber das Interesse an der sich entwickelnden Literatur zu kurz kam, deuteten wir schon oben an. Wohl finden wir den Landsmann Schiller öfters rühmlich genannt, aber in den gesamten „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit" taucht der Name Goethes nur einmal im Zusammenhang mit anderen großen Männern deutscher Nation auf [3]). In „Hillmars Geständnissen" gar, wo Pahl seitenlang seine „Lieblingsautoren" preisend aufzählt, wird neben den „unergründlichen Tiefen der Messiade", neben Wieland, „Asmus", Geßner und Schiller der Name Goethes nicht einmal genannt [4]). Nur ein Werk ist ohne Goethe nicht zu denken: „Herwart, der Eifersüchtige", zu dem der Werther so weit Modell gestanden hat, daß man diese Novelle als eine Umdrehung des Wertherstoffes, nämlich als A l b r e c h t s Leiden bezeichnen könnte. In dem Tagebuch des Helden, dem allerdings Goethes Albrecht unbedingt vorzuziehen ist, findet sich die überschwängliche Stelle: „Sie hat all' meinen Sinn gefangen genommen!" sagt W e r t h e r von Lotten, und man kann . . den Zustand eines liebenden Herzens nicht treffender malen, als es in diesem einzigen, gewaltigen Zug geschehen ist. Einzelheiten, wie Julies Verhältnis zu den Kindern oder Wilhelms Selbstmord erinnern ebenfalls an das große Vorbild. Man könnte darum den Schluß ziehen, daß Pahl allein dem Dichter des Werther, der ihn schon früh in diesem Roman gepackt haben wird, eine gewisse Sympathie bewahrt habe. Der spätere Goethe war ihm fremd geblieben.

Der vierte der Klassizisten, bei denen die journalistische oder publizistische Tätigkeit die poetische Produktion nach Bedeutung und Umfang

---

1) Denkw. 127.
2) a. a. O.
3) a. a. O. 471.
4) Hillmars Geständnisse 115—129.

überwog, ist Ludwig Schubart. Auch bei ihm wird die Stellung zu Goethe zum großen Teil durch Umstände, die außerhalb seiner Zugehörigkeit zum Klassizismus lagen, bestimmt. Auf einen immerhin sekundären Geist wie Ludwig Schubart[1]) mußte die hinreißende Originalität des Vaters, seine stets wie Gesetze vorgetragenen Überzeugungen von größtem Einfluß sein.

Nun hat sich zwar Ludwig Schubart allzufest nicht an die Mahnungen des Vaters gehalten, als dieser vom Asperg aus vor allem die Bibel zur Lektüre empfahl, sondern seine Selbstbiographie[2]) zeigt schon in der Jugend ein ausgedehntes Studium der antiken Klassiker und „unter den Deutschen die Dichter Wieland, Klopstock, Lessing, Uz, Gerstenberg, Göthe, Bürger, Blumauer u. a.“

Ganz besonders aber hat ihn damals bereits — und dieser Leidenschaft ist er treu geblieben — die englische Literatur angezogen. Er konnte Ossian auswendig[3]) und erwarb sich um die Einwurzelung Shakespeares im deutschen Boden bleibendes Verdienst. Seinen Gedichten nach stellt er durchaus einen Sproß des schwäbischen Klassizismus dar, dessen Ideale er nie verleugnet hat, zu dem ihn auch diese rationalistische Tönung, die vornehmlich in der Biographie des Vaters[4]) zum Ausdruck kommt, hinweist.

Eine persönliche Berührung mit Goethe hat nie stattgefunden. Denn als der Dichter sich 1779 in Stuttgart am Hofe des Herzogs befand, war Schubart 14 Jahre alt und mag ihn höchstens gesehen haben. Als er im Januar 1788 in Jena Schiller und in Weimar Wieland aufsuchte, befand sich Goethe noch in Italien. Doch hatte ihm Schubart im November 1785 des Vaters Gedichte übersandt, wofür er am 3. Dezember 1785 von Goethe die Antwort erhielt[5]). L. Schubarts schriftliche Goethekritiken erschöpfen sich in zwei Besprechungen des Faust und Tasso vom Jahre 1790 in seines Vaters Chronik. Sie bemühen sich in Stil und Gebärde das Pathos des Vorbildes nachzuahmen. „Göthe [Überschrift] hat uns mit seinem Tasso wieder ein Produkt geschenkt, das unter die schönsten Blühten des deutschen Genius gehört“ und nach kurzer Inhaltsangabe: „Der Zwek scheint die Schilderung eines Dichtercharakters zu seyn; und wie meisterhaft ist Göthen dieser Zwek mit seinem Tasso gelungen; wie weiß er diesen schwärmerischen Charakter gegen des festen und tief-

1) Vgl. Schiller an Körner Dez. 1788: „Er (L. S.) ist auch ein Dichter, aber kein gebor'ner . . . Sonst ists ein guter, redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat.“

2) Bock und Mosers Sammlung Heft 11.

3) a. a. O.

4) Schubarts Leben von s. Sohn Ludw. Schubart herausgegeben. 3. Theil. 1793.

5) Nicht erhalten.

gesezten Antonio's seinen zu heben! Wie ist hier alles so reif, so einförmig, so nüchtern und konsequent! Dort alles so rauh, so wandelbar und trunken, so empfänglich und oft widersprechend! — Es sind nur fünf Charaktere; aber sie sind Göthen, dem Seelenmaler so gelungen, daß man, wenn auch die Namen weggelassen wären, jeder auch kleinen Rede die Person nachweisen könnte. — Die Form des Stückes ist griechisch, und hat das Gepräge der reifsten Korektheit und Vollendung, obgleich alles nur hingetändelt zu seyn scheint. — Eben diese Leichtigkeit ist das Kriterion der Kunst, und ich wüßte fast keinen neuern Dichter, bei dem man die Anstrengung so wenig gewahr würde, als in den Werken dieses Lieblings der Muse. Seine Jamben fließen wie lauteres Quellwasser dahin. Die Ökonomie des Stüks ist mit ächt griechischer kindlicher Einfalt entworfen. An Shakespearschen Ideen und Bildern fehlt es so wenig, als an Feinheiten und glüklichen Wendungen, die das zarteste Detail haschen, und verkörpern[1])." Es folgt der oben (S. 12) schon angeführte und zum mindesten vom Vater inspirierte Schluß. Es ist in dieser Kritik eine klarere Anschauung des Gegenstandes, eine festere Form des Ausdrucks und verständigere Begründung des Lobes im Vergleich zu des Vaters letzten Goethekritiken nicht zu verkennen. Allerdings nimmt schon die Besprechung des Faust wesentlich verschwommenere Formen an. Zuerst erinnert L. Schubart den Leser daran, daß vor mehr als einem Dezennium schon von Lessing und Maler Müller dieses Thema behandelt worden sei. „Wer unter den Streitern den Dank verdient habe, kann, wie mich dünkt, nun nicht mehr zweifelhaft seyn. Derselbe Kopf, der uns in Iphigenie und seinem Tasso ein Muster von Eleganz und griechischer Korrektheit geliefert hat, verläßt hier gleichsam die Blühtenhaine Italiens, und pflanzt eine nordische Eiche vor uns hin, in deren gigantischem Wipfel der Sturm bald orgelt, bald schmeichelnde Feenlüfte spielen, und deren gewaltige Wurzeln ein ganzes Huf Landes umklammern. Faust will hier die Schranken des menschlichen Wissens durchbrechen; sein Wahrheitsdurst ruft höhere Geister zu Hülfe —" nachdem er den Inhalt kurz und geschmackvoll skizziert hat, heißt es weiter: „Ueberall liegt hier eine Anwendbarkeit und ein Sinn in Gesinnung, Ausdruk und Situationen, daß ihn ein geübtes Auge in dem zartesten Pinselstrich erkennen wird. Die Versart in Reimen paßt zum Gegenstande, wie die Fabel zum Zwek. Ueberall ist auch hier Göthe's leichte unbefangene Kunstmanier unverkennbar. — Wenn er, wie er kürzlich äusserte, seinen Faust im gleichen Tone und mit wachsendem Interesse bis dahin fortsezt, wo der Teufel in eigener Person seinen Helden holt; so dürfen wir unserer Litteratur

1) Chronik 1790, 207.

zu einem der lautersten und originellsten Genieprodukte Glük wünschen, dessen sich je ein Volk rühmen konnte"[1]). Der Artikel schließt mit einer sehr lobenden Erwähnung der Singspiele und der Bewunderung „über die Vielseitigkeit dieses Kopfes", der auch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären versucht hätte.

Anderthalb Monate nach dem Tode des Vaters finden wir Ludwig Schubart in Nürnberg, sich in der Schriftstellerei mehr und mehr den Briten zuwendend. Die folgenden, von ihm an Stäudlin, den Leiter der Chronik, eingesandten Literaturkorrespondenzen tragen unverkennbar den Stempel der Flüchtigkeit, der seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten nicht eigen ist.

Nicht selten verschwendet er das vom Vater erborgte Pathos auf Unwürdige. Die Notizen sind meist schon ganz im Geiste des Klassizismus gehalten. Hallers Unsterblichkeit[2]) wird Luise Karschin an die Seite gesetzt, „unstreitig die größte Dichterin, die Deutschland hervorgebracht hat", „ihr unaufhaltsames Genie" und die unvergleichlich belauschte Natur in ihren Gedichten werden gepriesen[3]). Uz und Ramler stehen hoch in Ehren und Kosegarten wird mit erhabenen Ruhmestiteln geschmückt. Selbst wenn wir zugeben, daß in der Chronik auf die breite Menge gewirkt und des alten Schubart Stil nachgeahmt werden sollte, so konnte sich doch mit diesen Trompetenstößen schwerlich ein stilles Verständnis für Goethes Kunst vereinen. Bei näherer Betrachtung bleibt das Phrasenhafte der wenigen Goetheerwähnungen, die noch folgten, nicht verborgen.

Am 21. Oktober 1791 kündet Ludwig Schubart „Göthes Beiträge zur Optik" an. „Vor einem Jahre schrieb Göthe der Dichter, der Zeichner, der Kunstkenner, der Naturkundige — über die Verwandlung der Pflanzen; und die ersten Kenner riefen ihm Beifall zu, und bewunderten das Detail seiner Einsichten[4]). Jezt tritt er in der Optik auf, worüber die Newton, Euler, Bernoulli geschrieben haben und spaltet den schwimmenden Lichtstrahl." Dem folgt im Dezember eine Kritik der Klingerschen Faustdichtung (anonym erschienen)[5]). Er leitet sie ein mit einem Hinblick auf Goethe: „Vor einem Jahre trat Göthe, — der wie Proteus alle Gestalten anzunehmen weiß, mit seinem Faust auf, und alle Geistesschäzer freuten sich über die Größe, Neuheit, Kraft und Eigenthümlichkeit seiner genialischen Composition, wünschten brünstig

1) Chr. 1790, 524.
2) Chr. 1791, 729.
3) a. a. O. 705.
4) Vgl. dagegen Goethes Morphologie W. A. II, 6. Bd. 143/4.
5) Chr. 1791, 787.

eine Fortsetzung und sprachen ihm unter den bisherigen Wettkämpfern einstimmig den Siegerkranz zu. Jezt tritt ein anderer Streiter in die Schranken . ." Zwei Seiten lang preist L. Schubart nun Klingers Roman laut und freudig, zieht aber keinen Vergleich zu Goethe und wertet ihn nicht gegen das Faustdrama ab. Schubarts Interesse an der Chronik schien mehr und mehr zu erkalten. Seine Literaturangaben wurden seltener. Unter dem „Meßrapport" citiert er später noch: „Protheus [!] Göthes Beiträge zur Optik 2tes Stück; dessen neue Schriften 1 B. enthält das Lustspiel der Groß-Kophta, wo der Wundermann Cagliostro durchkatechisirt wird (nächstens mehr davon)"[1]), doch kommt er nicht mehr darauf zu sprechen.

1793 veröffentlichte Schubart eine Probe aus „Duffs Versuch über das Originalgenie"[2]) in seiner Übersetzung und mit ausführlichen Anmerkungen. Es handelte sich in dem Aufsatz darum, wie weit die Willkür des dichterischen Genius sich durch Vorbilder beeinflussen und durch Gesetze einzwängen lassen sollte. Schubart versprach am Anfang, Beispiele aus Klopstock, Wieland und Goethe beizufügen, hielt das Versprechen aber nur bei Klopstock. Nach einer langen Lobeshymne auf den Allverehrten fügte er hinzu: „Außer Klopstock haben Kleist, Gerstenberg, Claudius, Göthe, Bürger kühn und ohne merkbares Vorbild gesungen. Sie machen uns ihre Kunst über der Natur beynahe vergessen, die sie mit Feuerzungen unserm Auge darstellen."[3]). Seine wohl aus ganz richtiger Selbsterkenntnis hervorgegangene Ansicht von der Gefährlichkeit eines großen Vorbilds führte dann allerdings zu der abstrusen Konsequenz: „Hätte Shakespeare die griechischen Tragiker gekannt, so würde sein Genie keinen Timon, keinen Macbeth, Hamlet, Lear hervorgebracht haben." Doch enthält die Besprechung des „Versuchs" manchen vernünftigen Gedanken und zeigt einen starken Fortschritt gegenüber früheren Rezensionen. Die Loslösung von dem subjektiven Impressionsstil seines Vaters konnte ihm, der von seinem verehrten Meister Schiller manches gelernt hatte, nur gut tun. Gegenüber den sterilen Gedanken der starren schwäbischen Klassizisten, wie Weber, Weißer, dem älteren Wagenseil u. a., verdient Ludwig Schubart unbedenklich einen Ehrenplatz, wenn sich auch sein mehr übernommener als autochthoner Goetheenthusiasmus in keiner Kritik weiter ausgesprochen hat[4]). —

1) Chr. 1792, 355.

2) Deutsche Monatsschrift 1793. St. 4. 285/308.

3) a. a. O. 308.

4) Alle seine literarischen Veröffentlichungen, die in den mannigfachsten Zeitschriften zerstreut waren, sind mir allerdings nicht zugänglich geworden. Da seine Interessen aber eine andere Richtung genommen hatten (engl. Literatur), glaube ich, obigen Schluß aufrecht erhalten zu können.

4.

Ludwig Schubarts erste Gedichte waren im Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1784 erschienen[1]). Damit hatte er sich gewissermaßen unter die Fahne des Mannes begeben, mit dessen Namen der Begriff des schwäbischen Klassizismus untrennbar verknüpft ist: Gotthold Stäudlin. Nach dem Tode Schubarts hatte Stäudlin die „Chronik" übernommen, sie aber mit wenig Glück weiterzuführen verstanden. Sein maßloses Sympathisieren mit der französischen Revolution[2]) empfand man bald als anstößig, während man sich mit seinem matteren Chronikstil, dem der Prunk und die Verwegenheit von Schubarts Pathos fehlte, nicht zu befreunden vermochte. Auch stand die Behandlung von Literatur und Kunst in keinem rechten Verhältnis mehr zur Politik, die nach und nach den breitesten Raum einnahm. Die wenigen Kritiken, die sich finden, sind von Ludwig Schubart[3]) und oben besprochen worden. Aus Stäudlins Feder stammt eine kurze Notiz. Unter den „Biedermännern", die „laut für die Ehre unseres Vaterlandes" wirkten, wird Goethe zusammen mit einer Schar anderer genannt[4]). Und 1792 singt er auch von des Landes „unsterblichen Söhnen": „Deine Klopstock, Wieland und Göthe, Deine Herder und Kant, Deine Schiller und Forster[5])", die „immer schönere Blumen" in seines „Ruhmes Strahlenkrone winden" möchten.

Für seine Stellung zu Goethe sagen uns diese Bemerkungen herzlich wenig. Wichtiger ist für uns seine belletristische Schriftstellerei. Während Stäudlins Lyrik sich „veralteten Mustern"[6]) anschloß, d. h. ihn als Klassizisten erwies, stand er in der Prosaerzählung ganz unter Goethes Einfluß. „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand" (1783) sind, wie die Romane Millers, mit didaktischen und moralisierenden Elementen überladen. Der wirkungsvollen Wertherschen Stimmungsmomente wollte man nicht entraten, aber aus Furcht, ein ähnliches Unheil unter den empfindsamen Lesern anzurichten, betonten diese Autoren Seite für Seite ihre gute Absicht. Wallberg erzählt spöttisch von einer Geniekarikatur, ihren Albernheiten und Maßlosigkeiten im Trinken und in „viehischer

1) 1785—1787 unter dem Namen Schwäbische Blumenlese.

2) Was übrigens seine vaterländische Gesinnung keineswegs beeinträchtigte; wie ja auch Ludw. Schubart ein glühender Napoleonverehrer und doch ein aufrichtiger Patriot war.

3) Vgl. Wielands neuer teutscher Merkur 1797 S. 300.

4) Chronik 1791, 840.

5) Chronik 1792, 3.

6) Weltrich: Schiller I 486.

Wollust". „Er sagt, daß ohne den Genuß dieser Wollust unsere Empfindungen ewig unaufgeweckt blieben" usw. „— und daß es der berühmte — in Leipzig und Straßburg um kein Haar besser gemacht hätte"[1]). Warnend richtet Stäudlin weiterhin auf die bösen Wirkungen des Werther sein Augenmerk und erzählt von einem Mädchen mit vorzüglichen Anlagen, die aber an allzu „romantischer Überspannung" gelitten. „Die Verdrehung dieses merkwürdigen Mädchens scheint Göthe, so leid es ihm auch seyn mag, auf seinem Gewissen zu haben: Denn unstreitig haben Werthers Leiden und einige unglückliche Nachahmer dieses unsterblichen Werkes ihr Gehirn verrückt. Die von Tausenden, vielleicht auch von ihr mißverstandenen Wertherschen Sentiments sind die Axe, um die sich alle ihre Gefühle drehen, und die Quellen, aus denen sich ihr Herz berauscht[2])." Die übrigen Erwähnungen Goethes[3]) sind unwesentlich.

Wie sich Stäudlin zu Goethes späteren Werken stellte, wissen wir nicht. Seine radikale Revolutionspolitik konnte von Goethes darauf bezüglichen Stücken nur abgestoßen werden. Das Jahr aber, in dem der Schluß des Wilhelm Meister erschien, war sein Todesjahr. Im September 1796 ertränkte er sich im Rhein.

Als Goethe 1797 in Stuttgart weilte, wurde ihm auch Friedrich Haug vorgestellt, „nachdem er 18 Jahre zuvor unter Goethes Augen zum Chevalier der Karlsschule erhoben war"[4]). Die Bekanntschaft aber war „flüchtig und ohne Folgen". Nicht viel mehr wissen wir über seine kritische Stellung zu Goethes Werken. In einem Brief an Matthisson vom 2. Dezember 1806 erwähnt er Cottas Morgenblatt-Plan und die Absicht, von Goethes Faust in den ersten Blättern „einen Vorschmack" zu geben[5]). Kurze Zeit darauf (4. Jan. 1807) finden wir im „Morgenblatt" „Das Sonett" von Goethe abgedruckt aus der noch unveröffentlichten ersten Lieferung der Ausgabe Cottas. Unter der Überschrift „Das deutsche Sonett" (das. S. 15) stehen zunächst einige absprechende Äußerungen über den poetischen Unwert dieser Kunstform. Dann folgen Goethes Verse und nach dem Gedicht der Zusatz Haugs: „Das ists, was ich meine. Das Sonett lähmt die Begeisterung und die vierzehn vorgeschriebenen

1) Wallberg, 100.

2) a. a. O. 124.

3) a. a. O. 49, 52, 95, 167.

4) Hermann Fischer: Schwäbische Chronik 1879, 30. Januar, und Beiträge zur Lit.-Gesch. Schwabens I 96.

5) Briefe aus Matthissons Nachlaß.

Reime sind heimliche Boutsrimés, welche der Poet sich eigensinnig vorschreibt . . usw. Wenn Göthe **mitunter leimen** müßte, wer von den Nicht-Göthen wagt noch Kling-Gedichte?" Das ist ganz aus Haugs sympathischem Charakter gesprochen: fest in der Stellungnahme zur Sache, aber durchaus unpolemisch der Persönlichkeit gegenüber. Eine vollkommene Achtung Goethes ist aus diesen Worten zu lesen. Bedeutungsloser ist ein Brief vom 10. Januar 1809 an einen Unbekannten in Berlin, wo sich unter verschiedenen Mitteilungen literarischer Natur der Satz findet „Goethe ist mit einem Roman fertig"[1]). Wertvoller ist schon die Stelle in einem Briefe Kerners aus demselben Jahre[2]): „Goethe, sagte Haug mit ernster Miene, werde Voß zu Gunsten nun auch öffentlich ein Wort über den Streit mit Arnim sprechen . . . Haug zog besonders über die Kinderlieder los und sagte, man solle die Kinder Lieder von Goethe lehren." Aber aus all dem läßt sich kaum auf ein mehr als gewöhnliches Interesse an Goethes Schaffen schließen. Immerhin ist klar ersichtlich: Friedrich Haug war von einer Polemik, wie sie sein Freund Weisser betrieb, weit entfernt. Ja, er verschloß seine Poesie keineswegs den Einflüssen Goethescher Lyrik, und nur den Romantikern gegenüber war er ein unbeugsamer Gegner geblieben. Allerdings geht auch aus keinem seiner Briefe hervor, daß er sich der hohen Bedeutung von Goethes Kunst völlig bewußt wurde.

Daß ihm aber Goethe als Totalität sympathisch war, ist auch aus zwei Epigrammen unschwer zu erkennen:

Süße Überraschung[3]).

Stolz nennt sich Reimer Filidor
Euterpes Flöte,
Apolls Trommete,
Und liest uns Canzonetten vor
Vom Frührot bis zur Abendröthe.
Doch wißt, daß heute mir der Thor
Des schönen Tages Luft erhöhte:
Er las mir neue Stanzen vor —
Von **Goethe**.

Bemerkenswerter aber sind jene — zeitlich unbestimmbaren — Verse aus seinem Nachlaß, die fast auf Weisser und seine Anhänger gemünzt erscheinen[4]):

1) Handschrift (Hs.) im Schillermuseum Marbach.
2) J. Kerners Briefwechsel I, 41.
3) Rehfues' „Miscellen" 1813, 24.
4) Hs. Schillermuseum Marbach.

Goethe.

Ob Neider und Thoren Ihn auch verkleinern
Und Kritikaster zu meistern meinen —
Sein Tod wird alle Stimmen vereinen
Und Deutschland über des Sängers Gebeinen
Ihn freudig rühmen und mütterlich weinen. —

Noch weniger erfahren wir von Ludwig Neuffer über Goethe. Er war Klassizist von reinstem Wasser. Stäudlin war ihm Freund und Vorbild, die Übersetzung der Alten (besonders Vergil) eine Tätigkeit, der er bis ins Alter viel Zeit opferte; Voß, Matthisson, Zachariä, daneben auch F. Stolberg und Bürger die literarischen Größen, deren Einfluß wir in all seinen Dichtungen begegnen können. In der Jugend: demokratisch-politische Schwärmereien, im Alter: ein anspruchloses Sichzurückziehen in sein Amt und das stille Land der Seelsorge. Ein streng pietistisches Elternhaus, Stiftserziehung, all das war kaum geeignet, sein Verständnis der weltweisen Kunst Goethes zu erschließen. Verwundern mag man sich dennoch, daß die „unvergeßliche Bekanntschaft" Schubarts, dem er bei seiner Chronik „arbeiten half" und der „im Sinne hatte", Neuffer die Fortsetzung derselben „nach seinem Tode als ein Vermächtnis zu hinterlassen [1])", daß diese Bekanntschaft von keinem größeren Einfluß auf Neuffers literarische Stellungnahme gewesen ist.

Seine dickbändigen Tagebücher [2]) vollends, aus der späteren Lebenszeit, lassen auf eine weitergreifende geistige Tätigkeit, als sie sein Amt erforderte, kaum schließen. Im „kurzen Tagebuch über einen neuen Ausflug im Sommer 1820" veranlaßt ihn eine Geschichte aus Geislingen, wo ein invalider Offizier sich hoffnungslos in ein junges Mädchen verliebte und sich darum erschoß, zu der lakonischen Bemerkung: „Stoff zu einem neuen Werther." Die übrigen Tagebücher sind nur mit Notizen über Besuche, Amtshandlungen, Briefe, Spaziergänge und katarrhalische Zufälle angefüllt. Aber kaum eine Bemerkung über gelesene Lektüre. Wiewohl er dem Kreise Uhlands und Schwabs persönlich nahestand, blieb er literarisch von ihnen unbeeinflußt. Selbst seine Jugendfreundschaft mit Hölderlin scheint für Neuffer nur episodischen Charakter gehabt zu haben, da er in seiner Selbstbiographie [3]) des Dichters Namen nicht einmal erwähnt.

1) Nekrol. Schwäb. Chron. 1839. 937/949.

2) Aus d. Jahren 1820—1839. Hss. Kgl. Landesbibl. Stuttgart.

3) Cabinets-Bibliothek der Deutschen Classiker: Gedichte von Neuffer. Hildburghausen und New-York 1829 I, Seite 1—20.

Ein ganz anderes Bild bietet uns Karl Conz. Wie er als Poet unter den Lyrikern des Klassizismus eine erhöhte Sonderstellung einnimmt, so ist er auch als Kritiker weitherziger und erkenntnisklarer als die andern. Wenn ihn aber in seiner Lyrik diese eklektische Neigung, von jeder auftauchenden Richtung in der Literatur sich speisen zu lassen, zum Vorwurf gemacht werden könnte, sein kritisches Wertungsvermögen hat sie zweifellos günstig beeinflußt. Denn wiewohl er in der Schule Klopstocks und der Alten aufgewachsen, wußte er schließlich sogar der Romantik ein gewisses Verständnis entgegenzubringen[1]. Von großer Bedeutung für die Vertiefung seiner Kritik ist das innige Verhältnis zu Schiller. „Es ist beachtenswert, wie Conz aus Schiller schöpft, es verarbeitet und in kleiner Münze umprägt . . ., wie die Ideale der Großen sich in ihm spiegeln. Er vermag sie nicht mit Energie zu fassen, er bemüht sich, dieselben mit seinen religiösen Anschauungen in Einklang zu bringen, so gibt er die empfangenen Strahlen gebrochen wieder[2].“ Diese Treue, mit der er sein Leben lang an Schiller hing[3], ist zweifellos einflußreich für sein Verhältnis zu Goethe geworden. Wir können nämlich mitunter bemerken, wie bei den Schwaben ihres populären Landsmannes Schillers Freundschaft mit Goethe nun auch diesen ihrem Herzen näher bringt, demgegenüber sie ihrem Naturell nach ferner standen. Auf Conz hat das freundschaftliche Verhältnis mit dem ehemaligen Lorcher Spielkameraden sicher auch hinsichtlich seiner Stellung zu Goethe belebend gewirkt.

Ob auf eins seiner Jugendgedichte „Göz von Berlichingen“, das er 1784 geschrieben, Goethes Drama direkt von Einfluß gewesen, wie Planck annimmt[4], möchte ich dahingestellt sein lassen. Die Lektüre der eigenen Lebensbeschreibung Gottfrieds hat ihn zunächst zu den Strophen angeregt. Die Reise nach Norddeutschland jedoch, die er 1792 unternahm und die ihn über Jena und Weimar führte, hat ihren poetischen Niederschlag in einigen Gedichten gefunden, aus deren einem man eine Goethebewunderung wohl herauslesen könnte. Im Juni desselben Jahres entstand „Im Parke zu Weimar“[5], „wo Deutschlands große Dichter oft geweilt“ und ihren Dichterträumen und Gedanken oft nachgegangen sein mögen.

---

1) Wie er auch Kerner protegierte und mit Uhland freundschaftlich verkehrte.

2) E. Planck: Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus, 26, vgl. auch G. Cleß: Der Dichter Conz, 45 f.

3) Vgl. Julius Hartmann: Schillers Jugendfreunde.

4) Auch Cleß spricht hier von Anklängen an Götz von Berlichingen. Ich halte es nicht für bewiesen. Über den Einfluß Goethes, der nicht sehr bedeutend war, vgl. ebd. S. 45.

5) Gedichte (1819) 16.

„Wann ihren Staub die Winde längst verwehn,
Wird noch ihr Nahme wie auf Deutschlands Auen
Durch diese Wipfel oft mit heil'gem Grauen
Entzückend an des Wallers Seite gehn.
. . . .

Und wenn du je, mein deutsches Vaterland
Vergessen könntest ihre Zauberstimme,
Dann ist dein Tag gekommen; dann im Grimme
Hat sich dein Genius von dir gewandt,
Und an dem Qualm barbarischer Altäre
Erlischt die goldene Fackel deiner Ehre."

Goethe wird in diesen von schöner Begeisterung getragenen Rhythmen nicht genannt, aber seine Gestalt hat zweifellos dem Dichter unter den Besungenen mit vorgeschwebt.

Schon früh hat sich Conz mit ästhetisch-kritischen Fragen befaßt. 24jährig gab er eine Sammlung von Aufsätzen zeitgenössischer Autoren heraus[1]), worin er selbst in einer Abhandlung „Über das Leidenschaftliche in der Kunst" zum Worte kommt. Ein klares Urteil, eine vorurteilslose Kritik ist nicht zu leugnen. Energisch betont er die Naturwahrheit in der Kunst[2]) und weist alles Unwahre, Gezierte in ihr, besonders die falsche Prüderie, ab. Mitunter ist Lessings Einfluß spürbar, und das Studium der Alten durchaus das Fundament seiner Untersuchung. Aber er verschmäht es nicht, neben den Beispielen aus der Antike selbst den modernen Werther heranzuziehen.

Hier müssen wir nun auf des Dichters Knabenzeit zurückgreifen. Ein Brief an Herder vom 3. August 1786[3]), der seine Studie über den „Geist des Ritterwesens" begleitete, enthält die Stelle: „— ich war noch nicht vierzehn Jahre, als Goethes Werther meiner Seele auf einmal neuen Schwung und Ton gab und mich über die Sphäre meiner dumpfen Schulwände in eine neue Welt hinausriß." Als ein objektiver Niederschlag jener Wertherbegeisterung stellt sich uns der Hinweis in dem erwähnten Aufsatz dar: „Der Kunstgriff, den Ausdruck des höchsten Schmerzes lieber durch Verhüllung als Steigerung in den schmerzbezeichnenden Tönen anzudeuten", scheint ihm „überaus glücklich . . angebracht in Göthes Werther, der herrlichsten Schilderung einer stufenweise, zur Verzweiflung sich abspannenden Menschenseele, wo er am Ende die Folge des Wertherschen Todes kurz berührt und so, wie er an Lotte kommt, fortfährt: ‚Von

1) Beyträge f. Philosophie, Geschmak und Literatur (1786).

2) a. a. O. 56.

3) Briefe von K. P. Conz und K. F. Stäudlin an Herder. Zeitschr. für Bücherfreunde 1906 II, 385 ff.

Lottens Schmerz laßt mich nicht reden'"![1]) Durch diesen Roman wurde er dann auch zur Lektüre des „unsterblichen Ossian" veranlaßt, den er bald mit Entzücken las[2]).

Wie wenig Conz einer Zeit- und Geschmacksrichtung bedingungslos anhing, haben wir schon oben erwähnt. Wenn auch seinem beweglichen Geiste der Klassizismus die eigentliche Heimat blieb, deren Dialekt er nie ganz ablegte, so vermochte dieser weitsinnige Anempfinder doch 1807 als Professor in Tübingen, in einer Vorlesung über die Theorie der Dichtkunst selbst einem Uhland „viel Gutes" zu sagen[3]). Ein Jahr später veröffentlichte Conz einen Aufsatz „Über lyrische Poesie und ihre verschiedenen Arten[4])", wo ihm recht eigentlich Gelegenheit gegeben war, Goethes Kunst gegenüber Stellung zu nehmen. Gegen Ende des Essays spricht Conz von der klassischen lyrischen Poesie, die „fremdes Gefühl in einer fremden erdichteten Situation" schildert. Sie nähere sich dann leicht dem „dramatischen Gange", wofür zahlreiche Gedichte Goethes einen Beweis böten. „Der ursprünglich mehr dem Dramatischen zugewendete Genius tritt auch hier in seiner Eigenthümlichkeit hervor[5])." Zum Beweis erzählt Conz ausführlich und geschmackvoll den Inhalt des „schönen Dialoges" »Der Wanderer und die Pächterin«. Er lobt es, wie doch nichts Überflüssiges hierin sei, „von der Materie der Sprache nur soviel angenommen, wie das überhaupt bey Goethe der Fall ist, um theils den Gang der bezeichneten Begebenheit anzudeuten, theils die einfachen schönen Gefühle und Geständnisse darin erforderlich auszudrücken". Weiterhin weist Conz auf die „Elegieen aus Rom", „deren jede für sich ein Ganzes ist, jede einen schönen Moment einer anziehenden Situation schildert, die dann aber zusammengenommen einen kleinen Roman der Liebe ausmachen." Er geht dann auf die „Lieder von der schönen Müllerin" über und schließt resümierend zusammen: „Wenn andere Dichter (z. B. Horaz, Kleist, Klopstock) ihren lyrischen Produktionen schon mehr oder weniger eine dramatische Richtung geben; so hat doch gewiß . . . keiner in dem Umfange es gethan, wie Goethe, und seine Kompositionen in diesem Fache dürfen daher mit Recht als eine Erweiterung des lyrischen Gebietes angesehen

1) Beyträge 65. Derselbe Aufsatz ist mit einigen Varianten, aber ohne Änderung des Sinnes, 1785 in Armbrusters Schwäbischem Museum abgedruckt, wo Conz am Ende noch hinzufügt: „In dieser einfachen Wendung ligt mehr, den in manchen ganzen Romanen." Der Aufsatz ist K. unterzeichnet.

2) a. a. O. 79.

3) Briefwechsel Uhlands (Hartmann) I, 22.

4) Zuerst im Morgenblatt (November), dann in „Kleinere prosaische Schriften", I, 1821, 127 ff.

5) a. a. O. 140 f.

werden, nach welcher er diese Gattung aus den engern Gränzen in die allgemeinere der Poesie hinüber zu spielen gewußt hat."

Das Studium der Antike aber blieb für Conz das Feld der literarischen Tätigkeit, zu dem er immer zurückkehrte und in dem er sich heimisch fühlte. Ja, die moderne Literatur wurde ihm zeitweilig nur noch ein Werkzeug zum weiteren Ausbau reiner klassischen Studien. Er schreibt am 2. August 1813 [1]) „Ich bin seit einiger Zeit jetzt so ganz in griechischer Literatur eingetaucht, daß ich fast garnichts deutsches mehr lese. Zum Zeitvertreib und zur Erholung von den oft sehr langweilenden kritischen Schnurrpfeifereyen habe ich einige Abende in meinem Garten dazu angewandt, eine ganze Scene von 3 Blättern aus der Goetheschen Iphigenie in griechische Trimeter zu dolmetschen; und ich bin mit dem Machwerk, das heute Abends vollendet werden wird, vor der Hand nicht unzufrieden. Wenn es ging!" Aber auch Goethes Gedichte dünkten ihm zu solchem Zweck nicht unbrauchbar zu sein, und wir finden ihn im Wildbad, stillvergnügt diese ins Lateinische übertragend [2]).

Auch die Schriften seiner letzten Jahre sind zumeist aus den Quellen seiner Altertumsstudien gespeist. Es ist sogar eine Abkehr von der modernen Kunstästhetik, vor allem der Romantik, nicht zu übersehen. Aber welches Interesse für ihn noch Goethes Dichtung behielt, beweist, daß er 1821, sogleich nach dem Erscheinen des ersten Teils der Wanderjahre, diesen gelesen haben muß. Am 17. Juni 1821 schrieb Therese Huber an ihn, daß ihr Goethes Wanderjahre in die Hände gekommen seien, die wohl etwas breit, „wie gute Nudelsuppe wären", aber „gediegen voll Menschenverstand und auf der wahrhaften Breite funkeln einzelne herrliche Sprüche wie Lichtfunken . ." [3]). Es ist möglich, daß ihn dieser Brief zur Lektüre des Goetheschen Werkes angeregt hat. Im zweiten Teil der „Kleineren prosaischen Schriften" von Conz findet sich nun eine langatmige Auseinandersetzung mit dem Verfasser der „Papiere aus Meisters Schreibtafel", den berüchtigten falschen Wanderjahren. Daß Conz aber die Pseudowanderjahre, nicht auch das Original, gelesen hätte, erscheint doch recht zweifelhaft. Bezeichnend für ihn ist, daß er nicht an dem polemischen Sinn des Machwerks Kritik übte, sondern mit tiefsinniger Miene seitenlang einige kaum ernst gemeinte Ausfälle des Verfassers gegen Sokrates und die euripideische Tragödie umständlich und

1) Hs. Marbach.

2) Diese Gewohnheit ist nicht allein ein Privileg von Conz. In der Tübinger schola anatolica wurden, wie Knapp erzählt, im Jahr 1811, Gedichte Schillers als Übungen ins Lateinische übersetzt. (Martin Knapp: Albert Knapp 7.) Ebenso Uhlands vaterländische Gedichte durch Gustav Schwab.

3) Goethe-Jahrbuch 1897, 122/3.

lehrhaft zu widerlegen trachtet [1]). Desgleichen erregen einige Vorschläge des „ebenso geist- als paradoxiereichen Verfassers“ Conz’ Widerspruch. Man möchte aber diese Ausführungen nur als eine „freisinnige Ergießung“ gegen eine Schrift nehmen, „die ihm durch interessante geistreiche Behandlung mancher wichtigen Gegenstände unsrer Literatur in einer neuen Form praktischer Kritik viel Genuß und Unterricht verschafft hat, wenn er schon vieles Einzelne, nahmentlich was den Tadel der Goetheschen Werke betrifft, zu einseitig und schneidend findet“ [2]). Dem hängt Conz noch als Anmerkung an [3]): „Nur Eines anzuführen! Wie herb ist, was über das Ungriechische der Goethe’schen Iphigenie gesagt wird! Auch über Goetz und Egmont. Man vergleiche mit dem Urtheil über den letzten Schillers Recension über den Egmont! Der Tadel des Hauptcharakters ist wahr und fast ganz von Schillern entlehnt. Aber wo bleibt die Anerkennung der andern hohen Vorzüge des schöpferischen Goethe’schen Genius, die auch diesem Werke aufgeprägt ist, und Schiller mit freudiger Bewunderung unumwunden preißt.“

Daraus kennen wir lesen, wie ein Verständnis für Goethe noch nicht durch Sympathie mit ihm hervorgerufen wurde und wie diese wieder ihre Abhängigkeit von der ästhetischen Regel Schillers nicht verleugnet.

Doch auch den wissenschaftlichen Schriften Goethes gegenüber hatte sich Conz nicht verschlossen. In dem angeführten Werk [4]) findet sich eine Erwähnung der Farbenlehre, die auf eine Kenntnis des Buches schließen läßt; und in den „kleinen prosaischen Schriften oder Miscellen“ (1825) ist seine Vertrautheit mit der Morphologie [5]) aus Bemerkungen über das Wachstum ersichtlich. Hier — besonders was ein Interesse für die Farbenlehre betrifft — dürfen wir wohl mit Bestimmtheit auf Anregungen von seiten Reinhards schließen. Conz korrespondierte mit dem Grafen, dessen Freund er schon von den Jünglingsjahren der Bebenhausen-Tübinger Zeit her war, bis an sein Lebensende. Ostern 1819 machte Reinhard mit Conz eine Reise auf dem Main [6]), und schrieb dann von seinem Landhaus Apollinaris-Berg den 19. April an Goethe: „Der Professor Conz trägt mir auf, Sie, was sich von selbst versteht, seiner tiefen Ver-

1) Kleinere prosaische Schriften II, 274 ff.

2) a. a. O. 279.

3) a. a. O. 280.

4) a. a. O. 282.

5) Seite 436.

6) Auf der Fahrt fielen ihm aus Goethes Brief einige Bogen des west-östlichen Divans, die jener ihm geliehen und aus denen er Conz vorgelesen hatte, ins Wasser, und humorvoll schildert Reinhard, mit welcher Anstrengung es ihm wieder gelang, ihrer habhaft zu werden. (W. Lang: Reinhard 456.)

ehrung zu versichern. Seine Rede fließt langsam, in einer gewissen Universitätsform, aber sie ist gediegen.“ Ein weiteres Licht auf Conz' Stellung zu Goethes Persönlichkeit wirft auch der Brief Reinhards vom 20. Mai 1824 (aus Frankfurt) an ihn, worin er ihm mit fast erstaunlicher Offenheit von Goethes Verhältnis zu Ulrike Levetzow erzählt (vgl. Anhang I). Daß Conz' Interesse für Goethe durch die Annahme einer persönlichen Bekanntschaft mit dem Meister eine weitere Motivierung erfahren dürfte, ist abzuweisen. In Weimar konnte Conz ihn 1792 nicht antreffen und als Goethe 1797 in Stuttgart und Tübingen weilte, befand sich Conz noch als Diakon in Vaihingen a. E.

Goethe hat sich ein paarmal über Conz zu Schiller geäußert. Nicht allzu rühmend. „Die Musen“[1]) schienen ihm „eigentlich nur gute Prosa zu sein[2]).“ Hingegen belustigte es ihn, wie diese konservativen Klassizisten (Conz und Bürde) „sich an verbotenen Liebschaften ergötzten“ und auch bei Conz sein Einfluß, außer dem Schillers, mitunter erkennbar wäre[3]).

5.

Damit schließt der engere Kreis der hauptsächlichsten Vertreter des schwäbischen Klassizismus. Persönlichkeiten wie K. Ph. Lohbauer, Karoline Paulus, Bührlen oder Hölderlin sind wohl auch in seinem Schatten aufgewachsen, und darum ihrer dichterischen Produktion nach ihm noch anzugliedern. Aber frühe Entfremdung von der Heimat, Angehörigkeit zu einer jüngeren Generation oder Verbindung mit anderen literarischen Strömungen unterscheiden ihre Physiognomien doch scharf von den Obengenannten. Auch ihr Verhältnis zu Goethe trägt ein anderes Gepräge. Wenn zumal bei der jüngeren Generation eine starke Wendung zu ihm hin konstatiert werden kann, die verständnisvolle Teilnahme an seinem Werke blieb auch auf sie beschränkt. Schon in der Journalistik (im weitesten Sinne) tritt uns um die Wende des 19. Jahrhunderts sein Name noch höchst selten entgegen.

Durchlaufen wir kurz die verbreitetsten Zeitschriften um diese Zeit, so werden wir allenthalben die Tendenzen des Klassizismus wahrnehmen, wenn sie nicht gar, von christlich-pietistischen Anschauungen durchsäuert, sich a priori gegen die Produktionen der modernen Kunst verschlossen. Blätter dieser Richtung wie die „Cäcilia“[4]), das „Württem-

1) Im Musenalmanach für 1797, 42.

2) Briefw. zw. Goethe u. Schiller I, 226 (Insel-Verlag).

3) a. a. O. II, 134.

4) Cäcilia, ein wöchentliches Familienblatt für Christensinn und Christenfreuden, her. v. Bahnmaier, 1818 Conz darin Mitarbeiter. S. 236 Goethes „Wär' nicht das Auge sonnenhaft“ zitierend.

bergische Correspondenz-Blatt" (1827 f.) oder die „Christlichen Blätter aus Tübingen", die von dem feuereifrigen Pestalozzianer und, durch sein tolerantes Eintreten für die Tübinger Studentenschaft (1819), rühmlichst bekannten, Professor der Theologie Bahnmaier herausgegeben wurden, zeigen sogar noch bis 1827 hin eine konsequente Ignorierung der Goetheschen Ideen und Gedankenrichtungen. Nicht viel anders stellte sich das wissenschaftliche Zentralblatt Württembergs, die „Tübinger gelehrten Anzeigen"[1] (1783—1808), zu Goethes Kunst. Denn eine günstige Rezension will bei den 26 Bänden nicht viel sagen, zumal wenn man sieht, wie nicht nur Schillers Dramen eine regelmäßige Würdigung erfuhren, sondern auch die plattesten und allerbedeutungslosesten Produkte der Masse mit liebevoller Sorgfalt besprochen wurden. An der „Iphigenie", am Egmont, am Faust und Tasso ging man wortlos vorüber und erst 1794 (4. September) findet sich eine nachholende Anzeige von Goethes neuen Schriften, die aber nur auf den Groß-Kophta und den Reineke Fuchs, wenn auch sorgfältig und klar, eingeht. So heißt es über den Groß-Kophta: „Wenn es gleich diesem Stücke nicht an glücklichen Zügen, guter Dialogisierung und einigen sehr gut gelungenen Situationen fehlt, so thut es doch bey weitem nicht den Anforderungen der Kunst und denen an das Genie des Verfassers, wozu er uns durch andere Meisterwerke in dieser Gattung berechtigt hat, Genüge. Auch bey gewissenhafter Beobachtung der historischen Treue, . . . hätte doch ein so fruchtbarer Stoff, als es die Gewalt der unverschämtesten Betrügerey ist, . . . weit interessanter behandelt werden können." In den Zufall der Geschichte solle die Kunst Plan hineinbringen; das sei hier nicht geschehen. Das Schauspiel stellte eher eine gute Dialogisierung „einer seltsam verschlungenen Geschichte" dar, „wo Betrug . . . Aberglaube und Leichtglaube, Schwärmerey und List von der plumpen und feinen Art in einem wunderbar sich durchkreuzenden Durcheinander im Spiele sind, als ein meisterhaft angelegtes, nach Zweck und Mitteln gehörig berechnetes künstlerisches Drama". Auch die flache Zeichnung einiger Charaktere wird bemängelt, dagegen dem Aufsatz Goethes über den Besuch der Cagliostroschen Familie in Palermo hohes Lob gespendet. Ebenso dem Römischen Karneval. Der Reineke Fuchs — angeblich von dem Rezensenten genau mit dem niederdeutschen Original verglichen — verletzte durch die metrischen Unrichtigkeiten sein Ohr. Ihnen gegenüber ist er als Klassizist natürlich strenger als notwendig. Immerhin scheint ihm

1) Auch hier war Conz in den späteren Jahrgängen ein eifriger Mitarbeiter. Wahrscheinlich aber erst seit 1798, wo er nach Ludwigsburg versetzt wurde.

„bey weitem der größere Theil der Hexameter . . in Absicht auf Melodie, glückliche Mischung und Abwechslung und zur Seele zustimmenden Ton, vortreflich gelungen“. Auch die Ausstellungen seien nur „dem jungen Dichter zulieb“ herausgehoben worden, „der seine prosodischen Unrichtigkeiten . . gerne mit der Autorität großer Nahmen belegen will“. Als Ganzes genommen, ist ihm der Reineke Fuchs ein „einfach-schönes Werk“.

Nur noch 1805[1]) bei der Rezension des „Frauenzimmer-Almanachs zum Nutzen und Vergnügen“ findet sich eine auf Goethe bezügliche Notiz, die es „sonderbar“ findet, daß im Almanach „ein Gedicht mit dem Nahmen Baggesen abgedruckt ist, Leiden betitelt, das aus Goethes Wilhelm Meister genommen ist . . . Es ist das rührende Gedicht, das dort der Harfner singt: Wer nie sein Brot mit Thränen aß . . .“ Im ganzen ist der Ton der Kritiken durchaus im klassizistisch-schwäbischen Geiste gehalten: Weisser wird enthusiastisch gelobt und die Art, mit der man lyrische Schöpfungen beurteilt, ist noch durchaus klassizistisch vernünftelnd und bestrebt, die poetischen Bilder und Worte genau auf ihre logische Richtigkeit hin zu untersuchen.

Rein belletristisch war die vielgelesene Tübinger Vierteljahrsschrift „Flora“ (1793—1803). Sie enthielt Erzählungen, Gedichte, Epigramme, belehrende Aufsätze und nur hin und wieder Buchanzeigen. Die Tendenz ist streng didaktisch, aber ihr moralischer Zeigefinger ist doch mitunter hinter recht lüsternen und sinnlichen Geschichten verborgen. Weisser, Haug, Conz, auch Schiller und Hölderlin steuerten mancherlei bei, doch war in dieser, „Teutschlands Töchtern geweihten“ Zeitschrift jede Polemik ausgeschlossen. So kommt in den 22 Bänden hin und wieder Goethe zu Wort. 1793[2]) werden Goethes Gelegenheitsverse, die einem Bilde von Musäus untergesetzt worden sind[3]) und den Dialog zwischen einer Schildwache und Freund Hein veranschaulichen, mit vorangehender Erläuterung abgedruckt. 1796[4]) findet sich von Gerning ein hexametrisches Gedicht „An Goethe in Rom“, schwellend von begeistertem Pathos, und 1794[5]) erzählt der Verfasser[6]) vom „Park in Weimar“: „Herder und Göthe lustwandeln oft hier, und vielleicht danken wir manche Bilder ihrer hohen Phantasie den Eindrükken, denen sie sich hier in diesem Tempel der Musen und der Betrachtung überliessen.“ Daran schließt sich der

1) Seite 5.

2) II, 92.

3) W. A. 5 I, 38.

4) I, 184.

5) II 298 f.

6) Die Verfasserschaft von Conz liegt schon wegen der Ähnlichkeit dieses Aufsatzes mit dem Gedicht „Im Parke zu Weimar“ 1792, außerordentlich nahe.

fehlerhafte Abdruck von Goethes bekannter Inschrift: „Die ihr Feld[!] und Bäume bewohnt, o einsame[!] Nymphen“[1]). An Wilhelm Hauffs prosaische Satire gemahnt das Distichon „Die Leihbibliothek“;

„Staubig, doch sonst ohne Makel sind Wieland und Göthe zu schauen,
Aber an Cramer und Spieß haftet unendlicher Schmutz“[2]).

Im dritten Bande desselben Jahrgangs endlich treffen wir auf zehn „Stanzen an Göthe nach Lesung der natürlichen Tochter“[3]), die Falk[4]) unterzeichnet sind. Sie gehen höchlichst preisend auf das Drama ein. Er staunt, wie Goethe es unternahm „ein halb Jahrhundert“ in kurzen Zügen darzustellen, charakterisiert das Drama eingehend, paraphrasiert es auf seine Weise und komponiert am Ende eine Fortsetzung des Schauspiels hinzu, die allerdings recht unklar skizziert wird.

Ebenfalls in das Gebiet der Zeitschriften sind die (Gmünd) 1815 erschienenen „Miscellen“ von Joh. Karl Höck zu rubrizieren. Auf die Romantik und die „Sonettfabriken“ ist er auch nicht zum besten zu sprechen, aber das Werkchen ist durchaus unpolemisch und unparteilich gehalten. Er plaudert über Hagelableiter, Zitronenzucht, Bauchreden und Mechanik mit demselben Anteil wie über Kunst, Literatur und Geschichte. Gern erwähnt er Goethes Namen als grundlegend für ein Urteil in Kunstfragen[5]), zeigt sich mit Dichtung und Wahrheit[6]) und der Farbenlehre[7]) vertraut, und spricht von „Göthe's bekanntem Meisterwerke“, dem Götz. Ebenso möchte man auch daraus eine gewisse Goetheverehrung herauslesen, daß er erzählt, wie das Bild des Flaschners Johann Grübel, dessen Sprache so an Hans Sachs erinnere, in Goethes Zimmer aufgehängt sei, was den Poeten entschädigt hätte, „für das vornehme Stillschweigen unserer Geschmacksrichter“.

Außerhalb Württembergs nahm die schwäbische Goethesympathie allerdings eine positivere Form an. Joh. Michael Armbruster, der sich in der Schwäbischen Blumenlese auf 1782 seine ersten Sporen verdient hatte, ging in demselben Jahr nach Zürich als Schreiber Lavaters[8]) und gründete dort 1785 das „Schwäbische Museum“. Das Organ ist „seinen biedern

1) W. A. II, 126.

2) 1803, II 96.

3) Daselbst 171.

4) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist J. D. Falk, Goethes Jünger und Freund, der Verfasser. Die letzte Stanze, die von Freundschaft mit Goethe spricht, weist m. E. bestimmt darauf hin. Er war der Redakteur der Zeitschrift „Elysium und Tartarus“ und ein großer Tagespolitiker.

5) Miszellen 175.

6) a. a. O. 108 (Anm.).

7) a. a. O. 281.

8) Weltrich: Schiller I, 494.

Landsleuten", u. a.: Seybold, Affsprung, Wekhrlin gewidmet und scheint somit ganz aus dem Geiste der Aufklärung und des Klassizismus geboren. Das Streben nach parteilicher Abgrenzung seines literarischen Bezirkes war Armbruster fremd, und wie hoch er seinen Kranz in die Sterne hing, beweist, daß es ihm gelang, für den ersten Band des Schwäbischen Museums „Scenen aus der Iphigenie in Tauris, einem ungedruckten Traurspiel von Göthe" zu erwerben. Die Prosa des Dramas ist versartig geschrieben. Das Fragment enthält die 1. Szene des I. Aktes, Szene 1—3 des III. Aktes, Szene 1 und Teile aus der letzten Szene des IV. Aktes. Im gleichen Bande findet sich auch Conz' Aufsatz über das Leidenschaftliche in der Kunst (s. oben).

6.

Der Stuttgarter Gesellschaft gehörte auch Karl Philipp Lohbauer an, der aber — mit sechzehn Jahren in das Heer eintretend — bald an den Feldzügen teilnahm und überhaupt mit dem engeren Kreise der Klassizisten nur in loser Verbindung stand. Hölty und Matthisson wurden die Vorbilder seiner Lyrik, in der man noch „Hespers bleiche Trauerkerze über des Tages Gruft" lodern sehen kann; daneben aber klingen in den späteren Jahren schon romantische Töne an, und die Vorliebe für Sonette unterscheidet ihn ganz ausgesprochen von den „Plattisten". Das Leben im Felde mag dazu beigetragen haben, um seinen Sinn zu erweitern. Er eröffnet die Reihe jener jüngeren Schwaben, die in Goethe eine Art Papst der Literatur sahen und darum nicht Anstand nahmen, sich vertrauensvoll an ihn zu wenden, ihn um ein Urteil über eigene Produktion oder gar um Rat in persönlichen Angelegenheiten zu fragen. Der Herausgeber seiner „Auserlesenen Schriften"[1]) erzählt in der Vorrede zu der von Lohbauer ausdrücklich als romantisch bezeichneten Oper „Der Berggeist oder Schicksal und Treue", daß sie des Dichters Lieblingskind gewesen sei. „Zwar der Eminente, den Jean Paul den glänzenden unzugänglichen Montblanc unseres Parnasses nennt, hat diese Oper, die ihm von dem Verfasser ehrerbietig war vorgelegt worden, möglichst frostig zurückgewiesen. Aber dieses konnte seine Vorliebe für dieses Stück nicht schwächen ..." Wie Lohbauer diese Abweisung Goethes aufgenommen hat, ist nicht bekannt, denn ein dritter, von dem gleichen Herausgeber geplanter Band zerstreuter Blätter und Briefe, der uns darüber hätte Aufschluß geben können, ist nie herausgekommen[2]).

1) Auserlesene Schriften ed. Ludw. Pflaum. Stuttgart 1811.

2) Vgl. Rud. Krauß: Lit.-Gesch. I, 375. Dagegen erwähnt W. Lang in den Württ. Vierteljh. f. L.G. 1896, 150 diesen Bd. III. Trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, ihn zu entdecken.

Mit der Schriftstellerin Karoline Paulus nimmt die Stellung der Schwaben zu Goethe wieder eine ähnliche Gestalt an, wie bei Knebel und Reinhard. Denn das Hauptmotiv für ihre aufrichtige Goethebegeisterung ist nur in dem persönlichen Verhältnis zu suchen, das sie mit Goethe verband. Und diese wird unterstützt durch ihre Eigenschaften als Frau, die sich Goethes freundschaftlicher Neigung wohl bewußt war. Überdies war auch ihr Gatte ein großer Verehrer des Meisters, der seinerseits wieder Heinr. Eberhard Paulus stets in die Reihe der ersten Forscher gestellt hatte. Die Hochachtung der Familie Paulus für Goethe war so groß, „daß während eines Spazierganges zu den schönen Schloßruinen [Heidelberg] ein Blatt, das Goethe als merkwürdig auffiel, eines der Familienglieder zu sich nahm. Wohlverwahrt wurde es in Papier gelegt und aufgeheftet. Noch befindet es sich im Paulusschen Nachlasse mit der Aufschrift: ‚Ein Blatt, auf welches Göthe aufmerksam machte‘ [1])."

„Die kleine Frau," wie sie Goethe nannte, hatte gleich beim ersten Zusammentreffen kurz nach ihrer Heirat (1789) seine Aufmerksamkeit gewonnen. Als sie mit ihrem Manne durch das Schloß zu Jena ging, trafen sie im Hofe Goethe, der sie „forschend anredete". Seit der Zeit knüpfte sich das „immergleiche Verbündnis" (Goethe) mit dem Dichter. Goethe besuchte das „neckische Wesen" [2]) oft in Jena, entzückte durch improvisierte Märchen und Erzählungen und „unterhielt sich hier sehr oft stundenlang mit Frau Paulus, die noch im hohen Alter sich durch weibliche Grazie und Anmuth auszeichnete und mit vielem Verstande und richtigem Gefühle das Schöne und Gute in einer Dichtung herauszufinden verstand" [3]). Noch in seinen letzten Lebensjahren „verplauderte" er mit ihr in Heidelberg „manche Stunde über das frühere Leben" [4]). Auch ihrem ersten Roman „Wilhelm Dumont" hat Goethe herzliche Anerkennung nicht versagt [5]). Im west-östlichen Divan setzte er sogar Karolinens „Schwänchen aus Kirschwasser, Pfirsich und Mandeln" ein Denkmal [6]).

Der unverkennbare Einfluß Goethes auf ihre Produktion ist demnach verständlich. Höchste Verehrung für Schiller [7]), Antipathie gegen Pesta-

---

1) Karl v. Reichlin-Meldegg: H. E. Paulus und seine Zeit, Bd. II, 290.

2) S. Boisserée; Biedermann I, 182.

3) Reichlin-Meldegg I, 334.

4) a. a. O. 335.

5) Rezens. i. d. Jenaischen Lit.-Ztg. 1806, 167. Auch von den Tübinger gelehrten Anzeigen wurde der Roman gut beurteilt.

6) Biedermann III, 205. Kann sich nur beziehen auf „Sieh das nennen wir ein Schwänchen" im Schenkenbuch. W. A. VI, 215.

7) Adolf und Virginia 168/9.

lozzi[1]) und mancherlei Bemerkungen und Gedanken kann man in ihren Schriften finden, die auf einen Umgang mit Goethe schließen lassen. Mit dem heimatlichen Klassizismus verband sie die ausgesprochene Abneigung gegen die Romantik, ohne daß sie doch von dieser Literaturerscheinung in der Kunstnovelle „Adolf und Virginia" unberührt geblieben wäre. Ganz auf dem Boden des Klassizismus steht ihr bester Roman „Wilhelm Dumont"[2]), wo sie auch ihrer Verehrung zu Goethes Wilhelm Meister ausgiebigen Tribut zollt. Die eigentliche Hauptfigur des Ganzen, Adelaide, in der sich zweifellos das Wesen ihrer Schöpferin ausspricht, schreibt an ihre Freundin, wie sie ihrer Pflegetochter den Wilhelm Meister vorgelesen habe, der ihr immer wieder neuen Genuß gewähre. Nicht lesen müsse man ihn, sondern studieren. „Sein intellektueller Reichtum, seine poetischen Schönheiten, die alles überströmende Fülle der Genialität des Verfassers, wiegt die Produkte eines ganzen Zeitalters auf, und wird als ein herrliches Monument von allumfassender Geisteskraft auf die späteste Nachwelt übergehen. Wir erblicken in Wilhelm Meister keinen Helden, der durch ungewöhnliche Taten und tugendhafte Aufopferungen zu einer langweiligen Bewunderung reizt; alle Personen, die uns der Dichter durch seinen poetischen Zauberspiegel erscheinen läßt, sind aus dem gewöhnlichen Leben ausgewählt, und nur durch die Allmacht der Poesie auf eine höhere Stufe gehoben. Sogar die alte Barbara, so völlig aus der gemeinen Menschenklasse sie genommen ist, wird durch die Behandlung und durch das Kolorit des geübten Künstlers kein uninteressanter Gegenstand unserer betrachtenden Anschauung. Mignon allein ist ganz rein aus der poetischen Schöpfung hervorgegangen, und erscheint uns schon ihrer ersten Anlage nach als ein Wesen höherer Art, das in unserer Welt nicht existieren kann und dem physischen Tode geweiht ist. Die Wahrheit der tiefen, schwermüthigen Empfindungen in den darin enthaltenen Gedichten, die uns so hinreißend berühren, bleibt unnachahmlich. Unsere neueren Dichter fühlen wohl, daß sie nie dahin gelangen können, und scheinen deßwegen eine andere Bahn zu suchen, und mit ihrer trägen Erfindungskraft an alten Mährchen und Legenden auszuruhen . . ."

Reichlin-Meldegg spricht von Karolinens „fast unbegrenzter Verehrung zu Jean Paul"[3]). In ihren Schriften tritt der Einfluß dieses Dichters neben dem Goethes durchaus zurück. Und wenn jener auch ihrem weiblichen Gefühle Nahrung lieh, ihrem regsamen G e i st e hat Goethe noch mehr gegeben. —

1) a. a. O.

2) Übrigens ist in ihm allenthalben der Einfluß des Wilhelm Meister zu spüren.

3) Reichlin-Meldegg II, 303 f.

Schon bei Karoline Paulus kann man eine Neigung zu reflektierender Betrachtung der Außenwelt, zu gedanklichem Eindringen in alle Erscheinungen des Lebens bemerken, wie sie der Umgang mit Goethe und die Vertrautheit mit seinen Werken wohl hervorrufen mochte. Diese Eigenheit ist bei Friedrich Ludwig Bührlen so stark betont, daß man sie geradezu als den hervorstechenden Charakterzug seiner Schriften bezeichnen kann. Er hat seine Augen überall. Er versucht, sich auch die gewöhnlichsten Vorkommnisse des Lebens umständlich zu erklären. Er ist stets auf der Jagd nach erbaulichen Lehren und bespiegelt nur zu gerne seine eigene Lebenserfahrung in jedem Gewässer. Dadurch, daß ihm die Weisheit des Schweigens ganz unbekannt scheint, bekommt seine Diktion mitunter einen etwas geschwätzigen Zug, und das gerade in dem Roman, der seiner Verehrung zu Goethe und seinem Verständnis Goethes den vollsten Ausdruck geben sollte, im „Flüchtling".

Daß Goethe diesem Manne zu einer Offenbarung werden mußte, dessen Werke trotz unbestritten guter Partien, den philiströsen Zuschnitt und die ein wenig verbrauchte Luft der klassizistischen Periode in sich tragen, liegt zunächst in der intellektuellen Verwandtschaft mit der des Meisters begründet.

Bei Goethe sah Bührlen zum erstenmal nicht nur Literatur, nicht nur Kunst allein, sondern, wie seine ganze Dichtung mit allen unzählbaren Erscheinungen des Lebens unzertrennlich verbunden war, wie es nichts in der Welt gab, das nicht, durch das Prisma seines Geistes gegangen, nun in vielfarbigem Bilde seinen Niederschlag in den Werken fand. So suchte ja auch Bührlens Geist, dem man eine universelle Bildung nie absprechen kann, alle Gestaltungen des Lebens zu begreifen und zu ergründen. Ihm war, wie Goethen, nichts in der Welt uninteressant. Aber die große Verschiedenheit lag darin, daß bei Goethe die geniale Intuition des Dichters hundert Rätsel löste oder durch Umwandlung in die reinste Poesie ihnen ihren Sphinxcharakter nahm, während Bührlens eifrig arbeitender Intellekt über Reflexionen nie hinauskam. Darin war er vollkommener Rationalist, daß sein dichterisches Sehen sich stets nur mit dem optischen deckte. Weil er nie gelernt hatte, zwischen den Zeilen der Natur zu lesen, wurde die Gestalt Goethes im „Flüchtling", worin er Goethes Geist in den Raum seiner Kunst zu projizieren gedachte, nur ein unzulängliches Bild des Meisters.

Bührlen hat von sich geschrieben[1]), daß er Goethe erst spät verstand, dann aber der Einfluß des großen Dichters überwältigend auf ihn wirkte.

1) Griesingers Universal-Lexikon von Württemberg S. 198. Aller Wahrscheinlichkeit nach nach seinen Angaben, wenn nicht direkt von ihm selbst verfaßt.

Ich möchte das „spät verstand" so auffassen[1]), daß ihm Goethes Verhältnis zur Umwelt und somit die Bedeutung Goethes als Erzieher erst spät aufging. Ganz natürlich. Denn erst im reifen Alter konnte er selbst zu dieser reflektierenden Weltbetrachtung gelangen, wie wir sie in seinen Werken wahrnehmen. Und erst eine genaue Goethekenntnis konnte Bührlen in dieser Persönlichkeit die ideale Ergänzung und Erweiterung eigener Wesenseigentümlichkeit zeigen. Nun aber sog er sich an ihm fest und ließ ihn nicht, bis daß er ihn gesegnet. Er hörte nie auf, von Goethe zu lernen. Er assimilierte seine naturwissenschaftlichen, politischen, künstlerischen, philosophischen Anschauungen, — die zweifellos auch früher Goethes Gedankengängen nicht ferngelegen haben — an die des Meisters, er ließ seine eigenen Ansichten am liebsten in Goetheschen Zitaten, in Motti aus Goethes Werken ausklingen und keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seiner Verehrung zu ihm Ausdruck zu leihen. „Das erste und letzte ist immer Verständnis der Gegenwart[2])." Hier spricht zu uns wahrhaft angeeignete Goethesche Lebensphilosophie.

Gehen wir seinen politischen, ethischen oder ästhetischen Ansichten im einzelnen nach, so werden wir neben zahlreichen Übereinstimmungen mit Goethe, auch hier die Beobachtung machen, daß uns des Meisters Anschauungen bei dem Jünger in leicht banalisierter Form begegnen.

Aus seinen Romanen spricht stets der Aristokrat, der sich einer Abneigung gegen das „Volk" als sozialpolitische Gesamtheit nie erwehren kann. Gegen die damaligen demagogischen Bewegungen in Deutschland läßt er sich hörbar im „Flüchtling" aus. Gewaltsamer Umsturz ist ihm zuwider. Die Ehrwürdigkeit der Tradition, die Berechtigung des Standesunterschiedes, ja sogar der Preßzwang erscheinen ihm durchaus als unantastbar und geboten. Seine „politischen Xenien"[3]) wenden sich natürlich gegen die Vertreter der Opposition[4]). Auch in den „Zeitansichten" (1833) wird ebenso das Recht des „historisch Gewordenen und Erprobten" gegen die poetischen Neuerer ausgespielt. „Bührlen gefällt sich gern in der Rolle des »Beschwichtigungshofrates«"[5]) und scheint sich im Grunde nie bemüht

1) Aus der Bemerkung ist kaum zu schließen, daß er früher Goethe ablehnend gegenübergestanden hätte, auch finden sich schon in seinen frühesten Schriften Goethezitate, die auf eine gewisse Goethesympathie immerhin schließen lassen. (Vgl. dazu Herm. Fischer: F. L. Bührlen, s. unten).

2) Lebens-Ansichten 32.

3) Pseud.: Friedrich von Bühren.

4) Vgl. Herm. Fischer: F. L. Bührlen i. Bes. Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 15. 2. 1912, wo Bührlens politische und ethische Ansichten, sowie sein Verhältnis zu Goethe eingehend gewürdigt ist.

5) a. a. O. 25.

zu haben, den Motiven der von ihm bespöttelten Parteien mit wirklichem Verständnis nachzugehen. In den „Ansichten von höheren Dingen" (1829) spricht sich im ersten Bestandteil „eine relativistische, optimistische, freisinnige, aber konservative Auffassung" [1]) aus; sie läßt sich auch durch alle Werke hin verfolgen und widerspricht dem Worte seines Nekrologisten nicht: „Er war ein frommes Gemüt und besuchte fleißig die Kirche [2])."

In seinen Werken, die nur durch den starken Goetheeinfluß eine besondere Färbung erhalten, fließt noch das Blut der Classizisten. „Aufklärung", „Tugendschwärmerei" und „pädagogische Weisheit" stehen in Blüte [3]), wenn er auch, besonders in seinen Novellen und in der „Prima-Donna", unvergleichlich anschaulicher und lebendiger als jene zu erzählen weiß. Auch hat ihn Goethe gelehrt, über das Wesen der Kunst tiefer und selbständiger nachzudenken. Kunst ist ihm Natur und Leben selbst in seinem höchsten Ausdruck und seiner konzentriertesten Form. Wird das Gemeinste in der Kunst apotheosiert, so entstehen nur Gelegenheitskunstwerke. „Die höhere Kunst wählt aus dem Individuellen aller Art selbst nur dasjenige, was die Wesenheit dieser Individualität am edelsten ausdrückt [4])." In seinen Werken bevorzugt er noch durchweg die Darstellung des Schönen, Sittsamen, und selbst dem Häßlichen und Gewalttätigen nimmt er durch Typisierung die Spitze und damit auch meist die plastische Form. Die Schönheit des Häßlichen ist ihm, trotz seiner Vorliebe für die niederländische Malerei, in der Poesie noch fremd. Seine Antipathie gegen Kotzebue erinnert ebenfalls an die Klassizisten, die Abneigung gegen das junge Deutschland, welche mehrfach verhüllt zum Ausdruck kommt, scheint durch seine Liebe zu Goethe besonders gespeist zu sein: „Wenn sich die jetzige Dichterwelt von der Autorität dieses erleuchteten und alles durchleuchtenden Geistes emanzipiert, so hat sie selbst den Schaden davon und bleibt ihrer Geschmacklosigkeit verschrieben [5])."

Damit kommen wir zu seiner Goethestellung, was die Werke im einzelnen betrifft. Wir werden da in den allermeisten Fällen auch die Aussprüche seiner Personen für solche Bührlens nehmen können. Aus allen Figuren, besonders in den Romanen, hört man seine Stimme und oft möchte man glauben, daß die Personen nur für ihn da sind und die Handlungen nur so lange hingezogen werden, „bis der Autor sich das Herz leicht geredet hat" [6]).

1) a. a. O. 25.
2) A. Lewald i. Schwäb. Chr. 1850, 839 f.
3) H. Fischer a. a. O.
4) Lebens-Ansichten 159.
5) 1844 in der „Prima-Donna", 188.
6) R. Krauß: Schw. Lit.-Gesch. II, 284.

Unter Bührlens Novellen befindet sich — außer dem „Centini“ — keine, in der nicht Goethes Name gelobt, erwähnt oder wenigstens Verse von ihm zitiert oder als Motti gesetzt werden. Seine Lieder werden gesungen und, um das Letzte auszudrücken, oft seine Worte zu Hilfe gezogen. Natürlich ist auch Blank-Bührlen in dem „Enthusiasten“ [1]) „Goethianer“ [2]), und wie weit Goethes Gestalt in den „Flüchtling“ hineinverwoben ist, haben wir schon erwähnt. Die meisten Goetheurteile jedoch finden sich in Bührlens letztem Roman, der „Prima-Donna“ (1844). Sie enthält auch die „Faustischen Fragmente“, auf die wir kurz eingehen müssen. Sie werden recht unmotiviert in den Gang des Romanes eingeschoben als angebliche Auszüge eines Manuskripts des Bräutigams der Heldin, der uns bisher nur flüchtig als Geologe begegnet ist. Wir sehen, Bührlen wollte durchaus zu Worte kommen. Er sagt selbst dazu: „Wir geben von dem Drama, dem freilich eine Vergleichung mit dem unvergleichlichen des Altmeisters kaum anders als wehe tun könnte, wenn nicht eben der Geist, der Letzteres geschaffen, stets nur Milde und Nachsicht gegen alle unschuldige Bestrebungen im Reiche des Schönen gerathen hätte ... Wir geben den Eingang und einige Bruchstücke ...“, .. „Das geniale Thema wird zum Gemeingut, das jeder nachgeborene Geist auf seine Manier weiter variiert [3]).“

Was in den „Faustschen Fragmenten“ vor uns liegt, ist allerdings Epigonentum von reinstem Wasser, eine absichtliche und ganz gelungene Nachbildung von Goethes Stil, aus dem aber kaum der schwache Versuch ersichtlich ist, mit gegebenen Charakteren neue Situationen und Gedanken zu schaffen. Mitunter sind die Parallelen zu Goethe fast Zeile für Zeile zu ziehen. Das Vorspiel auf dem Theater, die erste Faust- und Wagnerszene, die Schülerszene, manche Gretchenauftritte, die Walpurgisnacht haben ihre Spuren meterweit sichtbar in den Boden des Bührlenschen Fragmentes eingedrückt [4]). Der Gedankengang ist der gleiche. Nur hat Bührlen dem Mephisto die überlegene Frechheit des sicheren Weltmannes ausgezogen und ihn ernster und tiefsinniger gekleidet, wodurch in die Figur ein innerer Widerspruch kam [5]). Faust ist bös verflacht worden. Wie bezeichnend, daß wir ihn anfangs „nach Mücken schlagend“ kennen lernen! Auch er sucht in seinem typisiert sentimentalen Wissensdurst zunächst Befriedigung im

---

1) Vgl. Wolfg. Menzel: Denkwürdigkeiten 243, wo das autobiographische Element in dem Roman bestätigt wird.

2) Enthusiast II, 41.

3) Prima-Donna 140 f.

4) Vgl. dazu in gleicher Reihenfolge bei Bührlen Szenen I bis III, V, VI.

5) Vgl. besonders Szene IV.

Genuß. Er scheint anfänglich wirklich Gretchen mit der ganzen Inbrunst der Gefühle zu lieben, spielt dann aber in der geschmacklosen VII. Szene, wo Bührlen selbständig zu sein wagte, dem „am Waschzuber" tätigen Gretchen gegenüber den groben Wüstling, womit die Fragmente nicht gerade auf das harmonischste ausklingen. Wieweit sie einer Amateurphotographie von Goethes Faust ähnlich sahen, mußte wohl Bührlen selbst gefühlt haben, denn er beginnt im folgenden, genau zwischen dem Sinn von „Copie" und „Nachahmung" zu unterscheiden. Charlotte (die Primadonna) und ihr Schöpfer kommen zu dem Resultat, die Fragmente als Nachahmung zu bezeichnen, worunter kein ängstlich steifes Nachzeichnen, sondern „ein Erfassen ähnlicher Motive, Entwicklungen, Darstellungen verstanden" wird. Das Nachstreben nach gewissen Vorbildern befestige nur die eigene Richtung [1]). „Ich wollte es dem Meister zu Danke machen, ich weihte es ihm in Gedanken, wenn er auch nie das Geringste davon sah oder erfuhr." Wir dürfen wohl unter diesen Worten Richard Bergers Bührlen selbst heraushören, von dem wir wissen, daß er seine „Lebens-Ansichten" und „Erzählungen und Miscellen" an Goethe eingeschickt habe, ohne allerdings darauf eine Antwort zu bekommen [2]).

Das Urteil über „Euphrosyne" wird im Munde der Opernsängerin absichtlich vom Dichter etwas leidenschaftlicher akzentuiert sein, wenn sie erzählt: „Von einem hitzigen Streit über ihn [Goethe] einst nach Hause gekehrt, las ich „Euphrosyne". Ich zerfloß in Tränen und rief schmerzenslaut: Wer vor oder nach ihm hat so etwas gedichtet? Nur ein solches Blatt bietet mir!" [3]) Sie verbreitet sich dann mit manch verständiger Bemerkung über Goethe als Mädchenlektüre und als Erzieher, eine laute Apologie, bei der wir bald die Sprecherin ganz aus dem Auge verlieren und den wider romantische und jungdeutsche Kunsttendenzen zu Felde ziehenden Bührlen hören. Oft noch wird das Gespräch auf Goethe gelenkt, und die Gattin des Intendanten spricht sich über ihn ganz ähnlich wie Charlotte aus: „Er hat für mich mehr Beschwichtigendes als Schiller. Er sammelt mich . . . Jeder Satz von ihm ist von einem beruhigenden Geiste durchdrungen und beseelt . . . Dabei ist es mir aber wirklich rührend, zu bemerken, wie dieser hohe Geist, den nun auf der Welt Alles interessirt, beschäftigt, der Nichts losgelassen hat, bis es ihm seine innere Natur aufschloß, sich unglaubliche Mühe gegeben, seiner Nation das Errungene, das Tiefste in bequem faßlicher Form mitzutheilen. Er hat eine große Kunst darauf verwendet, seine unsägliche Arbeit zu verheim-

1) A. a. O. 253.
2) Herm. Fischer a. a. O. nach brieflicher Mitteilung.
3) Primadonna: 188.

lichen, uns seine Weisheit spielend beizubringen. Er suchte den forteilenden Generationen das Beste zuzuschieben . . ." Sie vergleicht ihn mit einem Hausvater, der die verreisenden Kinder noch so sorgsam wie möglich auszurüsten bestrebt ist, und rühmt die „gastfreundliche Familiarität" seiner Schöpfungen [1]).

Die Periode der Empfindsamkeit hatte schon Bührlen im Faustfragment (Sz. VI, 180) recht witzig verhöhnt; jetzt scheut er sich auch nicht, gegen Werther und Siegwart einen kleinen Hieb auszuteilen [2]). Doch rühmt er dafür ganz besonders die zu Unrecht längst vergessenen kleinen Opern Goethes [3]) und schenkt vor allem dem Tasso auf eigene Weise seine höchste Bewunderung. In einer Stunde tiefster seelischer Zerknirschung wird dem jungen Sänger Karl der berühmte Monolog des Tasso im IV. Akt („Du armes Herz"), in dem er einen Spiegel seiner eigenen Gefühle erblickt, zu einem wundertätigen Arzt, der das stumme Leid seines Schmerzes plötzlich in „erleichternde Tränen" auflösen hilft. „Er konnte die herrliche Dichtung nicht loslassen . . . er wiederholte sie noch und noch einmal . . ., wahlverwandt ergriff sein Schmerz den dargestellten; sein Weh schlug sich befreit in seiner Seele nieder [4])." In derselben Stelle des Buches wird ein Ton angeschlagen, der sicherlich aus Bührlens eigener Brust entsprungen ist und sich auch in andern Werken wiederfindet: Entspricht Goethes Persönlichkeit seinem Werke? Als Goethe auf Bührlens Zusendung seiner Erstlingsschriften mit keinem Worte reagiert hatte, mag auch er im stillen an seiner Persönlichkeit gezweifelt haben. Aber durch die aufmerksamste Vertiefung in seine Schöpfungen mußte Bührlen zu der wahren Erkenntnis des Menschen Goethe durchdringen. Auch Karl in der „Prima-Donna" wollte nicht zweifeln, daß die „poetische Weite und Tiefe" Goethescher Kunst sich im Leben nicht in „eine conventionelle Engherzigkeit und ablehnende Selbstsucht sollte umgesetzt haben". Und sicherlich denkt er auch im „Pfarrer zu St. Johann" [5]) an Goethe, wenn er zu dem Ergebnis gelangt, daß Mensch und Künstler eins sein müsse, ein kleiner Mensch kein großer Künster sein könne, möge die Welt auch aus ihm machen, was sie will.

Wie Goethe auf die Persönlichkeit Bührlens offenbarend und wegweisend wirkte, so ist auch in den Schriften Bührlens sein Einfluß geradezu mit Händen zu greifen. Vom Faustfragment sprachen wir. Für die

1) a. a. O. 208 ff.
2) a. a. O. 229.
3) a. a. O. 133.
4) a. a. O. 58 ff.
5) Neue Erzählungen II. Bd.

„Neuesten Erzählungen" wurden die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter vorbildlich[1]) und seine Sprache auch in der zweiten Novelle spürbar der Goethes angenähert. Das ist noch mehr der Fall in dem zweiten Bande der „Neuen Erzählungen", wo nicht nur einzelne Worte, die an Goethes Sprechweise gemahnen [„schicklich", „würdig", „müßiges Erstaunen", „angenehm und unterhaltend" 2c.], sondern auch die Technik der Novellenform, die Neigung, eine Situation oder ein neues Kapitel gerne mit reflektierenden Betrachtungen einzuleiten, an den Meister erinnern. Am stärksten ist der Einfluß Goethes wohl in der Primadonna lebendig, wo nicht nur Satzkonstruktionen und Wortverbindungen unmittelbar auf den Alterstil des Vorbildes hinweisen, sondern Bührlen auch kritiklos aus den Wanderjahren die technische Lässigkeit übernimmt: er streut aphoristische Sammlungen recht unmotiviert ein[2]), tritt oft genug mit mancherlei Bemerkungen persönlich vor das Werk und weist den Leser gerne auf dieses oder jenes hin, indem er ihm kundtut, daß er anderes „als etwas Widriges und Mißlautendes" in der Erzählung übergehen wolle. Auch möchte ich in der Kunstnovelle Bührlens noch einen Nachfahrer jener mächtigen Wirkungen sehen, die der Wilhelm Meister auf die gesamte Roman- und Novellentechnik seiner Zeit ausgeübt hat.

Wir mußten das berühren, um zu zeigen, wie Goethes Geist in alle Winkel und Falten von Bührlens Wesen und Werk gedrungen ist.

Hat nun Bührlen Goethe verstanden? Wie immens weit er im Verständnis des Meisters allen übrigen schwäbischen Klassizisten, ja den meisten Landsleuten seiner Zeit vorausgeht, ist klar ersichtlich. Und daß er ihn nicht nur las, sondern zu leben versuchte, muß ihm hoch angerechnet werden. Doch auch er konnte aus der natürlichen Begrenzung seines Ich nicht heraus; indem er versuchte, Goethes Geist in den seinen umzusetzen, mußte er ihn nicht nur verflachen, sondern auch vieles übersehen, was erst spätere Generationen zu würdigen vermochten[3]). „Es fehlt Bührlen nicht an der Bildung und geistigen Gewandtheit, um Goethe in sich aufzunehmen; aber es fehlt ihm an der tieferen Einheit, aus seinem eigenen Ich und aus den fremden Einwirkungen ein organisches Ganzes zu gestalten"[4]). Das letztere ist nur einem einzigen Schwaben gelungen: Eduard Mörike.

---

1) Reisegefahren und Verlegenheiten.

2) Vgl. die Wahlverwandtschaften.

3) Ich verweise auch hier auf die Figur Gotters im „Flüchtling", der für die Beantwortung der Frage zunächst in Betracht kommt.

4) Herm. Fischer a. a. O. 32.

7.

Schon bei Conz hatte die Vertiefung in den Geist des griechischen Altertums einen leidenschaftlicheren Ton angenommen. Die antiken Studien setzte er durch sein ganzes Leben fort. Er hatte von Winckelmann und dann von seinem Freunde Schiller das Land der Griechen nicht nur mit dem Verstande zu suchen gelernt. Sein Tübinger Schüler war Friedrich Hölderlin, bei dem das Studium der Antike sich zu einer Sehnsucht nach der hellenischen Kultur auswuchs, die immer stärker wurde, je mehr ihn der Anblick der aus Knechtschaft und orthodoxer Intoleranz geborenen Gegenwart peinigte. Was ihn mit dem Klassizismus verband, war der idealistische Glaube an eine Regeneration der Menschheit durch die Kräfte, welche die französische Revolution ins Leben gerufen, war die schwärmerische Versenkung in Klopstock, Ossian, Rousseau, die Begeisterung für Schiller. Der gleiche Bildungsgang unterscheidet darum seine ersten Gedichte wenig von denen Neuffers oder Conz'. Auch in dem leidenschaftlichen Ergreifen der Kantischen Philosophie, deren Ideen für die beginnende lebhafte „Wechselwirkung" des schwäbischen Geistes „mit dem deutschen Gesamtleben"[1]) so wichtig wurden, stand er nicht allein da. Erst mit dem Verlassen des Stifts (1793), als auch die französische Revolution ihre ideale Maske abgeworfen hatte, begann für Hölderlin die Tragödie der Isoliertheit. Der Dichter des Hyperion und des Empedokles ist nicht mehr Klassizist im gewöhnlichen Sinne. Wie weit man ihn andererseits einen „Seitentrieb der romantischen Poesie"[2]) nennen darf, kann hier nicht erörtert werden.

Eine ähnliche Sonderstellung, wie sie Hölderlin in der Literatur einnimmt, bezeichnet auch sein Verhältnis zu Goethe. Die geringen schriftlichen Äußerungen, die wir besitzen, lassen es, flüchtig besehen, als ein durchaus sympathisches erscheinen. Ganz wenige mündliche aber und die genaue Betrachtung seiner problematischen Natur werden uns zu einigen Modifikationen dieser Ansicht führen müssen.

Ein Urteil Hölderlins über Goethes Werke liegt nur in einer Erwähnung des Wilhelm Meister vor, im übrigen ist seine Stellung zu Goethe rein persönlicher Art und unterscheidet sich schon als solche von denen seiner meisten Landsleute.

1794 schrieb Hölderlin aus Waltershausen, er werde wahrscheinlich nächsten Winter in Weimar „im Cirkel der grossen Männer" zubringen. „Auch mit Göthe und Wieland will mich Frau von Kalb, die von allen

1) Klaiber: Hölderlin, Hegel, Schelling usw. S. 4.

2) Haym.

diesen die vertrauteste Freundin ist, bekannt machen" [1]). Die Erwartung, den großen Mann kennen zu lernen, war in Bestürzung umgeschlagen, als er an Neuffer im November 1794 von der ersten Begegnung mit Goethe berichtete [2]). Er war bei Schiller, wurde dort einem Fremden vorgestellt, dessen Namen er nicht verstand und den er recht gleichgültig ignorierte. „Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schiksaal gedrukt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fült' es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewust, was ich jezt weis, ich wäre leichenblas geworden. Er wandte sich drauf zu mir, erkundigte [sich] nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsylbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglüksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde lies ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Majer [!] aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt [sich] über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich ging und erfuhr an demselben Tag im Klubb der Professoren, was meinst Du? daß G o e t h e diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglük, und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worinn sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unglük, das mir das erstemal begegnete, vergessen lies" [3]).

Hoch stimmen konnte den schüchternen Schwaben (als den ihn Goethe noch 1797 schildert) diese Begegnung nicht. An Neuffer schrieb er, daß er in Jena bei Schiller meist Goethe getroffen hätte, aber weiter nichts von ihm [4]). Hölderlins Natur war aber nicht nur passiv und rein kontemplativ. In ihm lebte der Ehrgeiz, neben Goethe und Schiller auch etwas bedeuten zu wollen. Hölderlins Worte „Der Umgang mit solchen Männern sezt alle Kräfte in Tätigkeit" [5]) beziehen sich direkt auf den

1) Litzmann 219.

2) Bei Goedeke V, 469 findet sich der unsinnige Passus, daß Hölderlin auf Schillers Veranlassung im Jahr 1797 mit Goethe, der zu Meyer in die Schweiz reiste, persönlich bekannt wurde.

3) Litzmann 243.

4) 28. 4. 1795 a. a. O. 270.

5) 16. 1. 1795 an seine Mutter.

„grossen Göthe“, den er in Weimar getroffen. Am 19. Januar 1795 berichtet er dann über Weimarer Besuche und fährt fort — als ob ihm Goethe bis dato gänzlich fremd geblieben wäre —: „Auch mit Göthen wurd' ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle. Das kannst Du Dir denken. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause; aber nachher bei der Majorin. Ruhig, viel Majestät im Blike, und auch Liebe, äusserst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn, und neben so bitteren Zuge im Gesichte — und dann wieder von einem Funken seines noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagte sonst er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurükstossende im Benehmen gegen unser Einen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben. . . . Hast Du Göthens neuen Roman, Wilhelm Meister gelesen? Nur Göthe konnt' ihn schreiben. Besonders wirst Du Dich über das Ständchen vor Mariannens Hause und das Gespräch über die Dichter freuen —“ [1]). Und an Hegel aus Jena vom 26. Januar 1795: „Göthen hab' ich gesprochen, Bruder! Es ist der schönste Genuß unseres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden, bei so viel Größe. Er unterhielt mich so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke. Herder war auch herzlich, ergriff die Hand, zeigte aber schon mehr den Weltmann . . .“ [2]). Aus diesen Briefen spricht Begeisterung und Hingerissenheit von der großen Persönlichkeit. Man sollte annehmen, daß er sich nun besonders in seine Werke vertiefte, seine Freundschaft suchte und zu fundamentieren trachtete, statt dessen folgte eine spürbare Reaktion. Über Goethe hören die Notizen auf, aber spätere Briefstellen an Schiller zeigen uns, was in dem zu frohem Schöpferstolz, wie zur jähen Hypochondrie geneigten Charakter vorging. Sein fluchtartiger Abschied von Jena geschah nicht nur um Neuffers willen [3]). In diese „psychopathische Depression“ hatte Hölderlin „eine Reihe von äußeren und inneren Umständen hineingetrieben“ [4]), deren tiefstliegender wohl das schmerzliche Gefühl war, von jenen Großen erdrückt zu werden, zu schwach zu sein, um neben ihnen siegesgewiß eigene Bahnen zu gehen, und zu stolz, um sein Boot an das Heck ihres Schiffes zu binden. „Die Nähe der wahrhaft grossen Geister schlägt mich nieder und erhebt mich wechselsweise, ich mus mir heraus-

---

1) An Neuffer a. a. O. 252.

2) a. a. O. 256.

3) Der seine Braut durch den Tod verloren hatte; vgl. M. Joachimi in Hölderlins Werke. Gold.Klass.-Bibl. XLVI.

4) W. Lange: Hölderlin 29.

helfen aus Dämmerung und Schlummer, halbentwickelte, halberstorbene Kräfte sanft und mit Gewalt weken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Resignation meine Zuflucht nehmen kann"[1]). So schrieb er schon im November 1794 (gleich nach der ersten Begegnung mit Goethe) an Neuffer. Noch im Jahre 1798 gesteht er Schiller, daß er zuweilen „im geheimen Kampf" mit seinem Genius stände: „um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern"[2]).

Sollte man nicht die gleichen Gefühle Goethe gegenüber voraussetzen dürfen? Schiller stand ihm schon als Landsmann persönlich näher, zu ihm konnte er offener und herzlicher sein, aber zwischen Goethe und ihn stellte sich die Fremdheit, stellte sich seine schüchterne Zurückhaltung, während Goethes königliches Selbstgefühl und die Sicherheit seines sich mitteilenden Geistes ihn verstummen lassen mußte. Ferner: Hölderlins frauenhaft feiner Instinkt spürte zweifellos, daß er von Schiller zwar geschätzt und protegiert, aber von keinem von beiden, am wenigsten von Goethe, als künstlerisch bedeutende Persönlichkeit geehrt wurde[3]). Aber „wer hätte in der Nähe Goethes leben können, ohne zu wünschen, durch sein Urteil in seinem Wert bestätigt zu werden?"[4]) Am wenigsten Hölderlin, dessen Selbstgefühl sich leicht zurückgesetzt und mißachtet fühlte. Die Stellung der beiden Großen zu diesem vornehm bescheidenen Charakter erscheint im Zusammenhang mit Hölderlins Goethebesuch in Frankfurt in noch klarerem Licht. Schiller gab Hölderlin von Goethes Ankunft in Frankfurt im Sommer 1797 Nachricht. Und an Goethe schrieb er: „Es kommt nun darauf an, ob die Leutchen [Hölderlin und Schillers zweiter Schützling S. Schmid] sich Mut fassen werden, vor Sie zu kommen"[5]). Zuerst besuchte Schmid den Meister, der in seinem Brief an Schiller von dem jungen Kaufmannssohn ein wenig günstiges Bild entwirft. Im Antwortschreiben bindet Schiller — im Gegensatz zu Goethe, der hier ausdrücklich schied — Schmid noch ganz mit Hölderlin zusammen: „Ich bin nun einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere

1) Litzm. 242/3.

2) a. a. O. 440.

3) Goethe kannte Hölderlins Poesien ja nur durch Schillers Vermittlung und Herausgabe. Schiller nahm aber 1797 wohl die an seinen eigenen Stil gemahnenden, den „Wanderer" und „An die Natur", in die Horen auf, wies aber die ungleich bedeutenderen Gedichte „Sonnenuntergang" (Böhm II, 55) und „Diotima" (II, 32) ab. Ein Zeichen, wie wenig er auch später noch die lyrische Kunst Hölderlins verstand.

4) Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung 379.

5) Goethe-Schiller-Briefwechsel (Insel) I, 367/8.

Leute etwas taugen, und ob etwas aus ihnen werden kann; daher werde ich diese Hölderlin und Schmid so spät als möglich aufgeben" [1]).

Am 22. August 1797 war dann auch Hölderlin bei Goethe, der darüber an Schiller schrieb: „Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen, er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Ängstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verriet, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, sodaß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders geraten, kleine Gedichte zu machen und sich in jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittleren Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte." Hölderlin schwieg über diesen Besuch. Nichts von dem Enthusiasmus der Jenaer Zeit. Sind Briefe verloren? Hatte sich sein inneres Verhältnis zu Goethe seit Jena verschoben? Kurz vor dem 22. schrieb er einen Brief an Schiller, voll herzlicher Verehrung wie immer. Aber von einem geplanten Besuch bei Goethe steht nichts darin. Auch die folgenden Briefe an seine Angehörigen aus dem Spätherbst des Jahres erwähnen den Besuch nicht.

Es ist möglich, daß solche verloren gegangen sind, aber es liegt noch näher, anzunehmen, daß hier eine leise Entfernung Hölderlins von Goethe sich aussprach, eine Entfremdung, die sich nicht verstandesmäßig auf Urteile und Äußerungen oder gar auf Unterschiede in ästhetischen Prinzipien stützte, sondern, unbeeinflußt vom prüfenden Verstande, sich in seiner Seele entwickelte.

Als Hölderlin Goethe in Frankfurt wiedersah, war er ein durch seine Leidenschaft zu Frau Gontard tief gereifter Mann, war er geklärt in der Erkenntnis seiner künstlerischen Kraft, war er furchtbar bitter gestimmt durch das Gefühl seiner Einsamkeit und gedrückten Lage. Wie hätte ihn in der Stimmung aus Goethes Munde ein Wort froher Anerkennung, herzlicher Aufmunterung doppelt erhoben! Denn wie sehr ein günstiges Urteil und rechtes Verständnis auf Hölderlin aufheiternd wirkte, wissen wir von A. W. Schlegels Rezension über seine Gedichte [2]) her! Wenn nun Goethe ihm riet, kleine Gedichte zu machen, so erkannte er wohl klar, was Hölderlin noch fehlte, aber er sah nicht, was er schon besaß und wie weit er schon über den lyrischen Durchschnitt seiner Zeitgenossen emporragte. Der gönnerhaft überlegene Ton, der noch aus Goethes Bericht an Schiller hervorklingt, war von seinem Standpunkt berechtigt, aber er mußte Hölderlin noch bitterer stimmen, ja demütigen,

1) a. a. O. 381.

2) Allg. Jenaer Lit.-Ztg. 1779.

in dessen Natur es lag, nie vergessen zu können, und der sich jener ersten Begegnung noch wohl erinnert haben mag. Was darum Hölderlin aus dieser Unterredung mit dem Meister heimnahm, wird recht wenig gewesen sein.

Die quälende pekuniäre Lage überwand Hölderlins tiefe Schwermut über die grausamen Mißerfolge seines Lebens; er faßte die Hoffnung auf eine Dozentur in Jena und wandte sich an Schiller. Er erhielt keine Antwort. Schiller hat kaum Schuld an der Versäumnis, aber Chr. Schwab erzählt[1]), man habe behaupten wollen, daß der Plan an dem Widerstande Goethes gescheitert sei. Es ist unbeweisbar, aber dem herb geprüften Hölderlin, der an Schiller nie irre werden wollte, werden ähnliche Gedanken durch den Kopf gegangen sein[2]). Wie viel muß ihm doch daran gelegen haben, von Goethe und Schiller geachtet und erkannt zu werden! Noch am 2. April 1804, als schon die Schatten des Wahnsinns ihn gestreift, schrieb er zweimal in derselben Sache an den Buchhändler Wilmans: „Ich erwarte nur die Exemplare (Ödipus), um sie an Herrn von Göthe und Herrn von Schiller zu schicken, und einige andere, die vielleicht Theilnahme daran haben werden"[3]). Dann taucht erst in der Zeit des Irrsinns Goethes Name bei Hölderlin wieder auf. Waiblinger erzählt von ihm, daß er von flammendem Ehrgeiz beseelt war und in Weimar und Jena sich gern an erster Stelle gefühlt hätte. „Aber Hölderlins unglückliches Schicksal und die Mißgunst seiner Feinde [?] lenkte es anders. Es wurde ihm ein anderer vorgezogen, und er sah sich hintangesetzt. Man sagt, daß ihm Göthe nicht gut gewesen. Dies scheint wahr zu sein, denn so oft ich von Göthe mit ihm zu sprechen anfing, wollte er ihn schlechterdings nicht kennen, was bei ihm immer der Ausdruck einer feindlichen Stimmung ist. Schiller's dagegen und vieler anderer Männer erinnerte er sich oft"[4]). Und Chr. Schwab erwähnt, daß Hölderlin in seinen Selbstgesprächen bisweilen sich eingeworfen habe: „da sagt freilich der Herr von Goethe"[5]). Von ihm hat wohl Litzmann die gleiche Notiz übernommen[6]). Können wir auch Waiblingers Behauptungen von Hölderlins Ehrgeiz und Goethes Abneigung gegen den Dichter in der obigen Form keineswegs annehmen, so viel ist wahr, daß Goethes Gestalt Hölderlins Geist mehr beschäftigt haben wird, als seine Briefe uns verraten, daß

1) Hölderlins Werke Bd. II, S. 306.

2) Vgl. Litzmann 659.

3) Hellingrath: Hölderlins Werke V, 327; 331.

4) Zeitgenossen 1831, III, 170.

5) Schwab: H.s Leben 1846. 328.

6) Litzm. 659. Auch andern gegenüber hat der Kranke ähnlich von Goethe geredet, bzw. nicht geredet. (Nach mündlicher Mitteilung.)

sich noch in die Irrgänge des Wahnsinns das Gefühl des Mißmuts über Goethe hineinverloren hatte.

Doch wir schauen hier auf keine Antipathie im gewöhnlichen Sinne. Hölderlins scharfer Blick hatte an der künstlerischen Größe Goethes nie gezweifelt. Aber es mußte ihn eine wehmütige Bitterkeit ergreifen, wenn er von jenem alle die Güter scheinbar mühelos errungen sah, nach denen er dürstete und strebte. Seiner Sehnsucht nach der Tat, seinem Ringen nach Erfolgen stand dort eine glänzende Kette von Leistungen und Siegen gegenüber. Goethe konnte alle Preise erringen, weil er zu jeder Zeit nur in der unmittelbaren Gegenwart lebte; für Hölderlin aber war das Leben nur ein „Wohnen im Gewoge und keine Heimat haben in der Zeit". Darum konnte ihn das kühle Urteil des großen Mannes, der in allem ihm nur die Erfüllung seiner Sehnsucht schien, nicht anders als verwundend treffen. Zu dem rein persönlichen Verhältnis kommen aber noch als sein Urteil bedingende Faktoren das politische und stammliche Element.

Durch Hölderlins gesamte Produktion hört man den Pulsschlag leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, die selbst die Form des Hasses annehmen konnte (Hyperion), und den heißen Wunsch, mit starken Armen das versunkene Land emporzurichten. Dieses Begehren lag zu tief in seiner Natur, als daß er es nicht in anderen auch hätte suchen müssen. Bei Goethe aber konnte er es, zumal in den Jahren 1794 und 1797, kaum erfüllt sehen. Endlich trug auch „der landsmannschaftliche Gegensatz"[1]) sein Teil dazu bei, den Menschen Goethe ihm nicht schnell nahezubringen. Wohl war er von seinem Anblick hingerissen, aber Schillers schwäbisches Wesen blieb ihm doch mehr, an den ihn schon vor der ersten Bekanntschaft das geheime Band dieses fest zusammenhaltenden Stammes schloß.

Goethes Wirkung auf Hölderlins Schaffen kann ich hier nur berühren. Sie ist beim Hyperion durch den Werther, beim Empedokles wohl durch die Iphigenie spürbar, aus der er gerne zu zitieren pflegte[2]). Aus Hyperions Schicksalslied sprechen die Rhythmen der Goetheschen Oden und im einzelnen wohl auch Klänge aus Iphigeniens Lied der Parzen. Ob aber „alle jene" freirhythmischen Oden Hölderlins „unter dem Banne von Goethes ähnlichen Dichtungen" stehen, wie A. Sauer annimmt[3]), ist bei dem einzigartigen rhythmischen Genie des Schwaben wohl zu bezweifeln.

---

1) R. Haym: Die romantische Schule 323.

2) „Lust und Liebe sind Fittiche zu großen Taten." Er schrieb es an seinen Bruder 2. Juni 1796 und Hegel 1791 ins Stammbuch, allerdings ohne sich bewußt zu sein, daß es aus der Iphigenie sei.

3) A. Sauer: Hölderlin 6. 1894.

Auch kann man Hölderlin unmöglich in gleicher Weise als einen Schüler Goethes wie Schillers bezeichnen[1]). Schiller war ihm in der Jugend bewußtes Vorbild gewesen, aber ein Studium Goethes ist nirgends spürbar[2]). Des Meisters lyrische Stimmungskunst weckte höchstens verwandte Klänge in ihm, die sich dann selbständig zu Melodien weiterentwickelten, welche von eigenstem Leben erfüllt waren.

In Hölderlins brieflichen Mitteilungen über Goethe finden sich zwei Stellen, die in allgemeiner Hinsicht für die Stellung der Schwaben zu Goethe bedeutsam erscheinen. Er spricht von seinem „noch lange nicht erloschenen Genie" (s. oben) und fügt hinzu: „man sagte sonst, er sei stolz". Diese Äußerungen veranlassen uns zu Rückschlüssen auf das allgemeine Urteil jener Zeit, dem sie entnommen sind. Hölderlin schrieb den Brief 1795. Damals herrschte noch unbestritten der Klassizismus im schwäbischen Lande, der, wenn auch nur zum kleinsten Teil goethefeindlich, zu einer Verbreitung seiner Werke doch nicht das geringste beigetragen hat. Die Wirkungen dieses Zeitgeistes waren in den nicht literarischen Kreisen noch viel länger lebendig, als Goethes eigene Lebenszeit währte. Noch 1836 sagt Bührlen in seinem Buche über Stuttgart: „Neben der Verehrung des großen Landsmannes, Schiller, läßt sich hier eine ausgebreitete und unverhohlene Abneigung gegen seinen Freund und hohen Geistes-Genossen, Goethe, bemerken. Da Nichtmündige ohnehin keinen Geschmack an dessen reifem Geiste finden, von einem bedenklichen Einfluß auf diese also wenig zu befürchten steht, so bleibt jene Abneigung, die auch den Mündigen diesem Dichter widerrät oder vorenthält, eine charakteristische, auf die Bildung einfließende Erscheinung"[3]). Ohne nun diesem Urteil zu widersprechen, werden wir es auf die Vertreter der Bevölkerung einschränken dürfen, die dem künstlerischen und literarischen Leben fernstanden. Ja, der obige Ausspruch Bührlens ist insofern geradezu gefährlich, weil er dem Vorurteil Raum gibt, als ob die literarische Bildung Schwabens gegenüber der Mittel- oder Norddeutschlands auch damals um zwanzig Jahre zurück gewesen wäre. Daß Weißer sich noch 1821 gegen Waiblinger das Urteil erlaubte, Goethe hätte die Literatur verhunzt, haben wir schon oben als eine singuläre Erscheinung, der das Niveau der literarischen Bildung keineswegs entsprach, gekennzeichnet. Es ist unbedingt zu betonen: in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts war der Klassizismus, wie ihn Weißer, Pahl oder

1) a. a. O. 5.

2) Vgl. Haym 322.

3) Stuttgart und seine Umgebung 217.

Neuffer vertraten, in den Städten keineswegs mehr die dominierende Kunstströmung. 1811 waren schon Kerners „Reiseschatten“ erschienen, 1815 Uhlands Gedichte, Mitte der zwanziger Jahre Hauffs und Waiblingers Werke! In Lohbauers „Hochwächter“ (1830) stand die schwäbische Tageskritik der gemeindeutschen würdig zur Seite, und Pfizers „Briefwechsel zweier Deutscher“ (1831) suchte der dichterischen Bedeutung Goethes kritisch ebenso gerecht zu werden, wie dieser in Mörikes „Maler Nolten“ (1832) eine wunderbare Wiedergeburt im schwäbischen Geiste erleben konnte. In einigen literarisch-gebildeten Kreisen Stuttgarts wußte man aber schon früher Goethes bedeutende Sonderstellung zu würdigen. Als er 1797 die Residenz besuchte, fand er in Rapps Hause und in dem Bekanntenkreise dieses kunstsinnigen Mannes eine verehrungsvolle Aufnahme; und Gustav Schwab erzählt, daß er sich, „damals fünf Jahre alt“, noch wohl erinnere, „wie in seinem Elternhause mit Feierlichkeit die Worte gesprochen wurden: „Heute kommt Göthe zu Onkels [Rapp] und liest vor[1])“. Sulpiz Boisserées Stellung in Stuttgart trug später dann nicht wenig dazu bei, daß in dem mit ihm verkehrenden Kreise der Name seines verehrten Freundes mit Ehrfurcht genannt wurde. Auch Cottas Einfluß tat wohl manches zum größeren Verständnis Goethes, und daß sein Morgenblatt eigentlich nie zum Parteiorgan des antigoethischen Klassizismus wurde[2]), dafür sorgte schon Cotta selbst, der zeitlebens der eigentliche Redakteur dieser Zeitschrift gewesen ist.

Wie bewundernd nun die junge Generation, die in dem Schatten der Romantik aufwuchs, sich zu Goethe stellte, das werden wir im nächsten Abschnitt darzulegen versuchen.

---

1) Schwab: Schiller 493 (Anm.).

2) Daß es zeitweilig zum antiromantischen Parteiorgan wurde, soll natürlich nicht bestritten werden.

III.

Romantik.

1.

Der 1. Januar 1806 sah Württemberg als Königreich. Die Wirkungen dieses Ereignisses waren auch für das geistige Leben des Landes die denkbar größten. Die Macht der Landstände war infolge der Aufhebung der Verfassung gebrochen, und König Friedrich dokumentierte jene neue Gewalt in einer Reihe von Gesetzen, welche die Untertanen zwingen sollten, die Finger von der Politik abzuziehen. Ihr Tun und Treiben wurde aufs strengste beaufsichtigt; das Recht der Freizügigkeit ihnen genommen; Spionage und Sykophantentum überwachten mit Argusaugen jedes Gespräch, ob nicht streng verbotene, politische Ansichten laut wurden; die Universität mußte ihre Sonderstellung aufgeben, und auch die Kirche versuchte der König zu einem Institut zu machen, dessen Sinn sich in der Auslegung des Wortes: „jedermann sei untertan der Obrigkeit", zusammenschloß. So war es natürlich, daß das geistige Leben eine ganz andere Richtung nahm. Es wandte sich dem gefahrlosesten Gebiete zu: der Kunst und Literatur.

Wirklich setzte um dieselbe Zeit, da Württemberg Königreich wurde, eine neue Literatur scharf und sicher ein. 1806 veröffentlichten Kerner und Uhland ihre ersten Gedichte[1]). Im Januar 1807 gründeten sie ihr handschriftliches „Sonntagsblatt" mit sichtlicher Tendenz gegen das Morgenblatt Cottas; 1808 bekundeten sie auch öffentlich ihren direkten Anschluß an die Romantik, indem sie zur Einsiedlerzeitung Beiträge lieferten.

„Ein Mensch, zehn Jahre früher oder später auf die Welt gekommen, muß ein anderer sein." Gerade zehn Jahre nach Bührlen, dem letzten schwäbischen Klassizisten, kam Uhland auf die Welt. Auch Kerner und Mayer waren nur um weniges älter. Es war in der Tat eine andere Generation, die das literarische Zepter mühelos dem Klassizismus aus den Händen rang, die ihr Kunstideal gerade in dem so arg befehdeten Lager der Romantik verwirklicht sah. Damit war ihre polemische Stellung gegenüber den „Plattisten" gegeben, und in jedem Sinne wurde ihr Schaffen eine siegreiche Opposition gegen „die immer stumpfer und brutaler" werdende kleinliche Zeit des absterbenden Rationalismus[2]).

---

1) Im Musenalmanach auf das Jahr 1807.

2) Friedrich Schlegels Jugendschriften (Minor) II, 362, 29.

Doch die Romantik war dem jungen Tübinger Dichterkreis, noch mehr als den Heidelbergern, nur Kunst-, nie Weltanschauung, wie den Frühromantikern in Berlin und Jena. In religiöser Hinsicht standen selbst Uhland und Kerner noch auf dem Boden der Kirche; in ihrer Lebensanschauung aber näherten sie sich dem „tätig-freien" Menschentum Goethes. Es war aus mehreren Gründen selbstverständlich, daß die schwäbische Romantik zu Goethe eine ganz andere Stellung einnahm als der Klassizismus. Die Klassizisten hatten ihn noch sich entwickeln gesehen. Anders die junge Generation. So wie sie Goethe sah, stand er vor der Schwelle des Greisenalters, in vollster Reife, künstlerisch vollendet und, trotz vieler Verkleinerer, als die bedeutendste dichterische Potenz des Zeitalters da. Dem Eindruck dieser mächtigen Gestalt konnte sich die Jugend nicht entziehen. Ferner mußte die kühle Abneigung oder nur geteilte Bewunderung der meisten Klassizisten den Tübinger Kreis zum Widerspruch reizen, ihn veranlassen, die Persönlichkeit Goethes gegenüber dem verstaubten Götzen Klopstock oder den antiken Klassikern auf den Schild zu heben. Sodann übernahm er mit den romantisch-ästhetischen Prinzipien auch gleichzeitig die Verehrung Goethes als ein selbstverständliches Erbgut. Hatte doch für Friedrich Schlegel die griechische und altromantische Poesie in Goethe ihre Synthese gefeiert, war ihm doch „Göthes rein poetische Poesie" als „die vollständigste Poesie der Poesie[1])" und die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Wilhelm Meister als die drei größten Tendenzen des Jahrhunderts erschienen. Die Flammen der Revolution waren erloschen; für Philosophie hegte die jüngere Romantik nur wenig Interesse, aber Goethe stand ihr dafür als ein der nächsten Gegenwart angehörendes gigantisches Vorbild vor Augen.

Es ist in der Tat hier eine unerhört rasche Wendung zu Goethe hin zu bemerken. Daß seine Bedeutung von den jungen Romantikern gar nicht erst diskutiert, sondern als unumstößlicher Faktor übernommen wurde, ist noch nicht das dieser Gruppe Eigentümliche. Denn eine solche allgemeine Stellungnahme sahen wir schon in Conz, ja auch in Haug, wenn er auch innerlich Goethe fernstand, von den jüngeren Klassizisten K. P. Lohbauer, Bührlen, Hölderlin ganz zu schweigen, vorbereitet. Aber während bei Conz, Bührlen, K. Paulus oder Hölderlin in erster Linie persönliche Motive ihre verehrende Stellung zu Goethe bewirkten und im einzelnen sich darum die Urteile und die Art ihres Anteils an ihm streng unterschieden, traten bei den Romantikern zu diesen individuellen Momenten vor allem die ästhetischen. Darum wird ihr Verhältnis zu Goethe viel

1) Athenäum-Fragmente 247.

gleichmäßiger und einander ähnlicher. Denn es fühlten sich die Romantiker (wie auch Kölle und Schwab) in ihren Ansichten von Kunst, Dichtung, ja selbst Leben, der Gedankenwelt Goethes viel näherstehend als alle Vertreter aus der klassizistischen Schule. Sie erkannten oder ahnten jedenfalls, daß sie in ihrer Kunstanschauung, vor allem aber in ihrer Lyrik die größten Anregungen von Goethe empfangen hatten, daß in ihren eigenen Werken gewissermaßen ein Tropfen seines Blutes rollte. Von hier empfängt dann auch die erwähnte Tatsache eine neue Begründung, daß wir bei dieser Generation kaum bedeutende kritische Erörterungen über den Wert seiner Schöpfungen finden. Erst als die Romantik als literarisch-polemische Gruppe in Schwaben nicht mehr bestand und ihre ästhetischen Ideale nur noch „als ein Ingrediens der Poesie fortwirkten" [1]), fing man an, der immer stärker anschwellenden Einwirkung und Bedeutung Goethes gegenüber wieder kritische Stellung zu nehmen; versuchte man sich seine historische ja seine politische Stellung klarzumachen, begann man dem eigentlichen Wesen seiner Schöpfungen denkend und begründend nachzugehen.

2.

Ehe wir zu den schwäbischen Romantikern [2]) Kölle, Kerner, Uhland, Mayer übergehen, müssen wir einen älteren schwäbischen Schriftsteller, dessen historische Bedeutung in gleicher Weise auf diplomatischem wie publizistischem und poetischem Gebiete lokalisiert werden kann, in seiner Stellung zu Goethe betrachten. In seinem Outsidertum an Reinhard gemahnend, gehörte Philipp Joseph von Rehfues in seiner Jugend als später Nachläufer noch dem Kreise der Schelling, Hegel, Hölderlin an und las gleich ihnen voller Eifer die antiken Klassiker und die Jugenddichtungen Schillers. Er selbst gestand die Angehörigkeit seiner Jugendbildung zu dem Geiste des klassischen Altertums ein, wenn er an Simrock schrieb: „Die Generation, der ich angehöre, hat dem Mieder und dem Reifrock und dem Alexandriner näher gestanden als die Ihrige [3])."

Mit den Romantikern stand Rehfues nur in loser Beziehung. In Tübingen lernte er Uhland, in Karlsruhe Mayer kennen, nur die Freundschaft mit Kölle war von längerer Dauer. 1801 verließ er Tübingen und ging nach Italien, von wo er erst Ende 1805 zurückkehrte [4]). Nach

1) H. Fischer: Beiträge I.

2) Streng genommen wäre auch Alexander von Württemberg hierherzurechnen. Er stand dem Freundeskreise nahe, gehört aber doch einer anderen Generation an und kann auch eigentlich kaum als ein reiner Vertreter der schwäbischen Romantik aufgefaßt werden. Das wenige, was von ihm zu sagen war, s. Anhang S. 160.

3) 6. 3. 1843, in A. Kaufmann: Lebensbild Ph. J. v. Refues' 211.

4) Erst am 8. Sept. 1806 nahm er dauernd in Tübingen Wohnung.

kurzem Aufenthalt in der Heimat reiste er schon im Oktober 1807 nach Frankreich und Spanien. Aber die Studien in italienischer und spanischer Literatur, die eine Reihe von Übersetzungen zutage förderten, lassen ihn sich doch wieder dem romantischen Ideenkreise nähern. Indessen Rehfues bleibt „eine exklusive Erscheinung in der Literatur“[1]). Denn seine drei großen Romane endlich zeigen Einflüsse Walter Scotts auf. Für uns kommt nur der junge Rehfues in Betracht. Was wir von seiner Stellung zu Goethe wissen, fällt in die Wende des 19. Jahrhunderts.

Das Fragment einer Selbstbiographie, aus der Alexander Kauffmann längere Abschnitte veröffentlicht hat[2]), bietet das hauptsächlichste Material.

Auf Rehfues' eifrige antike Studien hat wohl Seybold starken Einfluß ausgeübt, der einzige Lehrer, dessen er in seiner Biographie dankbar gedenkt. Kein Wunder, daß seine Jugendlektüre, auch was die deutschen Dichter betraf, zunächst von klassizistischen Gesichtspunkten aus diktiert ist. Sturz, Lessing, Winkelmann, Herder und besonders Wielands Prosaschriften übten den größten Einfluß auf den jungen Studenten aus. Erst die politischen Ereignisse von 1796, die Siege der Franzosen, Moreaus Eindringen in Württemberg, die „neuen Ideen“, die sich verbreiteten, rissen ihn in andere Bahnen, ließen ihn sich für den republikanischen Westen begeistern, um, bald darauf wieder ernüchtert, zu kühlerer Beurteilung umzuschwenken. Da regten die Xenien Goethes und Schillers die literarische Welt auf. Diesen zwei Dichtern wandte er nun sein ganzes Interesse zu. „Und schlugen auch G o e t h e und S c h i l l e r das Herz und den Geist jeder auf seine Weise an, so fiel doch niemand ein, zu fragen, welcher von beiden Dichtern der größere sei.“ „Niemand dachte an Kritik, an Vergleichung, an poetische Schulen“[3]). Für die junge Generation, die froh wie die Kinder im bekannten „Wielandschen“ Gartenhaus die Dichter las, hatte dieser Ausspruch zweifellos Berechtigung. „Unter dem Eindruck einer romantischen Umgebung . . . lasen wir zum ersten Mal die Braut von Korinth. Tief erschüttert durch das herrliche Gedicht konnten wir uns doch nicht über einen wesentlichen Punkt desselben verstehen. War die Braut ein abgeschiedener Geist oder war sie eine zur Klausur gezwungene Christin? Darüber stritten wir uns; und im Augenblick, wo ich dieses niederschreibe (August 1843) ist es mir, als ob sich noch immer darüber streiten ließe“[4]).

1) Kaufmann a. a. O. 100.

2) In Hillebrands „Italia“ und i. Müller Zs. f. prß. Geschichte u. Landeskunde 1881.

3) Rehfues in Müllers Zs. (Lebensbild) 99.

4) a. a. O. 100.

Wir sehen: der jugendliche Enthusiasmus hatte gegenüber dem eindringenden Verständnis noch durchaus die Oberhand. Für die originelle Ansicht des alten Rehfues aber, daß sich noch immer über den Sinn der Ballade streiten ließe, ist wohl der wahrscheinlichste Grund, daß ihm Goethes Gedicht im einzelnen nicht mehr gegenwärtig war.

Von unberechenbarer Wirkung auf seine Zukunft, wie auf die Erweiterung seines geistigen Horizontes, ward für Rehfues die italienische Reise (1801—1805). In Livorno entstand der Plan zur Gründung eines „Almanachs für Italien". Aus Goethes Wilhelm Meister, der ihm gerade zur Hand war, wählte er den Verleger Unger. In Rom machte Rehfues die „eigentümliche, aber nicht uninteressante Bekanntschaft" einer recht lebensfrohen Italienerin, die nach „Versicherung seines Freundes" Goethes Faustina gewesen sein soll[1]). Im Hause des Grafen v. Moltke hörte er Goethes natürliche Tochter vorlesen, über die er am 14. Januar 1804 an Tscharner schreibt: „Ich halte sie für das studirteste Stück von Goethe und darum für das, woraus sich am meisten lernen läßt. Es ist außer der poetischen Politur erstaunlich viel Lebensweisheit darin, und wer sich gern an Sprüche und Sentenzen hält, der findet ein reiches Feld darin. Aber kalt, muß ich gestehen, hat mich das Stück gelassen"[2]).

Als Rehfues von seinen Reisen 1809 wieder nach Süddeutschland zurückkehrte, begann für ihn „eine neue Periode literarischer Tätigkeit" mit der Herausgabe der „Süddeutschen Miscellen für Literatur, Kunst und Geschichte", deren Leitartikel Rehfues meist selber verfaßte. Das literarische Credo ist unbestimmt. Wohl waren Haug und Weisser Mitarbeiter, aber die Romantik kam mindestens in gleicher Weise zum Wort. Das überaus starke Interesse für die altklassische Dichtung ist so gut wie ganz verschwunden, dagegen ist die Begeisterung für Schiller, zumal den Don Carlos[3]), unverkennbar. Aber auch Kerners Reiseschatten, sowie die beiden Hauptleute von Fouqué und andere Schriften der Spätromantik erhalten freundliche Rezensionen, und Weimarer Korrespondenzen melden hin und wieder von Goethe[4]). Im allgemeinen tritt auch hier sein Name hinter dem des populären Schiller weitaus zurück. Wohl wird er zwischendurch zitiert oder im Zusammenhang mit anderen erwähnt, doch die Bemerkungen, welche auf die Stellung Rehfues' zu Goethe bestimmte Schlüsse

1) Italia 236. Lebensbild 136.

2) Im Lebensbild 135.

3) Miscellen 1813, 24.

4) Besonders 1812, 246 v. 13. Juli: Goethe befinde sich in Karlsbad und hätte die Kaiserin von Frankreich mit einem Gedicht begrüßt, „welches die neueste Politik, als Kampf um Wasser und Land dichterisch darstellt". Weiterhin 1813, 112.

ziehen lassen, sind recht gering an Zahl. In dem humorvollen Artikelchen „Was ich täte, wenn ich wieder jung wäre“ sagt Rehfues „Ich läse keinen andern Dichter als Homer, Horaz, Shakespeare, Cervantes, Göthe und Schiller“ [1]), woraus sich wohl seine Einschätzung der Totalität des Meisters am klarsten erkennen läßt. Auch ein Hinweis auf Goethes „Leben und Dichtung“ [!] gedenkt seiner Bedeutung durchaus verehrungsvoll [2]). Im einzelnen wird uns Rehfues' Goethekritik nur noch aus einem langen Aufsatz über „Torquato Tasso in Rücksicht auf Göthes Drama dieses Namens“ [3]) ersichtlich, wenn er auch auf das Schauspiel direkt nicht viel zu sprechen kommt. Nach einigen Einleitungsworten über den historischen Tasso fährt er fort: „Göthe hat den Charakter dieses Mannes überdies in seinem Tasso so schön entwickelt, daß die Feier, welche ihm dadurch unter uns geworden ist, ihn uns gewissermaßen zuspricht.“ Er geht nun auf die Lebensgeschichte des Dichters bis zu seinem Auftreten in Ferrara ein und sagt: „Diese Verhältnisse sind wohl am schönsten in Göthes Gedicht dargestellt, und was ihnen an völliger Richtigkeit gebricht, mag wohl nicht leicht durch die Geschichte ersetzt werden.“ Denn schon damals wären sie ebenso oft gemißdeutet worden, wie später von Goldoni. „. . . Auch Antonios Charakter ist bei Göthe'n mehr in der Poesie als in der Wirklichkeit gegründet . . .“ Ausführlich verbreitet er sich dann über diesen Konflikt in Tassos Leben, erzählt anschaulich seine Schicksale und hält sich bei der Charakteristik seines Wesens fast nur an Goethes Verse, die er ausführlich zitiert. Seine mystisch-spiritistischen Neigungen, die bei diesem tatenfreudigen Weltmanne keineswegs fehlten, verraten sich in der ausführlichen Erörterung der Geisteshalluzination, die Tasso begleitet haben soll. Seine Schlüsse sind vorsichtig und klug. Schon hier zeigt sich der interessante Gestalter.

Rehfues' fernere Auslandsreisen hatten seine Interessensphäre ungeheuer erweitert und ihn davor bewahrt, auch literarisch an der Doktrin des schwäbischen Klassizismus festzuhalten. Trotz seiner Mitarbeit an Cottas Morgenblatt wußte er sich solchen Einflüssen gut zu entziehen. Wie lose andererseits seine Berührung mit der Romantik war, deuteten wir oben an. Seine Stellung zu Goethe zeigt sonach das Bild, daß er ihn nicht unter der Anschauungsweise einer bestimmten literarischen Schule beurteilte, sondern als Mensch und Künstler, bewegt von dem Geiste der großen Persönlichkeit. Rehfues hat zu jeder Zeit die Persönlichkeit als

---

1) Miscellen 1811, 109.
2) a. a. O. 1812, 154.
3) 1812 Nr. 53, 54, 55.

das höchste Glück der Erdenkinder erkannt. Wie Friedrich Schlegel stolz war auf die „Fähigkeit, das Vollendete, das ihm entgegen ist, anzubeten", so wurde auch Rehfues' Ton stets warm und voll, wenn er bewundernd vor echter Größe stand, ob sie nun seines Glaubens war oder nicht: Die Helden der Revolution wichen Napoleon, dessen Verehrung noch in seinen Miscellen-Aufsätzen[1]) nachzitterte, ob er gleich als ein echter Patriot „freudig die neue Aera[2])" begrüßte. Unter diesen Bedingungen mußte er auch Goethe mit anderen Augen ansehen als seine klassizistischen Landsleute. Mag ihm Schiller immerhin des ersten Platzes würdig geschienen haben, den zweiten hätte er unbedenklich Goethe eingeräumt.

Friedrich Kölle, der seinem Freunde Rehfues auch einen warmen Nachruf schrieb[3]), trat 1806 als Obertribunalprokurator in Tübingen in Verkehr mit dem Romantikerkreise, veröffentlichte auch eigene Gedichte in ihren Almanachen und kann ihrer Gruppe, wenn auch lose, angereiht werden. Seine Beziehungen zum Geiste der Romantik sind nicht stark, aber doch vorhanden und für seine Stellung zu Goethe nicht unwesentlich. Dante erscheint ihm „unerreicht", „ein Revolutionär der großartigsten Weise"[4]). Seine echt romantische Liebe zur Vergangenheit um der Zukunft willen erfreut sich an dem neu erwachenden Interesse für die Kunstwerke des Altertums, „die Riesenwerke des Mittelalters[5])" und der historischen Forschung. Wie bei Rehfues herrschen aristokratische Neigungen vor und verknüpfen sich mit einer Sympathie für geniale Individualitäten. Aber im Gegensatz zu Rehfues belächelt er mit überlegenem Behagen die Zeit gepuderter Perücken, die rationalistischen „Zeiten vorsündfluthigen Zustandes"[6]); und selbst eine leise romantische Sympathie mit der „schönen ergreifenden Form" des katholischen Gottesdienstes[7]) ist nicht zu verkennen. Sein Stil ist unparteiisch, kühl, beobachtend, leidenschaftslos und im ruhigen Rhythmus des Erzählertons an Goethes Prosa geschult. Im übrigen haben wir hier ein ähnliches Bild wie bei Rehfues. Die publizistische Begabung überwog die poetisch-lyrische[8]); seine Lebens-

1) Welche Aufsätze aus Rehfues' Feder stammen, ließ sich allerdings nicht immer feststellen.

2) A. Kaufmann.

3) Nekrolog in der 2. Beilage d. Augsb. Allg. Ztg. 1843, 301.

4) Einige Anliegen Deutschlands I, 51.

5) a. a. O. II, 253 u. a. m.

6) a. a. O. II, 94.

7) a. a. O. I, 207.

8) „Seinen näheren Freunden gestand er oft, er habe in sehr früher Jugend einen Roman drucken lassen" (Nekrolog 606). Sein poetischer Nachlaß (Marbach) gab keinen Aufschluß darüber.

tätigkeit fiel ins Gebiet der Diplomatie; weite Reisen[1]), die ihn immer wieder aus dem heimischen Kreise entfernten, hatten auch auf seine Anschauungen bedeutsame Wirkungen ausgeübt. Von besonderem Einfluß war 1806 Rehfues auf ihn gewesen, der um die Zeit nach Tübingen kam und lebhaft mit Kölle verkehrte. In die „Süddeutschen Miscellen" lieferte er darum manchen Beitrag; unter anderem auch den für seine Stellung zu Goethe wichtigen Aufsatz: „Der 14.—18. Oktober 1813 in Leipzig"[2]). 1840 druckte er ihn abermals in der „Deutschen Pandora" ab als „Erlebtes aus dem Jahr 1813".

Kölle schilderte darin die Stimmung in Deutschland nach dem russischen Feldzug. Das öffentliche Interesse schien ihm in dem bedeutungsvollen Jahr ganz den politischen Ereignissen zugewandt, „und auch die Unbeteiligten schauten mit bangem Herzen auf das Kommende hin, sodaß die Anteilnahme an Kunst und Wissenschaft doch im Vergleiche zu stilleren Zeiten abgenommen hatte und man mit einer gewissen nervösen Unruhe dem Zeiger der Weltuhr zusah." In Bayreuth besuchte Kölle Jean Paul[3]), und als der König sich nach Lützen an Napoleon anschloß, war das Los des Gesandtschaftssekretärs, „nach Dresden, in die Mitte der inneren Linie zurückzukehren." In Teplitz traf Kölle zu seiner Freude die Familie Körner an, „deren Güte meinen früheren Aufenthalt in Dresden so sehr verschönt hatte. Sie waren dem Kriegsgetümmel ausgewichen. Kaum hatten wir uns über das seither Erlebte auf das Laufende gesprochen, so erschien Göthe, welcher aus gleichen Ursachen sich dem altbefreundeten Badeorte zugewendet hatte. Sei es, daß Zeit und Umgebung ihn milder stimmten, oder daß meine Verbindung mit Hebel ihn für mich einnahm, ich fand ihn herzlich, sehr liebenswürdig, und bei weltmännischer Gefügigkeit nichts weniger als greisenhaft. Von Hebel kamen wir auf Sebastian Sailer, und da er den Sturz Luzifers nicht kannte, sich aber an Einzelheiten, welche ich ihm daraus erzählte, höchlich ergötzte, so hatte dieses erste Zusammentreffen die Folge, daß ich nach meiner Rückkehr in die Heimath thätig nach Sebastian Sailers Nachlaß forschte, und daß dieser ziemlich vollständig, und von einer Lebensbeschreibung begleitet, erschienen ist. Aber wie ein Sonnenblick durch düstre Wolken nur die Dunkelheit der Schatten und Contraste erhöht, so wirkte der heitere Abend im Kreise so lieber und ausgezeichneter Menschen bei Fortsetzung der Reise wahrhaft

---

1) Von 1806—1817 allein war er wechselweise in Paris, Haag, München, Karlsruhe, Dresden, Rom.

2) Miscellen 1813 Nr. 94 ff. und Deutsche Pandora I, 207 ff.

3) K. hatte sich Jean Paul gegenüber als Adjunkt des Rheinischen Hausfreundes angekündigt.

tragisch auf mich. Unter dem hörbaren Donner der Schlacht bei Bautzen fuhr ich über die Thalebene"[1]).

Im gleichen Aufsatze, wie auch in einer späteren Abhandlung gedenkt Kölle der Weimarer Theaterleitung Goethes[2]); wie er ihn überhaupt gern verehrend erwähnt und häufig in Ansehung seiner Autorität zitiert[3]). Er zeigt sich mit Goethes Werken vertraut; Götz wie Dichtung und Wahrheit oder manche wissenschaftlichen Schriften hat er gelesen und zieht des Meisters Urteil oft noch unterstreichend und steigernd bei der „zweckmäßigen Pflege der schönen Künste in Deutschland" heran.

Ein Jahr nach Goethes Tode schrieb Kölle sein „Rom im Jahre 1833", wobei „ihm Goethes Schilderung als unerreichtes Ideal vorschwebte"[4]). Und an anderer Stelle sagt er: „Oft ist man versucht, die ewige Stadt mit Lili[th] in Goethes Faust zu vergleichen. Jeder Angekommene findet in ihr seine Geliebte, alle eine einzige . . ."[5]). Ein anderes Mal wendet er sich gegen Goethes Auffassung vom „Ballonspiel" im Amphitheater Correo, da dieser wünschte, daß es im Amphitheater Veronas gegeben würde. „Nicht nur gehört eine hohe Mauer zum Anspielen, sondern die Bälle würden bei jeder andern Anordnung des Lokals den Zuschauern an die Köpfe fliegen . . ." Man ersieht hieraus schon die peinliche Genauigkeit der Beobachtung. Er möchte nichts übersehen und hat insofern von Goethe gelernt, als er bei dem Einblick ins einzelne doch bestrebt ist, den Blick über das Ganze nicht zu verlieren. — Sein historischer Sinn überblickt an anderer Stelle freudig die deutsche Altertumsforschung und das lebendige Interesse für die Schönheit vergangener Zeiten. Da gedenkt er des Meisters: „Goethe steht auch in dieser Beziehung wie ein Koloß vor uns, welcher mit einem Fuß der Vorwelt angehört, und mit dem andern keck die Fluth der Revolution überschreitet. Welche Zeiten liegen zwischen seinem ‚Erwin von Steinbach' und seinen Heften ‚über Kunst und Alterthum'! Wie sein Volk ist er ein ganz anderer geworden, und doch derselbe geblieben. Nur hat sein Volk im Alter nicht tausendfach, was es in seiner Jugend sich wünschte. Er aber hatte es[6])!" Doch nicht allein aus Kölles Überzeugung von der notwendigen sorgfältigen Pflege des Altertums[7]) oder aus seinem Verhältnis zur Romantik läßt sich der jedem Überschwang

1) a. a. O. 213.

2) a. a. O. 216/7 u. Anliegen II, 275.

3) Besonders Anliegen II, 3, 36, 195, 83, 123, 199, 205, 206 f., 210.

4) Vorrede III.

5) a. a. O. 151.

6) Anliegen II, 253.

7) a. a. O. 254.

ferne, aber warme Klang seiner Stellungnahme zu Goethe erklären, sondern erst im Zusammenschluß mit seiner Persönlichkeit erkennen wir ihn als rein und notwendig. Denn so weit war Kölle Schwabe, daß er hinter einem großen Namen immer wieder auf die Züge dessen schaute, der ihn trug. Suchte er aber nach der Gesinnung, der beständigen, in Goethes Schöpfungen, so konnte er in ihnen leicht seinen eigenen Wahlspruch wiederfinden: „Einheit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhaften, Milde in Allem."

3.

Phantastischste Romantik und gut schwäbischer Wirklichkeitssinn verschmolzen in Justinus Kerners Gestalt zu einem Charakter von erstaunlicher Konsequenz. Wie die Absplitterungen eines Kristalls sich in der gleichen stereometrischen Form des Mutterblockes darstellen, so trug auch die geringste Äußerung der Kernerschen Natur den vollen Stempel seines Charakters. Das gibt seiner Stellung zu Goethe ihr klares Bild, ihre unverkennbare Eigenart. Kritische Äußerungen über Goethes Schöpfungen finden wir überhaupt nicht. Denn Kerner war eine durchaus unkritische Natur, wie er durch und durch unphilosophisch war. Er wird nicht einmal viel von Goethe gelesen haben, denn in seinem ungeheuren Briefwechsel finden wir unverhältnismäßig wenig Bemerkungen über die Lektüre Goethes. Wohl bittet er am 3. August 1810 Rosa Maria Varnhagen[1]) um ein paar Bücher, die ihm besonders lieb seien, darunter sich auch der Faust befand, während die Bemerkungen über Kunst und Altertum eine eigene Lektüre der Hefte sehr fraglich erscheinen lassen[2]); er spricht im Gegenteil in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" davon, daß ihm in späteren Jahren neben der „Verskunst" nur noch das Studium der Natur die liebste Beschäftigung blieb; „am frühen Morgen und in späten Nächten las ich noch immer naturgeschichtliche Bücher. Romane las ich nie mehr"[3]). Und aus seinen letzten Lebensjahren, wo er der Erblindung immer mehr entgegenging, heißt es: „Das Vorlesenlassen von Büchern und wären es auch Gedichte, will mir weniger munden." Noch viel weniger aber war Kerner ein Politiker oder Gelehrter; darum konnte Goethes kühle Stellungnahme zu den

1) Wenn nicht anders bemerkt, stammen die Zitate aus dem handschriftlichen Nachlaß im Sch.-Mus. Marbach.

2) 10/3. 1820. „Gestern waren Louis P. Bruckmann und Dörr bei mir. Es freut mich, daß Göthe der Bruckmännischen Medaillen in dem 2t b 2t Heft über Kunst und Alterthum rühmlichst erwähnte. Das muntert ihn auf!! . . . Göthe soll nächstens nach Stuttgardt kommen. Wahrscheinlich handelt er dann später die Stuttgardter Künstler in s. Kunst und Alterthum ab."

3) Bilderbuch 371.

mächtigen Zeitereignissen ihm weniger eigenartig erscheinen. Und Uhlands ein wenig ärgerliche Bemerkung an Varnhagen (1817): „Kerner ist nicht zum Politiker geschaffen; er ereifert sich wie ein Mädchen, über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt ist und sich leicht geben würde"[1]), findet ihr drastisches Pendant in Kerners Ausrufen: „O wäre doch nie diese Politik über die Welt gekommen!!" und „Die ganze Politik ist ein Saudreck! Glaubts[2])!" Schließlich möchte ich auch in der empörten Abwehr der Julirevolution 1830 und der Februar- und Märzrevolution 1848, denen er die schlimmsten Folgen prophezeite, eher ein Zeugnis für die politische Unfähigkeit des sonst weitherzigen Mannes sehen[3]). Seine Antipathie gegen Gelehrsamkeit und exakte Wissenschaft ist ebenfalls bekannt.

Allein zwei Kräfte in Kerner, die ihn ganz und gar beherrschten, motivieren und formulieren positiv seine Stellung zu Goethe: Poesie und Dämonismus. Der Poet in ihm fühlte sich schon in Ludwigsburg durch Goethes Lieder gepackt. „Conz sorgte für Schillers neueste Tragödien, für Klopstocks, Höltys, Matthissons, Salis' Gedichte: Goethes Werke lernte ich erst etwas später kennen"[4]). Aber doch noch früh genug. Denn er teilt Gedichte aus dem Jahre 1800 mit und fügt selbst hinzu, daß man in ihnen noch Anklänge an Klopstock, Hölty und Goethe finden würde. Wenn Kerner aber, wie uns erzählt wird, im Herbst 1807 beim Besteigen der Achalm ein junges Mädchen, das ihm allzu ernst und trübsinnig zu sein schien[5]), mit dem Zitat ansprach: „Wie kommts daß Du so traurig bist . . .[6])" so beweist auch das eine Vertrautheit mit Goethes Gedichten, die allerdings mit der romantischen Liebe für das Volkslied eng verschwistert war. Der Einfluß Goethes ist auch in späteren Poesien nicht ganz wegzuleugnen. Joseph Gaismaiers Hinweis scheint mir zweifellos berechtigt, daß der Felix in den „Reiseschatten" stark an den Friedrich im Wilhelm Meister erinnere; in gleicher Weise gemahnen die Gaukler an einzelne Figuren des Romans, zumal aber das braune Mädchen, das den Körper so verrenken kann, an Mignon[7]). Für Kerner, dem die geringste Erscheinung in der Natur

1) Uhlands Briefwechsel (Hartmann) II, 33/4.

2) 9. 2. 1849 und 12. 9. 1849.

3) Denn daß ausgerechnet Kerner schon damals die gefährlichen Widersprüche in der Julirevolution erkannt hat, ist gewiß nicht anzunehmen.

4) Bilderbuch 285.

5) Sein späteres „Rickele".

6) Aimé Reinhard 6, ebenso Marie Niethammer: Justinus Kerners Jugendliebe 1. Das junge Mädchen hätte mit der zweiten Strophe des Liedes geantwortet.

7) Jos. Gaismaier: Kerners Reiseschatten 111. Wie verschieden sind aber diese Figuren in Geist und Ton der Behandlung von denen Goethes!

zum poetischen Erlebnis wurde, mußte Goethes Lyrik ein Ereignis sein, an dessen Bedeutung er als tiefempfindender Dichter, aber auch als Romantiker, nicht zweifeln konnte. Daß ihm aber die Größe Goethes noch über aller romantischen Dichtung stand, läßt sich auch aus der Briefstelle lesen, wo er sagt, daß nun, nach Goethes Tode, ihm Tieck der erste Dichter Deutschlands schiene[1]). Poesie und Dämonismus! Der Geisterseher Kerner, der an Teufel und Gespenster „von Grund seines Herzens glaubte“[2]), spiegelte diesen Zug seines Wesens auch in der einzigen größeren Äußerung über Goethe wieder, die wir haben. Er schreibt am 8. September 1836 an Sophie Schwab: „Im Fall Du noch nicht Eckermanns Gespräche mit Goethe gelesen, so thue es doch. Es ist ein herrliches Buch. Sie sollen nur nicht über den Goethe schimpfen. Von Uhland hat er ja da ganz ordentlich gesprochen und über seine Politik ganz wahr. Mit der Farbenlehre ging es ihm ganz wie [mir] mit der Geisterlehre . . .“

[„Wenn nur die Menschen, fuhr Goethe fort, das Rechte“ bis „verloren hat“ und „Wir wollen uns nur im stillen auf dem rechten Wege forthalten“ bis „beste“[3]).] „Was ich von der Farbenlehre meine ist dieses: „„Wir sprachen von der Farbenlehre, und daß gewisse deutsche Professoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrtum zu warnen. ‚Es that mir nur um manchen guten Schüler leid‘ sagte Goethe, ‚mir selbst aber kann es völlig einerlei sein; denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu leugnen und auf die Seite zu bringen sein‘““[4]). Das kann ich von meiner Geisterlehre — oder vielmehr von meinem Geisterglauben: denn eine Lehre habe ich nicht — auch gerade so sagen Goethe hätte wohl an keinen Geist geglaubt, — aber rein nur aus Angst und widrigen Gefühlen, welche bei sehr vielen Menschen diesen Glauben gerne abschütteln.“

Wäre Goethe noch am Leben, so würde er zu ihm reisen und ihm sein „Wissen von jenen Phänomenen als Problem vortragen“, worüber er denn doch nachdenken müßte. „Er war Forscher, und ich meine das in höherem Grade als er Dichter war. Er sagte von sich selbst: — er sei nicht dämonisch — ich kann mir aber keinen Dichter denken, der nicht dämonisch ist, und ich glaube auch wirklich, daß er nicht dämonisch war und das — fehlte ihm. Man muß freilich wissen, — was man

1) Kerners Briefwechsel II, 194 im Mai 1841.

2) 12. Dez. 1834.

3) Siehe Eckermann ed. Houben 189.

4) a. a. O. 383.

unter dämonisch versteht, er schien mir nur wie halbes Gefühl davon zu haben, nach dem wie er sich darüber ausspricht[1]). Eine solche Selbständigkeit, wie Goethe hatte, ein solches Ego sum kann nur ein Dämon haben, der kein Dämon ist. Man wird mich nicht recht verstehen. Mit Inspiration ist es nur annähernd ausgedrückt — also ich meine er war kein inspirierter Dichter. — Er war aber ein erstaunlich umfassender und naturforschender Mann, und er hätte mir durchaus noch in die Gespenster beißen müssen. Er lachte zwar über ähnliche Bestrebungen Lavaters und Stillings: diese hielten ihm aber nicht die rechte Seite für ihn vor, nur die religiöse, für die er nun einmal keinen Sinn hatte. Als Naturforscher und Forscher des Lichts (der Farben) hätte man ihn in eine Sackgasse führen können, in der er auch gewiß sehr rechtfertigende Geständnisse hätte ablegen müssen[2])".

Der Brief ist in seiner sprunghaften Logik und seinen Paradoxien echt kernerisch. So scheint die Ansicht, daß Goethe kein inspirierter Dichter gewesen sei, geradezu Unsinn. „Um Mitternacht wohl fang' ich an, spring aus dem Bette wie ein Toller" ist schon genug Beweis für das Inspirative seines Schaffens, wenn auch noch nicht für etwas Dämonisches. Was verstand Kerner unter Dämonismus? Es ist nicht bestimmt zu beantworten. Doch wir können glauben, daß seine Ansicht vom Dämonischen eine Verplattung des Goetheschen Begriffes insofern war, als er spiritistische und gespensterhafte Ingredienzen in die Vorstellung von der durch keinen Verstand analysierbaren, momentan wirkenden Daseinsfülle im Menschen und in Begebenheiten[3]) einmischte. Er glaubte zu sehen, wo Goethe Unsichtbares stumm verehrte. Angewandt auf Goethes Werke hätte Kerner nun das Dämonische im Orest oder in der Ottilie oder manchen Gestalten der Walpurgisnächte entdecken müssen. An die Gestalten denkt er aber im Augenblick nicht. Er hat ja momentan nur die Persönlichkeit des Dichters vor Augen, die ihm zu bewußt, zu klar, zu taghell den Dingen der Welt

---

1) a. a. O. 273: „Das Dämonische", sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen." Mephistopheles hätte keine dämonischen Züge; „er ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft . ." 375: „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt. (Friedr. Schlegel: Das „heilige Mysterium" der Urpoesie, das als „Glanz" und „Schimmer" in allem Sein lebendig ist. Minor II, 340/26.) In anderen Fällen deckt Goethe das Dämonische mit künstlerischer Inspiration.

2) Bw. II 108 ff.

3) Nach Goethe erschiene das Dämonische auch in Begebenheiten und würfe sich gern an bedeutende Figuren. a. a. O.

gegenüberzustehen schien. Wohl war Goethe ein Dämon, wenn man die bestrickende Macht seiner Persönlichkeit bedachte, aber das „Ego sum“ seines Wesens schien dem wahrhaft dämonischen Geleitetwerden, dem halb im Dienste unbekannter Kräfte schaffen, wie Kerner es sich dachte, direkt zu widersprechen. Solchen Gesamteindruck hatte Kerner von Goethe. Er konnte nicht richtig sein, da es in Kerners Natur nicht lag, gedanklich-systematisch in das innerste Wesen eines Menschen oder eines Problems einzudringen. Nun erzeugte diese Vorstellung von Goethes Totalität und ihrer stets selbstbewußten und wissenden Stellung zur Welt weiterhin den Gedanken, daß ein solcher Mensch nicht inspiriert schaffen könne. Inspiriert wieder im Sinne Kerners, bei dem zum Schaden seiner Poesie künstlerisches und menschliches Erleben stets zusammenfloß, während Goethes hohe künstlerische Einsicht beides meist als sehr verschieden wohl zu trennen wußte. Kerner wurde in der Produktion völlig von seinem Gegenstand beherrscht. Goethe wartete erst, bis er ihn beherrschte. Wie sollte andererseits Kerner aber auch einen inspirierten Dichter mit dem „naturforschenden Mann“ zusammenreimen, er, dem exakte Wissenschaft und Poesie so unvereinbare Gegensätze schienen! Doch gerade von der Seite der Forschung hatte Kerner seinerseits gewünscht, dem Ungläubigen mit seiner Geistertheorie zuleibe gehen zu können, da er für die Verschmelzung von Geisterglaube und Religion ja keinen Sinn zu haben schien. Das Passive in Kerners Stellung zu Goethe scheint aus diesem Brief klar zutage. Er suchte den Meister nicht, war ihm doch seine Größe bedingungslos feststehend, aber was von ihr gerade auf ihn stark einwirkte, das fing er auf und machte es sich nutzbar. So weist er auf Goethe noch einmal hin, im Zusammenhang mit Lord Byron, als ein Beispiel für das zweite Gesicht des Sich-selbst-sehens und denkt dabei an die bekannte Halluzination beim Verlassen Sesenheims [1]). Eine andere Goetheerwähnung, daß er zum 18. Oktober 1814 ein Schauspiel gedichtet haben soll und den Faust auf Beethovens Ersuchen fürs Theater bearbeitet habe, ist im Grunde ebenso bedeutungslos wie das bekannte Gedicht „Die schwäbischen Sänger an Goethe“, wo er neben dem großen Lyriker auch jedem andern „Vogel“ im Wald das Recht einräumt, „aus eigenem Schnabel zu singen, was halt ihm aus dem Herzen springt“, denn eine schwäbische Schule gäbe es nicht.

Auch bei Ludwig Uhland müssen wir, um den Charakter seiner Äußerungen über Goethe zu motivieren, die Eigentümlichkeit seiner Individualität um Rat fragen.

1) Bw. II 242.

Was uns aus Uhlands eigener Feder an kritischen Bemerkungen über ihn vorliegt, ist so wenig als möglich; es wird ergänzt, durch einige Berichte Notters und Schölls, die zum wichtigsten Teile nur bestätigen, daß es des Dichters Wesen widersprach, da zu urteilen, zu kritisieren, wo es nicht durch die Situation unbedingt gefordert wurde. Und so bleiben eigentlich die deutlichsten Dokumente über Goethes Persönlichkeit und Kunst doch die zwei Gedichte von 1829 und 1849, worin man den Klang aufrichtiger Verehrung voll und rein hören kann. „Strenge Gesetzlichkeit war sein Wesen, Haß aller Willkür, Haß des chaotischen Geschreis [1])"; es war rastlose Arbeit, vornehmste Selbstbeschränkung und Selbstzucht. Alle diese Züge — das eigentlich Grundlegende und Unzerstörbare einer Persönlichkeit — mußte sein verständiger Sinn auch in Goethe sehen. Aber auch ein warmes Heimats- und Nationalgefühl war sein Wesen, ein unbedenkliches Sichunterordnen unter die gemeinsame Sache, wenn ihm Großes auf dem Spiele zu stehen schien, ein republikanisches, halb demokratisches, halb aristokratisches Empfinden, und eine ebenso stolze, wie im Auftreten ängstliche Bescheidenheit, die allem Subjektivismus scheu aus dem Wege ging. Alle diese Züge fand er bei Goethe nicht. Darin schien die mächtige, subjektivistisch stolze Individualität, die Kerner auf die Formel „Ego sum" gebracht hatte, ihm jäh zu widersprechen. Diese feinen Diskrepanzen, die der Schwabe und der Mensch in Uhland wohl herausspürte, löste der Dichter in ihm auf, der in der lyrischen Kunst Goethes vom romantischen wie vom naivgefühlsmäßigen Standpunkt einen Gipfel poetischer Kraft sah. In seinen „unsterblichen Gesängen" wurde er ihm zum „Nationaldichter", der so überaus „vertraut mit ächtteutschen Mythen, mit Volkspoesie usw." war [2]). Es war „objektive, allereinfachste Poesie", die ihm hier mit der gleichen ursprünglichen Kraft wie im Wunderhorn zum Ausdruck zu kommen schien [3]). So wird Notters Annahme, daß Uhlands ausgesprochener Sinn für das nationale Element in aller Poesie [4]) ihn schon in früher Jugend mehr zu Bürger als zu Schiller und Goethe hingezogen hätte [5]), durch Uhland selbst in Frage gestellt. Auch die zweite Äußerung Notters ist nur mit Vorsicht zu benutzen, Goethe und Schiller hätten ihn „in jener Zeit des poetischen Bewußtwerdens und so überhaupt während der ganzen vorangegangenen wenig berührt . . . eher sei ihm Bürger als Dichter vor der Seele geschwebt, im Allgemeinen aber hab'

1) F. Th. Vischer: Kritische Gänge N. F. 4, 128.
2) Uhlands Briefwechsel I, 88. (29. 1. 1809).
3) a. a. O. 10.
4) Vgl. dazu Karl Mayer: Uhland-Album 8.
5) Notter: Uhland 125.

er als Knabe bei dem Gedanken an Poesie nur die antiken Poeten vor Augen gehabt . ."[1]). Diesem Ausspruch widerspricht augenscheinlich eine andere Äußerung Uhlands[2]), eigentlich nur von Goethe beeinflußt worden zu sein. Immerhin werden die Zeiten zu unterscheiden sein. Auch hat ihm Bürger keinesfalls näher gestanden als Goethe[3]), dessen Poesie nicht wenige verwandte Züge mit der Uhlands aufweist. Trotzdem darf man von einer durchgängigen Beeinflussung natürlich nicht sprechen. Finden wir doch die ganze Spätromantik „mit vollen Zügen aus der rechten Quelle, der Goetheschen Lyrik, reine Nahrung schöpfen"[4]). Man kann sagen, daß Goethe an die Stelle der antiken Poesie getreten war. In ihm fand auch Uhland das „einfach Erhabene" der Alten wieder[5]).

Wir haben mit den wenigen Zitaten so ziemlich alle Äußerungen Uhlands über den Meister, soweit sie in die Jugendzeit fallen, erschöpft. Die Briefe geben uns nur noch ein kurzes Urteil über die Pandora: „Das erste Stück des Prometheus hat sich trefflich eingestellt: Ein herrliches Festspiel von Göthe . ."[6]).

Immerhin ersehen wir aus diesen Briefen eine ziemlich rege Goethelektüre im Freundeskreis. Sie schrieben sich Goetheverse in die Stammbücher, sie liehen sich gegenseitig die Lehrjahre, den Cottaschen Almanach mit dem ersten Wanderjahrskapitel und die Wahlverwandtschaften oder machten sich über Voß' Sonettangriff lustig. Eine eingehendere Beschäftigung mit Goethe läßt sich vor allem aus Uhlands Tagbuch von 1810—1820 feststellen. Größere Unterbrechungen fallen nur in die Zeit der Pariser Reise, der Advokatur in Tübingen und besonders nach der Wahl in die Ständekammer, womit ja auch das Tagbuch abbricht. Wir können in Kürze folgende Tabelle aufstellen:

---

1) a. a. O. 18.

2) Adolf Schöll erzählt in seinen Erinnerungen an Uhland in den „Gesammelten Aufsätzen zur klassischen Literatur" 356 ff: Als im Frühling 1828 Tieck in Stuttgart empfangen und gefeiert worden sei, hätte er Uhland gefragt, „welche Dichter vorzugsweise auf ihn anregend und bildend gewirkt, nicht ohne Erwartung, wie ihm geschienen, hierbei von den erweckenden Eindrücken etwas zu hören, mit welchen gerade Tiecks eigene Dichtungen in Uhlands Entwicklung zum Dichter eingegriffen. Dem habe er nicht entsprechen können. „Denn", sagte Uhland, „wenn ich absehe von der stofflichen Anziehung der Ritterbücher, und angeben soll, wer durch Form und Schwung der Poesie von starkem und hebendem Einfluß auf mich gewesen, wüßte ich außer und neben Goethe in der That Niemanden zu nennen." (In dem ersten Abdruck im „Orion" fehlt diese Notiz.)

3) a. a. O. 19.

4) Vischer 139.

5) Bw. I 10.

6) a. a. O. 88.

1810: Claudine (März) und mehrere kleine Stücke.
1811: Wahlverwandtschaften (Mai, von Mayer im April zugeschickt).
— Götz (November).
1812: Pandora (Juni).
— im Leben lesend (Dezember).
1814: Leben 3 Tl. (Mai bis August).
— Gedichte (September und November).
— Romanzen, Lieder } November u. Dezember
— Gedichte, Alexis u. Dora
— Euphrosyne
1815: Faust (Januar).
1816: Neue Gedichte (März).
— Kunst und Altertum (Juli).
1817: Fausts Frühlingsspaziergang (März).
— Tasso (September).
1818: Goethe über Neapel (Juli).
— Natürliche Tochter (August).
1819: Benvenuto Cellini (April).
— Tasso (Oktober bis Dezember vorgelesen).
— Divan (November).

In Uhlands Briefen findet sich nicht das geringste Urteil über diese Lektüre. Auch die Erwähnungen anderer Dichtungen sind höchst sporadisch. So sonderbar es uns scheinen mag, es lag in Uhlands Natur begründet. Er schwieg gern, wo er nicht reden mußte, und was ihm wirklich bedeutend war, kramte er vor andern am wenigsten aus. So erinnerte sich Notter, daß ihm gegenüber Uhland nur einmal für Dante warme Worte gefunden hätte. „Er entsinnt sich nicht, von ihm je ein bedeutendes Urteil über Schiller, noch weniger über Shakespeare und Göthe aussprechen gehört zu haben, weder selbst noch aus der Mitteilung anderer." Er schließt daraus, daß, „sosehr Uhland von dem Werth anderer großen Dichternaturen durchdrungen war", es doch minder in seinem Wesen gelegen habe, „sich mit jenem ewig neuen Genuß in dieselben zu vertiefen, und sie im eigenen Busen gleichsam fortwährend zu reproduzieren" [1]). Adolf Schöll ergänzt und berichtigt diese Stelle ein wenig, wenn er sagt: „Er [Uhland] sprach öfter und mehr von dem, was er hoch hielt und liebte in Poesie und Literatur, Gegenwart und Erinnerung, als von dem, was er ablehnte." . . „Nur wo er es mit Größen zu thun hatte, an welchen

1) Notter 132.

ihm doch etwas nicht gemäß war, ließ sich an seinem Ausdruck eine spannende Anstrengung wahrnehmen; wie wenn er gegen Schillers lyrischen Stil sprach. Gegen Ausstellungen an Goethe verhielt er sich nie zuthulich. Er verrieth und heischte fühlbar Ehrfurcht vor der Großmacht[1]), mit welcher Goethe die Poesie unseres Geistes und unserer Sprache zu umfassender Wirklichkeit gebracht[2])." Besonders aus dem Tagbuch erfahren wir von mehreren Unterhaltungen Uhlands mit Freunden über Goethe; für die späteren Jahre dagegen ist die energische Beschäftigung mit der Politik, die auch anderer Augen von den stillen Gegenständen der Kunst zu dem bewegten Leben staatlicher Wandlungen hinlenkte, großenteils verantwortlich zu machen. Goethes Urteil über Uhland dagegen hat seine Stellung zu ihm keineswegs beeinflußt.

Goethes Bemerkung in dem Brief vom 4. Oktober 1831 an Zelter, worin er sich mißachtend über Uhlands Poesie aussprach, ist bekannt. Schon am 21. Oktober 1823 lautete sein Urteil Eckermann gegenüber nicht viel anders[3]), wenn er auch in seinen Balladen „ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat"[4]). Erst die Worte kurz vor seinem Tode „der Politiker wird den Poeten aufzehren" usw.[5]) zeigen eine rechte Würdigung von Uhlands Kunst. Dies letzte Urteil war, worauf schon Kerner hingewiesen (s. S. 121), angetan, den Eindruck, den Uhland von der Lektüre des ersten empfangen hatte, zu zerstören. Wie wert es ihm gewesen sein mag, von Goethe nicht unterschätzt zu werden, erweist sich aus den Worten von Sophie Schwab, welche an Kerner schrieb: „— Du kannst es garnicht glauben, mit welcher Bescheidenheit er sich über seinen Ruhm, über Goethes- und dergleichen Geschichten aussprach; diese Bescheidenheit ist bei ihm, wie bei manchem, nicht nur so oben hin, sondern kommt aus seiner innersten Seele . . . . Was Goethe über ihn gesagt hat, that ihm weh und besonders, meint er, verdrieße es ihn, daß er nicht verstehen könne, was Goethe nicht recht an seinen Gedichten sei. — Uhland weiß überhaupt auch das Gute an dieser Oppositionszeit in der Literatur herauszufinden, er meint, die Deutschen seien so sehr zum Vergöttern geneigt, daß es garnicht viel schade, wenn auch entgegengesetzte Stimmen sich

1) Im „Orion" ein wenig anders im Satzbau. Aber der gleiche Sinn.

2) Schöll: Ges. Aufsätze 355/6.

3) Houben 44.

4) Vgl. ferner Goethes Tagebuch 15. Februar 1828 nach Holteis Vorlesung des Ernst von Schwaben. „Deshalb man das Publikum nicht hätte zusammenberufen sollen."

5) Houben 405.

hören lassen . .[1])." Aus dieser Zeit stammt wohl auch jenes Epigramm Uhlands, das sich im Nachlaß fand:

Frage:
Gerne wüßt' ich, weil Dein Wort gar so mächtig ist erklungen
Wie Du denn so eigentlich selber das Geschick bezwungen.

Seine Frau bemerkt dazu in ihrem Buche: „Goethes herbe Äußerung hat er im Stillen hingenommen[2])." Ein leiser Laut des Schmerzes mag wohl aus dieser Stille für uns vernehmbar sein; aber Bitterkeit oder Ärger lagen Uhlands bescheidenem und vornehmen Charakter fern.

Was Notter noch über Uhlands Stellung zu Goethe erzählt, mag durchaus richtig sein, ist aber für uns von geringerer Bedeutung. Hierzu gehört die Ausführung Uhlands über große und mittlere Dichter[3]). Desgleichen die Anekdote von dem „geistreichen Professor", der mit Uhland über Goethes Faust sprach und trotz aller rhetorischen Künste kein erhofftes Urteil über diese Dichtung aus Uhlands Munde zu hören bekam[4]). Direkt aus des Dichters Munde hatte Notter wohl eine dritte Notiz, die denn in der Tat für das oben charakterisierte Wesen Uhlands überaus bezeichnend ist: „Oft sprach Uhland gegen den Subjektivismus in der neueren Literatur. Schon Göthe in Dichtung und Wahrheit scheine ihm zu weit gegangen zu sein; auf diese Art entstehe keine Nationalliteratur. Ihm gefalle, daß man von Shakespeare so wenig wisse, etwa nur, daß er sich mit Wilddieberei abgegeben, was doch etwas Frisches gewesen. Die Lyrik unserer Tage besage öfters nur, daß es den Dichtern heute so, morgen anders sei[5])."

Es ist schon wiederholt betont worden, wie in Zeiten politischer Erregung naturgemäß das Interesse sich verschob, Kunst und Literatur in den Hintergrund traten und der politische Geist des Schwaben in kräftiger und leidenschaftlicher Parteinahme auf die öffentlichen Ereignisse

1) Kerner Bw. II 91. (1835).

2) Leben Uhlands: 326.

3) Notter 239: „Sie wirken nicht nur durch ihre Poesie; sie ziehen auch andere, eigentlich der Poesie fremde Gebiete, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft in ihren Gesichtskreis, wecken dadurch Interesse und imponiren. Dies ist bei Schiller und Göthe der Fall; aber es gibt Dichter, die ich mittlere nennen möchte, bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeschlossen bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig sind, bei denen aber das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen Großen. Als einen solchen mittleren Dichter sehe ich Hölderlin an." Ist diese ganze Aufstellung schon recht fragwürdig, so ist sie in der Anwendung auf Hölderlin sicherlich falsch. Man könnte vielmehr Uhland selbst zu den „mittleren Dichtern" zählen.

4) Notter 367/8. Schöll „Orion" 132.

5) Notter 368/9.

blickte. Dieser Umstand wurde bereits erwähnt, als wir von der völligen Teilnahmlosigkeit Uhlands gegenüber Goethes Schaffen in den späteren Jahren sprachen. 1819 wurde Uhland in die Ständekammer gewählt. Damit begann eine Zeit aktiver politischer Tätigkeit, die ihn ganz erfüllte. Und als er zum Universitätsprofessor ernannt[1]), sich in mittelalterliche Studien vertiefte, hielten doch das Land und damit auch ihn noch mächtige Erregungen in Atem[2]). In Frankreich 1830 die Julirevolution, in Württemberg die immer lauter gegen alle Freiheitsbeschränkungen auftretende Opposition unter dem Panier des „Hochwächters". Der polnische Aufstand bewegte das Volk stark, mehr noch die neuen Landtagswahlen (1831). Endlich riefen in dem Jahre, da Goethe starb, die strengen Beschlüsse des verhaßten Bundestags (Juni und Juli) viel Unruhe und Empörung im Lande hervor. So war der Nachhall von Goethes Tod merkwürdig gering, und die Zeitungen brachten, wenn überhaupt, nur kurze Notizen, während sich in den Briefen Uhlands, Kerners, Alexanders von Württemberg u. a. schwäbischer Dichter keine Bemerkung darüber findet. Dennoch sehen wir nach einer Reihe von Jahren, wie die Wellen der Politik, die zuerst das Interesse an den tieferen Erscheinungen der Literatur fortgerissen hatten, dieses nun wieder wie eine friedliche Insel aus all dem lärmenden Wogengang emportauchen ließen. So schrieb Märklin in der Zeit der politischen Stürme von 1848—1849 an seinen Freund Rapp: „Ich lese jetzt nach langer Zeit wieder Göthes Dichtung und Wahrheit und flüchte mich dadurch in eine Art von Asyl für Empfindung und Reflexion." An der „Tollheit" um ihn her wollte er nicht mehr teilnehmen, enttäuscht oder verwundet, zog er sich wie viele andere vom öffentlichen Schauplatz zurück. Derselbe Märklin ging dann nach Teinach und las aus gleichem Grunde zur Zeit des badisch-pfälzischen Aufstandes Goethes Wilhelm Meister und hoffte Goethes 100. Geburtstag in vertrautem Kreise auf würdige Art zu feiern[3]). Wie gesagt, Märklin ist nur ein Typus für viele. Denn seine lärmmüden Worte in einem andern Briefe an Rapp[4]), erscheinen uns fast wie Prosaübertragungen der Uhlandschen Verse: „Man rettet gern aus trüber Gegenwart Sich in das heitere Gebiet der Kunst. Und

1) Die geringen Erwähnungen Goethes im Stilistikum sind für unser Thema belanglos. Vgl. W. L. Holland 62. 79.

2) D. F. Strauß erzählt, wie infolge dieser Ereignisse selbst in Persönlichkeiten, die sich bisher nur in ihrem stillen theologischen Kreise bewegt hatten, nun ganz ungeahnte politische Instinkte wach wurden, die sie vielfach gänzlich neuen Interessen zudrängten. (Ges. Werke X, 236.)

3) D. F. Strauß: Märklin. Werke Bd. X, 348, 352, 353.

4) a. a. O. 356.

für die Kränkungen der Wirklichkeit Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen."

In der Tat begegnet uns in Uhlands Wirken auch Goethes Name wieder! Nicht in kritisch betrachtender Prosa, nicht wie sonst, leise urteilend, gedenkt er des Meisters, sondern im heiteren Gebiet der Kunst reicht er ihm voller Verehrung die Hand. Wohl hatte er 1829 auf dem Münsterturm zu Straßburg seiner in klangvollen Versen gedacht; doch tönt inniger wohl und wärmer Uhlands Liebe zu Goethe in jenem Vierzeiler wieder, den er im 100. Geburtsjahr des Meisters einer Freundin in ein Exemplar von Goethes Gedichten schrieb:

„In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge."

Karl Mayer, der poetisch nur wenig Berührungspunkte mit der schwäbischen Romantik hat, kann doch persönlich nicht anders als in diesem Zusammenhang behandelt werden. Auch er ist ein Beweis, daß in diesem Kreise schwäbischer Dichter Goethes künstlerische Größe vorausgesetzt, aber kaum diskutiert wurde. Auch er zeigt, ähnlich wie Uhland, in der Jugend ein Interesse für Goethes Werke, das dann in den mittleren Jahren hinter dem politischen zurückzutreten scheint, um nach Goethes Tod wieder in uneingeschränkter Bewunderung und ebenfalls in poetischem Gewande zum Ausdruck zu gelangen. Wenn wir auch von Mayer keine Dokumente haben, die uns Urteile über Goethes Lyrik aufweisen, so dürfen wir doch annehmen, daß in ihr die Quelle seiner Bewunderung gelegen hat. Der Pantheismus, eher Panpsychismus seiner Gedichte hat sich sicherlich auch an der allbeseelenden Naturanschauung Goethes geschult. Es darf auch auf ihn bezogen werden, wenn er sagt: „Was Göthe für Uhlands, wie für alle Dichterherzen, war, ist von ihm in dem Gedicht ‚Münstersage' verewigt[1])."

Früh hat Mayer die Bekanntschaft mit Goethes Werken geschlossen. Seine Mutter „war in jüngeren Jahren sangeskundig, so daß sie bei Goethes erster Anwesenheit in Stuttgart (1797) im väterlichen Hause ihm einige seiner Lieder, sowie ein ihm damals neues Lied ‚auf Werthers Tod' zum Clavier singen durfte"[2]).

1) Album 5.
2) a. a. O. 1.

Mayers große Fußreise durch Mittel- und Norddeutschland führte ihn auch durch Bayreuth, wo er mit dem von ihm verehrten Jean Paul viel über Goethe sprach. Dort lernte er auch Goethes Freundin, Doktorin Seebeck, kennen, „die mir zu meiner wahren Herzensfreude immer wieder von Göthes damals noch nicht so allgemein gepriesener Liebenswürdigkeit zu erzählen wußte“ [1]). In Teplitz weilte Mayer sogar ein paar Tage unter dem Dache desselben Gasthauses mit Goethe, „aber der große Dichter kam nicht zur Tafel“ und er „hatte keinen berechtigenden Grund“, sich bei ihm einzuführen [2]). Daraus spricht zwar eine Stellungnahme, aber kein Urteil. Auf ein solches macht auch kaum die Briefstelle Anspruch, wo Mayer an Kerners Braut am 15. August 1812 von Heilbronn aus „3 Bände von Göthe“ übersendet, „den Tasso wirst Du auch noch einmal lesen können. Wenn Du die Romane, die Trauerspiele und die Gedichte von Göthe gelesen hast, so ist im Ganzen nicht viel übrig, was Dich sehr ansprechen wird. Faust ist mehr für Männer, für uns unruhige Geister, als für euch Mädchen. Die Gedichte behalte ich mir vor, wenn Du wieder hierherkommst auf Spaziergängen zum Theil mit Dir zu lesen“ [3]). Diese Stelle zeigt mehr als andere, wie die schwäbischen Freunde nicht nur unter sich eifrig die Lektüre Goethes pflegten, sondern auch in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreise seine Kunst heimisch zu machen versuchten, wenn auch mit Auswahl.

Bald wurde auch Mayer in die Bewegungen des politischen Lebens hineingezogen und als Vertreter des Oberamts Weinsberg in den Landtag gewählt. Doch überhörte er in der unruhigen Zeit nicht die Trauerkunde aus Weimar. Er schrieb darüber: „Es stürmte in jener Zeit . . . Vieles auf mich herein, was mich gewaltig in Anspruch nahm. Wen hätte nicht das noch so neue Schicksal des untergegangenen Polens oder, wie wir es uns dachten, der volksthümlichen Freiheit überhaupt, ergriffen? Dann war vor kurzem G ö t h e gestorben, dem ich wie einem Vater unserer Bildung mit kindlicher Sehnsucht nachblickte“ [4]). In einer Anmerkung fügt dann Mayer ein Gedicht hinzu, das er „in der ersten Anwandlung von Niedergeschlagenheit“ ihm „nachgerufen“ hatte. „Ach Vater Göthe todt! O Zeit, auch diese Kunde Enteilte deinem Munde, Der längst nur Trübes bot!“ Es sind sechs Strophen, schlicht und hölzern, aber tief empfunden wie alles was Mayer schrieb. Ein anderes Lied, das zur gleichen Zeit entstand, erwähnt, indem es Uhland, Lenau,

---

1) a. a. O. 10 und Meyer: Uhland 168/9.

2) Meyer: Uhland 191/2.

3) Hs. Marbach.

4) Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund (ed. Mayer) 75.

Rückert dankbar preist, auch „Goethe's herrschend Adlerschweben sich breitend über Welt und Leben"[1]). Und nun kehrte er wie Märklin, wie Uhland auch wieder in der Welt Goethescher Gedanken ein und beschäftigte sich von neuem häufiger mit ihm[2]). —

4.

Mit Gustav Schwab und Albert Knapp betrachten wir die Einwirkung Goethes auf zwei Vertreter des kirchlichen Lebens, die, in der Formulierung ihrer idealen Forderungen weit voneinander verschieden, gerade darum als zwei interessante Typen der liberalen und der streng orthodoxen Anschauungsweise auftreten. Überschauen wir in Kürze das religiöse Leben in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, so werden wir allerdings zu dem Schluß kommen, daß Knapps Stellungnahme zu Goethe eine größere Zahl von Anhängern unter den Theologen und streng kirchlich gesinnten Kreisen gezählt hat, als die freiere und tolerante Gustav Schwabs.

War den politischen Gedanken der Volksführer um 1815 gemeinsam, daß sie sich alle in mehr oder minder schroffem Gegensatz zu den Ideen der französischen Revolution stellten[3]), so den regiliösen die unbedingte Gegensätzlichkeit zu dem Rationalismus und seiner nüchternen Religiosität. Es war diese eminente Umwälzung in den Anschauungen von Religion und Moral natürlich zunächst eine Folge der erschütternden politischen Ereignisse, sodann eine Begleiterscheinung der romantischen Weltanschauung, die ebenfalls der verstandeskühlen Durchdenkung des religiösen Problems die rein gefühlsmäßige Hingabe gegenüberstellte. Die wirtschaftliche Verarmung, die Ermüdung nach den riesigen Anstrengungen der Freiheitskriege und die Unbefriedigtheit über die gegenwärtige Lage wirkte mit den genannten Motiven zusammen, um das kirchliche Leben zu mächtiger Blüte sich entfalten zu lassen. Dazu kam, daß in Schwaben von jeher die Theologie eine überragende Stellung im geistigen Leben eingenommen hatte, und wir werden verstehen, daß der Pietismus bald auf eine außerordentlich erfolgreiche Tätigkeit im Lande blicken konnte, daß religiöse Sekten starken Zulauf fanden (man denke z. B. an Frau von Krüdener), und daß die kirchlichen Vorkämpfer sich auch in ausgebreiteter literarischer Produktion gefielen. 1819—1841 erschienen Michael Hahns Schriften, von 1833—1853 erhielt sich Knapps Christoterpe ihren großen Leserkreis. Diese Zeitschrift begann sogar mit einer antigoethischen Kundgebung, die

1) a. a. O. 92.

2) a. a. O.

3) Vom extremen Radikalismus Karl Follens und seiner Anhänger abgesehen.

großen Widerhall wachrief. Dann erschien 1837 der evangelische Liederschatz, ebenfalls von Knapp begründet, und in demselben Jahre trat die Kommission von sieben Theologen (darunter Schwab und Knapp) zur Herstellung eines Gesangbuches mit starker pietistischer Tendenz (veröffentlicht 1841) zusammen. Ganz abgesehen von den zahllosen geistlichen Liederbüchern und erbaulichen Schriften. Welche Macht in den Händen der kirchlich strengen Kreise lag, wie rigoros ihr Geist vielfach war, beweist allein die Wirkung von Fr. Th. Vischers berühmter akademischer Antrittsrede am 21. November 1844 — so harmlos sie uns auch heute scheint —, die nicht nur eine wütende Polemik der Angegriffenen zum Echo hatte, sondern dem Redner auch eine zweijährige Suspension vom Amte einbrachte. Daß man in diesen Kreisen an Goethes Werke, aber besonders an seine Persönlichkeit, mit der Elle beschränktester Moral ging, ist selbstverständlich. Knapp ist ein weithinleuchtendes Beispiel dafür. Aber der tadelnde Seitenblick auf Goethes Ethik schimmert selbst noch bei dem ihn persönlich so verehrenden Schwab durch, und klingt, von einem Mann wie Moriz Rapp ganz abgesehen, sogar in einigen Tagebuchnotizen Notters aus den vierziger Jahren an, wo das „Hinreißende der moralischen Kraft“ Schiller, im Gegensatze zu Goethe, zugesprochen wird. Wie man denn überhaupt liebte, in sittlicher Hinsicht Schiller gegen Goethe auszuspielen und noch nicht überall gelernt hatte, die Darstellung von etwas Sittenlosem von einer sittenlosen Darstellung zu unterscheiden[1]).

Seinen poetischen Schriften nach gehört Gustav Schwab nicht mehr den Romantikern an. Doch ermächtigen uns seine engen Beziehungen zu Uhland, Kerner, Fouqué, sowie seine ausgesprochene Neigung zur romantischen Dichtung, ihn den behandelten Persönlichkeiten unmittelbar folgen zu lassen. Er nennt Goethe, Shakespeare, Novalis, Tieck, seine „heiligen Dichter“, „wenn auch nicht mehr mit dem begeisterten Gemüthe des Liebenden, doch mit der innigen Neigung des Vertrauten“[2]). Ein andermal spricht er von Goethe, Novalis, Tieck, Uhland, als den Dichtern, welche ihn allein künstlerisch demütigten[3]). Und allenthalben tritt seine Tieckverehrung zutage. Auch das starke Interesse an der Schellingschen Philosophie war ein Bindeglied mit dem romantischen Kreise. Zu ihm rechnet ihn auch Klüpfel noch, indem er, in ihrer Mitte die Büste Goethes

---

1) Das Gesagte gilt eigentlich nur von der schwäbischen Orthodoxie. Anderswo, z. B. bei Vilmar, bei Erlangern wie Harleß usw. ist ein starker Goethekult mit protestantischer Orthodoxie verschwistert gewesen.

2) Ein Brief vom 1. Januar 1811 an Körner. Hs. Marbach.

3) An Tieck 28. 1. 1829, Hs. Marbach, vgl. Briefe an Tieck IV, 27.

aufstellend, die durchgängige Verehrung der Freunde zu „der klassischen Vollendung“ des Meisters, als den inneren Einheitspunkt der verschiedenen Teile auffaßt [1]).

In Schwab hat dann auch die Goetheverehrung der „Schwäbischen Schule“ ihren Kulminationspunkt erreicht. Schon Schöll sprach von seiner „Begeisterung für Goethe“ [2]). Goethe ist für Schwab „einer der größten Dichter aller Zeiten, der größte Deutschlands“ [3]) und seine Schöpfungen „Meisterwerke, die jede Beurteilung überdauern“ [4]). Schwabs ästhetische Prinzipien erscheinen nicht selten als ein theoretischer Niederschlag Goethescher Kunst. Mit Energie hält er Knapp gegenüber daran fest, daß „die Reflexion die ewige Feindin der wahren Poesie“ [5]) sei, was jener zelotische Geist auch ihm zu ihren Gunsten „insinuiren“ mochte. Schillers Kunst zöge ihm schon zu enge Grenzen. „Ich aber zolle den Dichtern vor allem volle Bewunderung, welche wie Homer, Shakespeare und Göthe die ganze Welt in wesentlicher Wahrheit und Schönheit auszubilden gesucht haben.“ Kein „aus Luft und Wasser gekochter Brey . . . sondern vom Geist erzeugte Weltbilder und Gefühle“ soll Poesie sein [6]). Wenn auch gerade in diesem Briefe Schwabs Gedanken energisch gegen die „Moralschmecker in der Poesie“ Front machen, ganz vermochte auch er noch nicht „Sittlichkeit“ und „Sinnlichkeit“ in der Kunst gleichwertig anzuschauen. Nicht ungern stellte er die Gedichte, in denen eine moralische Gesinnung sich kundtat, über jene, wo volle Daseinsempfindung und sinnlich-heiterer Lebensgenuß sprach. Doch hat seine Betrachtung Goethes unter diesen Empfindungen am wenigsten gelitten [7]). Allerdings heißt es im Nekrolog [8]): „Wenn vom rein ästhetischen Standpunkt Schwab von früher Jugend an unbedingt Goethe als den höheren poetischen Genius verehrte [9]), so huldigte er dagegen (wie er noch am Abend vor seinem Tode

---

1) K. Klüpfel: Gustav Schwab im Dtsch. Museum 1851, 280. Angeblich war es F. L. Pauly aus Maulbronn, dessen Einfluß in Tübingen 1811 auf Schwab von Bedeutung wurde. „Insofern ihn jener aus der einseitigen Bevorzugung Schillers zum tieferen Verständnis Goethes führte.“ (Klee: Schwabs Gedichte, 9. Vgl. auch Nekrolog Schwäb. Merk. 1850, 275. Wahrscheinlich von Klüpfel verfaßt.)

2) Schöll: Ges. Aufsätze 354.

3) Deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage I, 234.

4) Wegweiser 277.

5) Vgl. dazu Schwab: Schiller 411.

6) 21. Okt. 1830 an Knapp. Hs. Marbach.

7) In den römischen Elegien scheint ihm „die Hüllenlosigkeit“ doch „durch die Schönheit entschuldigt“ anläßlich einer Kritik Matzeraths i. kl. pros. Schriften 285.

8) Schwäb. Merkur, 1850, 275.

9) Dies ist nicht ganz richtig, s. o.

aussprach) vom menschlich-sittlichen Gesichtspunkt mit bewundernder Hochachtung und Liebe Schillers sittlichem Adel." Indessen ist den zerstreuten Urteilen, die eine persönliche Stellungnahme zu der Gestalt Goethes verraten, dieser moralisierende Zug keineswegs eigen. Wir sehen Schwab, mit Ausnahme der Verurteilung der Xenien[1]) und seines Tadels der herablassenden Stellung Goethes und Schillers zu Jean Paul[2]), durchgängig bewundernd vor Goethes Größe stehen. Auch trifft ja in diesen zwei Fällen sein Vorwurf Schiller in gleichem Maße.

Schon in Schwabs Elternhaus ward Goethes Name verehrungsvoll genannt[3]), in dem literarischen Kreise der Romantiker, mit denen ihn innige Freundschaft verknüpfte, wurde seine Sympathie für den Meister durch eifrige Lektüre begründet[4]), doch erst die persönliche Bekanntschaft mit Goethe gab ihr den rechten Bestand. Danneckers Empfehlung verschaffte ihm und zwei Freunden am 21. Mai 1815 Zugang zu Goethe[5]). Liebevoll ist diese Begegnung mit dem „schönen Greis", der so freundlich ihnen entgegenkam, und „in schönen zierlichen Perioden . . . über das Reisen, über Deutschland und über das Theater manches gewichtige Wort" sprach, von Schwab mehreremal geschildert worden. Sie diente auch dazu, daß er der verbreiteten Ansicht von der befremdenden Steifheit des Dichters gerade in seiner Heimat den Gegenbeweis vorhalten konnte. Freundlich hatte sie Goethe eingeladen, wenn der Rückweg die Freunde wieder über Weimar führte, ihn gewiß zu besuchen.

So stark auch auf Gustav Schwab die politischen Vorgänge wirkten, der überzeugungstreu auf der Seite Pfizers und Uhlands stand, der sogar nach Frankfurt eilte, um das Parlament zu sehen, und im Frühjahr 1849 die Aussicht einer Reichsverfassung jubelnd begrüßte, selbst hat er nie den parlamentarischen Kampfplatz betreten. Nicht einmal seine unermüdliche literarische Tätigkeit büßte dadurch an ihrer Vielseitigkeit und Regsamkeit ein. Auch seiner Stellungnahme zu Goethe ist äußerlich und noch weniger innerlich ein Einschnitt anzumerken: sie zeigt eine gerade Linie. Wie er, der Zwanzigjährige, auf seinen Morgenspaziergängen sich „in Göthes Liedern erbaute"[6]) oder sich tadelnd über A. W. Schlegels „Dramaturgie" aussprach, der ihm „Göthen lange nicht genug zu würdigen" schiene[7]),

1) Schiller 463.
2) a. a. O. 533.
3) a. a. O. 493, Anm.
4) Vgl. auch Klüpfel: Gustav Schwab (1881) 9. (Ullmanns Brief).
5) Goethe Jb. XXX, 40; K. Klüpfel: Schwab (1838) 64 f.; Biedermann VIII, 339; Klee 9. Goethes Tagebuch sagt: „junge Leute von Stuttgart."
6) Brief an Köstlin, 25. Juni 1812 Hs. Marbach.
7) Kerners Bw. I, 178.

so weihte er am 28. August 1829 dem verehrten Dichter ein langes, wenn auch wenig poetisches Gedicht [1]). So genoß er, trotz des Einwurfs seiner Gattin, die „neben so vielem Licht auch so manchen Schatten sah“, von Herzen im Februar 1855 die Lektüre von Goethes und Zelters Briefwechsel [2]).

Auch im einzelnen stimmt Schwab Goethes Werken gegenüber keineswegs den Ton herab. Wie Uhland, Kerner, Mayer, ergriff ihn ebenfalls am stärksten Goethes Lyrik. Wie minderwertig erschienen ihm dagegen Schillers erste Gedichte „Welche vollendete Blumen des Liedes hat Göthe's Poesie im gleichen Jugendalter hervorgetrieben, neben welchen diese Auswüchse von einem gebildeten Auge nicht ertragen werden können“ [3])! Und positiv: „Unsere herrlichsten Dichter haben in und mit der Natur gelebt, in jedem aber gestaltet sie sich, nach der eigenthümlichen Konstellation seiner Geistesgaben wieder anders: am objektivsten in Göthe, in dessen weltanschauender Phantasie sie wie in einem Spiegel abgebildet lebt, doch nicht blos wie in einem Spiegel: denn nicht nur ihre Bewegung und das Spiel ihrer Farben, auch ihre Eindrücke auf die übrigen Sinne, weiß er uns zu vergegenwärtigen: das Dampfen und Duften des Frühlings, das Rauschen der Ströme, das Schwirren der Mücken, wie den Donnergesang der Sphären schildert er, als vernähmen und empfänden wir das alles.“ [4]) In einer seiner besten Rezensionen über Mörikes Nolten geht er ebenso nicht an Goethe vorüber, wenn er bei der Jugend des Verfassers „die herrliche Kenntnis des menschlichen Herzens“ lobt, die „so bewunderungswürdig“ sei „wie an dem vierundzwanzigjährigen Göthe in ‚Werthers Leiden‘ [5]).“ In der Beurteilung des Egmont schließt er sich Schillers Rezension an, die „gerade eine glänzende Probe von seinem kritischen

1) Klee 166.

2) Sophie Schwab an Kerner (Bw. II, 84). Vgl. dagegen Wolfgang Menzel „Denkwürdigkeiten“ 242: Schwab hätte „Goethes Ruhm noch viel zu sehr imponiert“. „Erst als der Briefwechsel Goethes mit Zelter herauskam, worin Goethe auf die unwürdigste Weise über Uhland und Gustav Pfizer spottet, kam beim guten Schwab die Goetheanbetung mit der Freundestreue und dem Rechtsgefühle in Conflict, und damals drückte er mir krampfhaft die Hand mit den Worten: Menzel, du hast doch Recht gehabt!“ — Ganz abgesehen von Menzels bekanntem Goethehaß, drückt dieser Ausruf Schwabs — wenn er wirklich so gelautet hat — auch nur eine momentane Stimmung aus. Sie ist durchaus möglich gewesen. Denn wir wissen, wie eng der Freundeskreis zusammenhielt und wie sehr man an dieser, von unwürdigem Spott himmelweit entfernten, Äußerung Goethes Anstoß nahm. Daß diese Stimmung aber von Dauer gewesen ist, dem widerspricht der obige Brief von S. Schwab an Kerner.

3) Schiller 79.

4) Kl. pros. Schriften 10.

5) a. a. O. 233.

Talente" gewesen sei. „Ein großer Teil des dort ausgesprochenen Tadels" sei denn in der Tat „unwiderleglich" [1]). Eine positive Begründung seiner Ansicht gibt nun Schwab nicht. Wie er denn überhaupt gut zu loben, aber schlecht zu tadeln verstand und, trotz richtiger Empfindung für künstlerischen Wert oder Unwert, vielfach in seinen Urteilen auf der Oberfläche allgemeiner Eindrücke oder charakterisierender Schlagwörter stehen blieb [2]). Mit besonderer Liebe hielt Schwab an Dichtung und Wahrheit fest. Schon dem Achtzehnjährigen schien sie „herrlich" [3]). Über 30 Jahre später ist sie ihm „die liebenswürdigste, bescheidenste, reinste Schilderung des größten Dichters" [4]). Weiterhin tragen auch seine Bemerkungen zu Goethes Briefwechseln den gleichen Ton bedingungsloser Verehrung.

Verhältnismäßig dürftig ist Schwabs Schilderung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe in seiner Biographie des großen Schwaben. Gleichwohl kommt seine Verehrung zum Meister zu Wort, „welcher durch eine seltene Vereinigung geistiger Anlagen zugleich der gesunde Menschenverstand und der poetische Naturgeist unserer Literatur war" [5]). Natürlich schleichen sich in dem ziemlich flüchtig und auf einen bestimmten Zweck hin gearbeiteten Buche auch sachliche Fehler hinsichtlich Goethes ein. Einigermaßen verwundert ist man nur, daß Schwabs Spürlust nach christlichen Glaubensäußerungen, die ja Schiller gegenüber in dem Zweck des Werkes begründet lag, nicht einmal bei Göthe halt macht. Denn mit sichtlicher Befriedigung teilt er im Gegensatz zu allen denjenigen, die nur an Unsterblichkeit in der Gattung glauben, uns mit: „Von Göthe ist es notorisch, daß er mit seiner Begeisterung für das Gattungsleben den unerschütterlichsten Glauben an die Monadennatur der Seele verband, und er hat mit Lorenzo von Medici gesagt: ‚daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen'" [6]).

Reiche Freude aber macht ihm Goethes Besuch in Schwaben, insonderheit Stuttgarts und Tübingens, den er in der Schillerbiographie umständlich schildert [7]). Zahlreich sind allenthalben in Schwabs Schriften die Zitate aus Goethe. Stellen aus der Morphologie oder Verse aus den Gedichten lassen in gleicher Weise auf die fleißige Lektüre seiner Schöpfungen schließen.

1) Schiller 294.

2) z. B. „Wie Göthe'n die Seele ein Spiegel der Natur ist, so ist Uhland die Natur ein Spiegel der Seele" (kl. pros. Schr. 12/13). Im Moment stimmt man zu, schließlich ist der Ausspruch umgedreht, genau so richtig.

3) Hs. Kgl. L.Bibliothek Stuttgart.

4) Wegweiser 277.

5) Schiller 413.

6) a. a. O. 302.

7) a. a. O. 480ff.

1821 trat Schwab mittelbar noch einmal in Beziehung zu Goethe. Durch Sulpiz Boisserée bekam er seine Handschrift der Legende von den heiligen drei Königen zu Gesicht. Die darauf bezüglichen Romanzen Schwabs wurden dann wieder von Goethe beifällig aufgenommen, und durch die bekannten Verse „Pilgernde Könige" erwidert, die Schwab späterhin dem Romanzenzyklus voranstellte [1]).

Mit Albert Knapp kommen wir zu dem begabtesten religiösen Dichter aus der Zeit der Nachromantik und seiner Stellung zu Goethe. Sie ist ebenso eigentümlich, wie sein literarhistorischer Platz isoliert ist. Eine zeitweilige innige Freundschaft mit Schwab vermochte seine ästhetische Stellungnahme nicht zu modifizieren, auch verletzte jenen bald Knapps Fanatismus gegen Andersdenkende, der in Leben und Schriften späterer Jahre immer stärker zum Ausdruck kam. Mit Uhland brachte er es nur zu einer flüchtigen Bekanntschaft in Stuttgart, während er mit Kerner zu keinem innigen Verhältnis gelangen konnte, weil „seine fast gepräglose Befreundung mit entschiedenen Ungläubigen" und seine Versicherung, den Glauben an Christus auf dem Weg der Naturwissenschaft gewonnen zu haben, ihn abstieß [2]). Auch spricht aus Knapps Gedichten mitunter klar eine Abneigung gegen die Romantik, die durch eine zeitweilige Beeinflussung Uhlands kaum geändert wurde. Durch Conz wurde der Klassizismus für ihn einflußreich und seine ersten „poetischen Versuche stehen unter dem Patentum Schillers, Klopstocks, Schubarts" [3]). Vor allem Klopstocks [4]). In Maulbronn (1814—1816) lernte Knapp Goethes Gedichte kennen. Bei einem eigenen Poem vom Jahre 1815 „Der Vakanzmorgen im Frühling 1813" könnte man seinen Einfluß annehmen; er selbst gedenkt noch später bitter des herben Zwanges im Kloster, wo ihn „das fatale Glöcklein" manchmal aus der begeisterten Stimmung riß, in die ihn Goethes Verse versetzt hatten [5]). Aber erst seit der Universitätszeit (1816—1820) wird Goethes Dichtung für ihn (neben der Jean Pauls) zu einem überall sichtbaren Hintergrund eigener Poesie [6]). Am stärksten legen davon seine Faustszenen [7]) Zeugnis ab, die 1819 geschrieben wurden und durchweg auf Goethescher Anschauung, Sprache und Form

1) W. A. Bd. 4, 71; Boisserée II, 311.
2) Joseph Knapp: Alb. Knapp 273.
3) Martin Knapp: Alb. Knapp 8.
4) Joseph Knapp 90.
5) a. a. O. 91.
6) Vgl. Mart. Knapp 19 f., 36 ff.
7) Mart. Knapp 206—237.

aufgebaut sind. Auf die Analyse der Dichtung kommt es hier nicht an; sie ist von Martin Knapp eingehend verfolgt worden[1]). Ebenso ist es kaum nötig, hinzuzufügen, daß Knapp, der im Tonfall Goethe oft täuschend nachzuahmen verstand, ihm nicht näher kam als Bührlen mit seinen Faustfragmenten, wiewohl ein eifriges Studium der Tragödie Goethes und ein leidenschaftliches Bestreben seines, Geistes einen Hauch spüren zu lassen, uns allenthalben vor Augen tritt. Wie im Alter Knapp über diese begabte Paraphrase dachte, beweist, daß er in das ihm einst wieder zu Gesicht kommende Heft der „Silbernen Walpurgisnacht" einschrieb: „Trauriges Zeugnis meiner jugendlichen Verirrung[2])."

Nicht anders dachte er später über Goethe selber. Martin Knapp sagt: „Man kann wohl Knapps Faustgedicht, das den Helden schließlich wieder zum Glauben zurückführen will, als eine bewußte Auseinandersetzung mit Goethe ansehen — so wäre es eher zu erklären, daß er sich jetzt dem Einfluß Goethes ganz entschlägt und sich Ludwig Uhland zuwendet." Aber auch dieser drang nicht tief. Hofackers pietistischer Rigorismus zog den Vikar Knapp in Echterdingen mehr und mehr in die frömmelnden Kreise seiner weltfeindlichen Religionslehre, so daß er bald alle vorher gedichteten Verse verbrannte, weil sie nicht „für Jesum" waren. Nun begann er auch Goethe nur noch durch die Brille seiner fanatischen Orthodoxie anzusehen und mit Gewalt alle Regungen natürlicher Begeisterung und Ergriffenheit, soweit sie sich auf ihn bezogen, zu unterdrücken. Wie mußte ihn Goethes grandioses Verständnis heidnischer Kunst anmuten, wo er über das Straßburger Münster schrieb: „Das Heidentum konnte nichts dieser Art erzeugen, weil sein Ziel allermeist nur sinnliche Harmonie und Schönheit war; in der gotischen Bauart dagegen . . . tritt uns jene geheimnisvolle Gliederschaft des geistlichen Leibes Christi vor Augen, die sich wachsthümlich durch alle verschiedenen Fugen und Gelenke zum vollkommenen Maß des Lebens und Alters Christi erhebt[3])." So entfernt sich seine Betrachtung auch von der des jungen Goethe meilenweit, der vom nationalen Standpunkt aus Erwin von Steinbachs Schöpfung zu würdigen wußte. Dies ein Beispiel, daß Knapp bald kein Kunstwerk mehr anzuschauen vermochte, ohne es in Beziehung zu seinem Glauben zu setzen. Bei der Wahrhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Natur war es dann auch natürlich, daß er noch einmal zu Goethe klar und scharf Stellung nahm, der ihn einst so mächtig gepackt hatte, vor dem er „bewundernd geflohen" war. Diese Auseinandersetzung mit ihm erfolgte in

---

1) a. a. O. 37 ff.

2) a. a. O. 44.

3) Jos. Knapp 204.

dem Gedicht „Auf Göthes Hingang“ [1]). Im April 1832 schrieb er aus Kirchheim u. T. in einem Zirkularbrief an seine Freunde: „Meine Privatarbeiten beschränken sich gegenwärtig auf die Herausgabe des Euch schon im vorigen Jahre angekündigten Taschenbuches, welches ein Gedicht von mir enthalten wird auf Göthe's Tod, der mich tief bewegt hat, weil man solch einem glänzenden Geiste auch eine Himmelsharfe gönnen möchte und darüber trauern muß, daß er seine erhabenen Talente nur für die arme Welt und für das Fleisch, ob auch hie und da in spiritualer Gestalt, angewendet hat [2]).“ Das Gedicht selbst ist am Tage der Todesnachricht entstanden, direkt unter ihrem Einfluß. Es erregte, wie Joseph Knapp mitteilt, auch in Kreisen außerhalb der Leser des Taschenbuches Aufsehen und gehört jedenfalls wegen seiner merkwürdigen Begründung der Goethegegnerschaft zu den originellsten Äußerungen, die über Goethe gemacht wurden. Ich kann die 71 Stanzen hier nur in gedrängtester Kürze skizzieren:

Mit einer unbedingten Achtung vor der Größe Goethes paart sich in dem ersten Stanzendutzend noch das höchste Lob; er läßt die vom Meister geschaffenen Gestalten nacheinander verehrend an seinem Grabe den Lorbeer niederlegen [3]) und gibt zu: „Solange Kunst nach ird'schen Zielen rennet, Wird glänzen Deines Leibes Lichtgewalt.“ Er gesteht, daß wenn einer, so Goethe ihn zu begeistern vermochte, von dem er klar empfinden und anschauen lernte. Und wie er das Naive, Liebliche, Kleinste und Anspruchloseste in der Natur zu gestalten verstand, drang er ihm „zu Herzen, dem Hauche gleich, der von den Bergen weht“. Er leugnet es nicht: „Du hattest bildnerisch die Schöpfung inne!“ Aber: „— Und Ihn den Schöpfer? ach hinabgesunken bist Du!“ Und nun bedauert Knapp an Goethes Grabe, daß seine Dichtung doch sündig und erdgeboren sei, weil er nicht „zum Weltgericht mit hohem Zürnen“ gewiesen hat, „den Herrlichsten mit keinem Worte besungen hat, als wär Er nichts“. Beim jüngsten Gericht wird man umsonst nach Goethe im Kreise der Erwählten schauen und er wird nicht im „Chor der Ewigkeiten“ tönen. Es ist dies bei Goethes riesiger Begabung doppelt betrüblich. „O was Du einst besaßest, möcht' ich haben, — so wollt ich Ihn mit Deiner mächt'gen Fülle Besingen in lebend'gen Harmonien.“ Die Stanzen schwellen zur Kontroverspredigt auf. Zürnend wendet sich Knapp gegen Goethes Hellenentum, gegen des Prometheus Trotz, gegen die römischen Elegien, gegen

1) Christoterpe 1833. Ebenso in den „Herbstblüten“.

2) Jos. Knapp 233.

3) Faust, Götz, Tasso, Egmont werden anerkannt, dagegen die Wahlverwandtschaften, Wilhelm Meister u. a. (s. u.) aufs energischste zurückgewiesen.

Werther, „der sein Selbst getötet Und sterbend nicht vor seiner Schmach errötet"; wo doch „Pindar und Sophokles selbst nach Christi Freuden seufzten". Stanze um Stanze reiht nun Goethes Vergehen wider Christi Lehre, wie sie sich in Knapps Geist spiegelte, auf. Und trotz aller Bewunderung vor einzelnen Leistungen wird ihm die Berechtigung zum Eintritt in das Reich Gottes versagt.

Wir haben hier zum erstenmal eine positive Stellungnahme zu Goethe vom christlichen Standpunkt aus. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, wie M. Knapp annimmt, in den „Bildern aus dem Scheol" (1834) noch nachklingt, wo im Gedicht VIII die Ankunft eines Mannes aus der Hölle gezeigt wird, der auf Erden ein großer Geist war[1]). Denn in der Tat konnte Goethes Lösung des Faustproblems, wie es im zweiten Teil erscheint, Knapp nicht behagen. Goethe ließ Faust erlöst werden, weil er immer strebend sich bemühte, Knapp aber kannte nur eine Erlösung aus Gnade[3]). Also eine Erhöhung nicht deswegen, sondern trotzdem.

Auf einer Reise durch Zürich lernte Knapp Luise, des von ihm hochverehrten Lavater Tochter, kennen, die ihm auch die Korrespondenz ihres Vaters mit Goethe vorlegte und von dem Gang dieser Freundschaft berichtete. „Wir konnten bei der einfachen Darlegung des Sachverhalts nicht im ungewissen darüber bleiben, auf wessen Seite die Schuld dieser betrübenden Zertrennung gelegen habe[2])." Es mochte ein weiterer Grund sein, der Persönlichkeit Goethes abgeneigt zu werden, an die ihn nichts knüpfte als ein richtiger Instinkt für Größe und Bedeutung; aber auch dieser vermochte zu keiner klaren Erkenntnis zu gelangen, weil seine religiöse Leidenschaft alles überwucherte. So konnte er sich zu Urteilen versteigen, die den geistlichen Dichter Jakob Balde dem Dramatiker Shakespeare an die Seite stellten[4]). Immerhin gehörte Goethes Mignonlied für ihn stets zu dem herrlichsten, was er hervorgebracht[5]), und noch in älteren Jahren verschloß er sich gegen die lyrischen Schöpfungen des Meisters keineswegs, zitierte oft aus ihnen und gedachte nicht selten ihrer, wenn er sich in Anschauung der Natur versenkte. Auch sind noch in späteren Poesien Knapps Einflüsse Goethescher Kunst zu spüren[6]). Denn er befeindete Goethe in erster Linie wegen dessen, was ihm fehlte. Darum

---

1) Mart. Knapp 97.

2) Jos. Knapp 245.

3) Vgl. sein Gedicht auf Napoleons Bestattung (Bilder aus der Vorzeit, 1862): „Doch noch größer als die Sünd' ist Gnade."

4) Sechs Lebensbilder 63/7.

5) Jos. Knapp 508.

6) Mart. Knapp 74 und 139 ff.

hielt natürlich auch er Schiller für die sittlichere Persönlichkeit und hob ihn über den Menschen Goethe hinaus[1]).

Es scheint etwas merkwürdig Erzwungenes in Knapps Wesen, so auch in seinem Verhältnis zu Goethe zu liegen. Fast als ob er sich selbst, als ob der Prediger in ihm sein anderes künstlerisches Ich, das für Goethe stimmte, zu überschreien suchte. Und dennoch muß die Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue des Mannes betont werden, der im Privatleben offenbar lebendiger und toleranter als in seinen Schriften und Kanzelreden war. Aber er blieb stets Sklave seines Glaubens. Er wäre der größte Goetheverehrer gewesen, wenn er nicht der einseitigste und fanatischste Christusanbeter gewesen wäre. Goethe ließ ihn nie los und doch mußte er ihn stets bekämpfen.

5.

Mit Paul Pfizer und Notter, hauptsächlich aber dem ersteren, bekommt die Goethekritik durch das Hervortreten des nationalen Standpunktes eine besondere Färbung. Paul[2]) Pfizer war ein bedeutender politischer Kopf, der wie Notter an den Zeitereignissen leidenschaftlichen Anteil nahm. Die unermüdlichen Kämpfe um die Verfassung in Württemberg gegenüber den reaktionären Intentionen Metternichs, der Sieg der Reaktion, Hofackers Regiment in Tübingen und die immer wieder auftauchenden Burschenschaften mußten in der Jugend das politische Interesse wecken und beflügeln. Es schlug allenthalben in leidenschaftliche Stellungnahme und Erregung um, als in Frankreich die Julirevolution losbrach. Damals schuf sich die radikale Opposition in Lohbauers „Hochwächter“ ein Organ, das erbittert für ihre freiheitlichen Ideale focht, ohne allerdings dauernden Erfolg zu erzielen; und 1831 erschien als bedeutendste Frucht der politischen Hoffnungen und Entwürfe Pfizers „Briefwechsel zweier Deutscher“. Bei dem Lebensgange Pfizers, der, solange es ihm seine Gesundheit erlaubte, nicht aufhörte, für die Sache der liberalen Opposition tätig zu sein, ist es verständlich, daß seine ästhetischen Urteile mitunter jene leichte politische Legierung erhalten, die auch in seiner Stellung zu Goethe sichtbar wird.

Allerdings erst im „Briefwechsel“. In seinen Jugend- und Studienjahren schwankte der verschlossene, reizbare Schwabe zwischen philosophischen, religiösen und dichterischen Neigungen, die ihn zeitweilig in solche Unruhe und Unklarheit über seine Lebensbestimmung brachten, daß er ganz ernstlich damit umging, „an Göthe zu schreiben und ihn um Rat in seiner Be-

1) Vgl. Gedicht „An Schiller“.

2) Was Gustav Pfizer betrifft, s. Anhang S. 161.

drängnis zu bitten" [1]). Dieses kindliche Vertrauen, dieser hoffende Aufblick zu dem berühmten Manne begegnete uns schon andeutungsweise bei K. Ph. Lohbauer und Bührlen. Wir werden ihn auch bei Notter und am hingebendsten und leidenschaftlichsten bei Waiblinger wiederfinden. Seine schrankenlose Goetheverehrung suchte dieser Brausekopf auf alle Freunde zu übertragen; auch auf den frühreifen, klugen Pfizer wird sie nicht ohne Einfluß gewesen sein: Auf Waiblingers stürmische Fragen wegen Calderon, Cervantes, Dante, Milton erwidert ihm Paul Pfizer am 6. November 1821 aus Tübingen, daß ihm die Werke dieser Männer, wo er sich auf Goethe, Shakespeare und Homer beschränken müsse, noch zu fern lägen, um ein Urteil zu wagen. Lobend gedenkt er „Kalderons duftiger Poesie" — „aber mit Göthe, der aus allen Tiefen und allen Höhen der Welt und des Lebens überschäumen läßt, mag ich ihn nicht vergleichen . . ." [2]).

Die falschen Wanderjahre hielt er zunächst wegen ihrer strengen Nachahmung des Goethestils für eine Schöpfung des Meisters. Er wurde über den „inneren Gehalt des trefflichen Vorbildes durch die so täuschend nachgeahmte Form des Nachdrucks zweifelhaft und irre gemacht" [3]).

An Goethes patriotischer Gesinnung Kritik zu üben, dachte Pfizer damals noch nicht, wo er sich eben, vom nationalen Gefühle durchdrungen und beeinflußt, absprechend über Hölderlins Hyperion ausgelassen, mit dem Zusatz: „Ganz empörend aber finde ich Hölderlins Schmähungen auf Deutschland . . . [4])".

Erst im „Briefwechsel zweier Deutscher" wird dieser Standpunkt für seine Stellungnahme zu Goethe wirksam.

Notters Exemplar [5]) ist mir leider nicht zugänglich gewesen. So war es nicht immer klar zu entscheiden, welche Stellen von ihm, welche von Pfizer herrühren. Denn es ist nicht die Rollenbesetzung (Wilhelm = Notter, Friedrich = Pfizer) festgehalten und innerhalb eines Briefes lassen sich oft deutlich zwei Stimmen vernehmen. Das allermeiste soll aber von Pfizer selbst sein. Hin und wieder schien mir Notters schwerfällig-tiefbohrender, nicht leicht übersichtlicher Stil sich von dem kontrastierenden, schnelleren und plastischeren Pfizers abzuheben. Auch führten manche Ansichten und Sprachgewohnheiten mich gelegentlich auf die Spur nach dem Verfasser

1) Notter im Nekrolog.

2) Hs. Kgl. L.Bibl. Stuttgart.

3) a. a. O. 10. Febr. 1822.

4) a. a. O. 6. Sept. 1822.

5) Daß dem Buche ein wirklicher Briefwechsel zwischen Pfizer und Notter zugrunde lag, ist bekannt. Notter hat in seinem Exemplar die von ihm stammenden Gedanken unterstrichen.

(so bei Notter). Im ganzen ist, wenn man aus den literarästhetischen Ansichten und den verschiedenen Urteilen über Goethe das Fazit zieht, eine sich gegenseitig höchstens ergänzende, aber kaum direkt sich widersprechende Gesamtansicht zu erkennen. Der zweite Teil ist bekanntlich so gut wie vollständig von Pfizer. Die in dem Werke ausgesprochenen gegensätzlichen Anschauungen haben letzten Endes ihre gemeinsame Wurzel in Pfizers Gedankenwelt selbst, der ja auch im Vorwort andeutete, daß man gegebenenfalls „einen innerlichen Dualismus von der Art“ annehmen dürfe, „wie wohl jeder aufmerksame Selbstbeobachter ihn in seiner eigenen Brust entdecken kann“[1]).

Pfizer legte zunächst die Sonde kritischer Betrachtung nicht an den ästhetischen Wert und die künstlerische Vollendung von Goethes Werken, denn diese war fest anerkannt, wenn auch noch nicht kritisch begründet worden, er suchte vielmehr sich mit ihrer nationalen und volkspädagogischen Seite auseinanderzusetzen und fragte sich: wie kommt es, daß sie zwar welthistorische, aber nicht rein nationale Dichtungen sind? War es ein Fehler, daß ihr Schöpfer mit Überspringung des nationalen Gedankens den Humanitätsgedanken zu glorifizieren strebte? Die Frage wird schon im ersten Teil gestreift, im zweiten diskutiert, aber von Pfizer nicht endgültig beantwortet. Zunächst spricht sich am deutlichsten seine Stellung zu Goethe in folgenden Sätzen aus[2]): „Goethe, der klarste, umfassendste und gebildetste Geist, den Deutschland hervorgebracht hat, scheint wirklich von der Natur so reich ausgestattet worden zu seyn, daß es blos von seiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunst oder Wissenschaft er die Meisterschaft erringen wollte, und für die Poesie hat Goethe sich wohl nur darum vorzugsweise entschieden, weil diese seinem Genius das universellste Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenstände für die Poesie gefunden, wäre es ihm vergönnt gewesen, sich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff seiner Dichtungen aus einem vollen, frischen und bewegten Nationalleben zu schöpfen, so würde er ohne Zweifel auf der mit Götz von Berlichingen so großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeschritten seyn. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin sein mächtiger Geist mit voller Befriedigung sich hätte versenken können, und trieb ihn gewaltsam in sich selbst und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Brust zurück. In Ermangelung bereits fertiger praktischer Interessen, die ihm das Leben hätte

1) Briefwechsel (ed. G. Küntzel) 6.

2) Dafür, daß hier Pfizer spricht, legt schon der Umstand Zeugnis ab, daß er am Ende des Briefs auf seine Gedichte hinweist.

bieten sollen, war er genöthiget, sich selber erst die Objecte und die Interessen zu suchen und zu schaffen, und das Alterthum, die Wissenschaft, ja selbst die Ökonomie und die conventionellen Lebensformen in seinen Bereich zu ziehen. So erscheint denn seine Schöpferkraft fast überall durch Reflexion beschränkt und neben dem poetischen Zweck wird auch ein wissenschaftlicher, sey es nun eine psychologische Zergliederung oder die Ergründung sonstiger Lebenserscheinungen, verfolgt. Daher steht Goethe Shakespear'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben so sehr nach, als er ihn an Universalität, kunstsinniger Vollendung, Bildung und philosophischer Klarheit übertrifft. Goethe ist mehr, aber auch weniger als Shakespeare, und ich hätte unserer poetischen Literatur lieber noch einen Shakespeare als einen Goethe wünschen mögen[1])."

Klarer enthüllt sich der Kern dieser geistreichen Konstruktion erst im zweiten Teil, vorerst fährt er fort: Goethe flüchtete sich aus der farblosen Gegenwart in die antike Welt und zu ihrer Anschauungsweise. Gleich ihm bestrebte man sich, die sinnliche Natur des Menschen wieder zu vergöttlichen, was zu solchen verwerflichen Darstellungen der Wollust führte, wie Lucinde und Ardhingello. „Aber selbst im glücklichsten Fall, wo es, wie dem Dichter der römischen Elegieen, gelang, das sinnliche Element der Menschennatur rein und mit naivem Sinn aufzufassen, ist wenigstens das zu erinnern, daß solche Dichtungen nicht unserer Zeit angehören, für welche die Liebe, als ein physisches Bedürfniß betrachtet, nimmermehr ein poetischer Vorwurf seyn kann[2])." „Und dieß ist nun überhaupt die eigentliche und höchste Aufgabe der künftigen Poesie: die Natur durch den Geist zu verklären, Freiheit und Nothwendigkeit miteinander zu versöhnen[3])." Doch ist Pfizer wohlbekannt, und damit kommt er wieder zu dem Ausgangspunkt des Briefes, „daß . . . nur die That, nicht die Poesie, das Vaterland aus seiner gegenwärtigen Schmach und Unmacht retten kann". Im praktischen Teil wird anläßlich der Aussprache über die nationale Einheit der Deutschen, die Frage aufgeworfen, wieweit die „drei Heroen unserer Literatur, Herder, Goethe und Schiller" sie gefördert hätten. Wilhelm vertritt die Ansicht, daß sie durch die Predigt des „Evangeliums der Humanität" einen schlecht verstandenen Kosmopolitismus großgezogen hätten, dem die Humanität als ein Surrogat der Nationalität gegolten hätte[4]). Aber „Nationalität ist die Persönlich-

1) Briefwechsel 100.
2) a. a. O. 101.
3) a. a. O.
4) a. a. O. 134.

keit der Völker"[1]), ist „die erste Bedingung der Humanität"[2]). Dem gegenüber macht Friedrich geltend, daß „jene Heroen" „die geistige Einheit der Nation in ihrer kläglichsten Zeit gerettet" hätten, was unendlich wertvoll sei, da „die vollendete geistige Einheit" der äußerlichen Einigung vorhergehen müsse[3]). Derselbe Friedrich neigt aber an anderer Stelle wieder leise zu Wilhelms Ansichten, wenn er von der Pädagogik als dem Lieblingsfach der Deutschen spricht und versetzt: „Selbst Goethe hat es nicht verschmäht, seinen neuesten Roman hauptsächlich diesem Gegenstand (jedoch gleichfalls mit Übergehung des Staates und des Vaterlandes)[4]) zu widmen[5])." Mit den Gedankenläufen Wilhelms von der notwendigen Grundlage der Nationalität für alles Weltbürgertum klingt das Buch aus; man darf füglich annehmen, daß bei allem „innerlichen Dualismus" Pfizers eigener Glaube eher zu dem Wilhelms hinneigte. Trotz der Kritik an der nationaldeutschen Gesinnung Goethes, war sich Pfizer über den künstlerischen Wert seiner Werke völlig im klaren[6]). Seine Überzeugungen decken sich zweifellos mit den, wohl von Notter stammenden Urteilen über den „einzig schönen" Goetheschen Fischer, aber auch mit seinem Tadel über den, die „Schönheit der Form an sich als sein Objekt" betrachtenden Künstler. „Alles bloß an sich und für sich, ohne seine Basis, ohne seinen Zusammenhang mit der Welt, der es erst zu dem macht, was es ist, Aufgefaßte, wird, und wäre es auch sonst das Höchste (wie z. B. in Goethes Pandora, Proserpina) zur abgezogenen seelenlosen Form[7])." So erscheinen Notter noch in der Natürlichen Tochter „tiefsinnige Gedanken nur mit einem dünnen Gewebe von conkreter Gestaltung übersponnen". Allein der Gedanke sei der eigentlich poetische, der seine vollendete und klarste Fassung nicht im „nackten Begriff", sondern im Bilde, im Konkreten erfüllt fände.

Damit sind wir schon in die Betrachtung von Friedrich Notters Beurteilung Goethes eingetreten. Nicht so stark wie bei dem größeren Politiker Pfizer, klingt bei ihm das nationale Moment in der Kritik mit, doch suchte auch er Antwort auf die Frage, ob Goethe nationales Empfinden gehabt habe oder nicht. Notter war als Student ein begeistertes

1) a. a. O. 134.
2) a. a. O. 150. Vgl. auch S. 249.
3) a. a. O. 151.
4) Von mir gesperrt.
5) a. a. O. 190.
6) a. a. O. 116.
7) a. a. O. 91/92.

Mitglied der Burschenschaft in Tübingen, und seine vaterländische Gesinnung weist sich schon darin aus, daß ihm Mörike damals nicht patriotisch genug dachte, denn daß dieser „ein Streben, das trotz alledem für jeden, welcher der Zerrissenheit Deutschlands gedachte, einen sehr ernsten Hintergrund hatte, lediglich nach der komischen Seite“ auffaßte, stieß ihn ab [1]). Zehn Jahre später (1829) lernte er durch die Vermittlung Sulpiz Boisserées Goethe kennen. Auch diese Begegnung gehört in das Kapitel des Politikers Notter. Hatte Schwab [2]) seinen Landsleuten den liebenswürdigen Menschen Goethe gezeigt, so wies Notter auf den national empfindenden Denker. Wohl teilte auch er mit, wie die Unterhaltung mit dem Meister „jeder steifen Förmlichkeit entbehrte“, wie er „nicht eine Spur des vornehmen, zurückhaltenden Benehmens, welches man so oft an dem großen Dichter bemerkt haben will,“ gefunden habe [3]), aber der Hauptton des Berichtes liegt doch wo anders: auf die Frage Goethes, ob wohl Hoffnung für das Zustandekommen des Anschlusses Preußens an den süddeutschen Zollverein da sei, bejahte Notter, worauf Goethe „mit freudigem, tief aus der Brust geholten Tone“ versetzte: „Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands [4])!“

Zweifellos hat Schwaben vor Friedrich Vischer keinen bedeutenderen Kritiker gehabt als Notter, jedenfalls keinen, der sich objektiver, gründlicher und gewissenhafter zu sein b e s t r e b t e als er. Nicht nur für sich wollte er den Dichter betrachten, sondern er suchte ihn zu vergleichen mit anderen, in Beziehung zu setzen zu seiner Umgebung. Er bemühte sich, auf alle Weise in den Kernpunkt der Dichtung einzudringen und das ihr Eigentümliche klarzulegen; er war fast ängstlich bedacht, rein persönliche, subjektive Empfindungen auszuschalten, und forschte, nur um nicht parteilich zu erscheinen, oft absichtlich nach Fehlern. So bekommt seine Methode mitunter eine schwerfällige, gequälte Form und seine Ausführungen streifen dann hart an Tüfteleien und willkürliche Konstruktionen. Politisch liberal, empfand er in der Kunst ganz aristokratisch. Dem volkstümlichen Gesange, den „rein liedmäßigen Erzeugnissen“ vermochte er nicht immer gerecht zu werden, denn seine „dichterische und literarische Tendenz ist ganz entschieden auf die Dichtung hohen Stils gerichtet“ [5]). So wurde er ein leidenschaftlicher Danteverehrer und bewunderte schon frühzeitig bei Schiller

1) Notter: Mörike 8/9.
2) Auch an Hölderlin und Meyer könnte man erinnern.
3) Günthert: Mörike und Notter 91.
4) Biedermann IX, 2, 279 f.
5) Herm. Fischer: Beiträge I, 193.

„das Hinreißende der moralischen Kraft, die bei Goethe — den Anfang des Faust ausgenommen, — sehr in den Hintergrund" trete[1]).

Notters richtiger künstlerischer Instinkt ließ ihn darum doch den „gewaltigen Heros Göthe"[2]), „hinter dem die Lieder der Spätern . . . meist nur wie Nachklänge lauten," nicht verkennen. Wenn der „Briefwechsel" sich, wie wir sahen, gegen das Unwirkliche der poetischen Anschauung in der Natürlichen Tochter oder der Proserpina wandte, in Goethes Lyrik fand Notter „das Erzübel aller jetzigen Poeten", „sich seiner Gedanken auf dem Verstandeswege, statt auf dem Wege der Poesie bewußt zu werden", nicht vor. Goethe erschien ihm als „der größte deutsche Lyriker"[3]), und wie die schwäbischen Romantiker, so hielt auch er die Gedichte für das Bedeutendste, was der Meister geschaffen. Seine Forderung, daß die Poesie „nicht blos als ein in der Seele des Dichters vorhandenes Gebild erscheine, sondern einen Eindruck von Wirklichkeit mache," fand er hier erfüllt. Zusammenhängend hat sich Notter nie über Goethes Lyrik ausgesprochen, doch in seinem Aufsatze „Ludwig Uhland" mehrmals auch auf sie Bezug genommen. Sie vermöge die ihr zugrunde liegende Stimmung auch in andern „weniger durch das innere Mark unmittelbarer Geistesäußerungen" zu erregen, „als durch jene selige Leichtheit des Bewußtseyns, die, wenn sie sich auch nicht im energischen Gedanken äußert, mindestens die Melodie energischer Gedanken in der Brust erweckt. Ganz anspruchslos hingeworfene Liedchen Göthes — mit welchem Lebensmuthe wehen sie uns an! und welche Flügel wachsen dem Geiste vollends da, wo die Dichtung einen höheren Rang einnimmt, z. B. um unter Hunderten an Ein Lied zu erinnern, bei den Worten: Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!" usw.[4]). Diese gleiche, auf die verschiedensten Menschen wirkende poetische Kraft findet Notter auch in Goethes Balladen. Dadurch, daß Uhlands Romanzen „poetisierte Situationen", aber nicht „poetisierte Empfindungen" vorführten, könnten sie immer nur auf einen beschränkteren Kreis wirken, dem sich „solche äußeren Verhältnisse" nicht „als etwas künstlich Erfundenes darstellten"[5]). Dagegen „Göthes Balladen sind nicht minder zart, nicht minder ätherisch . . ., aber sie sind lebendiger, d. h. sie passen mehr in die Gegenwart, und sprechen schon aus diesem Grund die Masse der Nation mehr an[6]). Auch Göthe gebraucht gefangene

---

1) Günthert 103.
2) In L. Bauers „Schwaben wie es war und ist" 90.
3) Notter: Mörike 4.
4) In L. Bauers „Schwaben" 71.
5) a. a. O. 64.
6) Eine äußerst fragwürdige Behauptung.

Grafen, wandernde Sänger, kampflustige Ritter und dergleichen als Personal seiner Dichtungen, aber er schildert deshalb keine Chevalerie; sein Schauplatz gehört keiner Welt an, deren Sitte, Glaube, Anschauung nicht mehr die unsrigen sind, er schiebt uns nichts Veraltetes, Fremdes als etwas unsern Verhältnissen Vertrautes, Heimisches unter."

Anders urteilte Notter über den Dramatiker Goethe. Jene „Schwungkraft", die „Sache des unmittelbaren dramatischen Instinktes ist", hätten weder Goethe noch Uhland besessen [1]). Der Dramatiker müsse, „und der Tragiker insbesondere auf einen weit massenhafteren Eindruck hinarbeiten, muß das Dahinschreiten des Schicksals gleichsam körperlich vernehmbar machen, muß von Handlung zu Handlung drängen, und darf sogar mancher Kunstgriffe, die den Leser oder Zuhörer bewältigen und hinreißen, sich nicht überheben ... Darum haben Göthe's so rein gedachte Stücke, Iphigenie und Tasso, so geringes dramatisches Interesse" [2]). Auch erscheint ihm an anderer Stelle der Tasso als ein Werk, „welches zuletzt auf dem Verstandeswege Rechenschaft von dem innern Wesen einer Dichternatur geben will" [3]).

Es ist nicht zu leugnen, daß Notters psychologisierende Neigungen, sein Spüren nach den Grundlinien einer Menschennatur, seinen Blick trüben und sein Urteil verwirren konnten. So enthalten die von Günthert mitgeteilten Tagebuchblätter, die Notter auf dem Berkheimer Hof niedergeschrieben hatte, auch manche wunderlichen Gedanken über Goethe und Schiller. Z. B. nehme bei Goethe im Alter „der Adel, die Gewalt der Seele in allen Dingen ... eher ab als zu" (im Gegensatz zu Schiller). „Nur in dem schönen Gedicht auf Schillers Tod und in einigen Gedichten des schon greisenhaften west-östlichen Divans," trete er, gleichsam gereinigt von den Schlacken des minutiösen Lebens, wieder erhaben und seelenwarm auf, aber dieser Stellen seien nur wenige [4]). Wir werden solche, in Zeiten abgeschlossener Einsamkeit niedergeschriebene Gedanken kaum zu hoch bewerten dürfen. Sie sind Geburten einer Periode, die für Notters ohnehin zu „mystischer Contemplation" und Weltflucht neigendem Charakter nicht von Nutzen gewesen war. Aber „durch die Februarrevolution wurde Notter im wahrsten Sinne ‚aufgeweckt'" [5]). Er wurde Abgeordneter im württembergischen Landtag von 1848/49.50 und 1851 und 1855 abermals gewählt. Doch schon in den nach 1852 gedichteten Terzinen

1) Notter: Uhland 423.
2) In L. Bauers „Schwaben" 75.
3) Notter: Uhland 19.
4) Günthert 103.
5) Herm. Fischer a. a. O. 124.

„Rückkehr zur Dichtung“ spricht sich die Sehnsucht nach Poesie und Kunst in dem vom Parteikampfe ermüdeten, nie der öffentlichen Tätigkeit geneigten Manne aus. Und wie bei Märklin oder Uhland, erklingt auch bei Notter spät, was früh erklang: er vergegenwärtigt sich wieder die Gewalt Goethescher Kunst und faßt den Eindruck in den vornehmen Rhythmen „Deutschlands Dichter“ zusammen, die er seinem posthumen Werk „Gott und Seele“ [1]) einreihte:

Ihr kennet mich: aus ew'gen Liedern dringt
Die Kunde meines Wandelns auf der Erde;
Nicht braucht es, wo des Freundes Stimme klingt,
Daß erst sein Name euch genennet werde.

Ihr kennet mich, der eurer Seele rief,
Der knospenden, in holden Werdens Tagen,
Und bei ihr blieb, als vor euch, nebeltief,
Im Scheideduft der Jugend Bilder lagen.

Ihr kennet mich, des Ohr die Töne fand,
Die, lenzumhaucht, zum Lebensquelle laden,
Um dort, dem Druck der Niederung entwandt,
„Die ird'sche Brust im Morgenrot zu baden“.

1) Zweite Hälfte „Zum Zeugnis der Einzelnen“ 439.

IV.

Reaktion. Nachromantische Strömungen.

1.

Notter, der so viele Dichtergenerationen überlebte, kann auch als Bindeglied zwischen dem Kreise Uhlands und Mörikes gelten. Mit beiden Persönlichkeiten war er befreundet. Wurde ihm an dem einen das rastlose Wirken, wo das Leben ihn auch hinstellte, vorbildlich, so zog ihn zum andern das innige Aufgehen in die Zauber der Natur, das mystische Sichversenken in die dem kalten Verstande verschlossenen Kammern des Menschenlebens. Doch auch bei Mörike wurden diese dunklen Flächen gerade durch breite Streifen sonnigen Humors durchbrochen. Und wie sein Bild, so zeigt das der ganzen Dichtergeneration von Hauff bis Mörike eine Vereinigung heterogenster Elemente. Denn wiewohl alle, außer Hauff, direkt oder indirekt miteinander in Freundschaft verbunden waren, gingen sie doch in ihrer dichterischen Produktion verschiedene Wege. Sie stellten zum Teil eine Reaktion gegen die Romantik dar, wie Hauff und Waiblinger, ohne daß Hauff frei von romantischen Einflüssen geblieben wäre. Lohbauer, der Politiker dieser Generation, war nach jeder Kunstrichtung hin zersplittert. Der Literarhistoriker Rapp konnte sich von dem Geiste der Romantik nie befreien, und man kann seine poetischen Schriften immerhin als romantische bezeichnen. Bei Bauer und Mörike wiederum schmolz ein unromantischer, plastischer Wirklichkeitssinn mit poetisch-spielenden und mystischen Neigungen zusammen, die an Tieck und Novalis erinnern.

Daß sie aber alle im Schatten Goethes, Schillers, der Romantik und des durch sie für Deutschland wiedergeborenen Shakespeare aufwuchsen, schließt am Ende um sie einen gemeinsamen Kreis. Man kann sie als Epigonen bezeichnen, falls man das Wort seiner tadelnden Bewertung entkleidet und es rein begrifflich faßt. Denn sicherlich gilt auch für sie Immermanns Wort: „Wir sind Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen [1].“ Doch diesen unerhörten Reichtum von Stoffen, Formen und Gedanken, den sie ererbt hatten, galt es

---

1) Immermann: Epigonen II. Buch, 10. Kapitel.

erst zu erwerben, um ihn besitzen zu dürfen. Und die Art seiner Besitzergreifung, wie sie das Gegebene neu zu gestalten, mit eigenem Geiste zu durchwirken suchten, wurde die eigentlich schöpferische Tat dieser Generation. Aber den ererbten Schmuck in dem Feuer eigener Produktionskraft und Phantasie einzuschmelzen und umzuschmieden, gelang restlos wohl nur einem von ihnen: Mörike. Denn neben Lohbauers berühmten Aperçu: „Mörike ist, als wäre er ein Sohn Goethes, geistig, aus geheimnisvoller wilder Ehe[1])", möchte man doch, um seine innere Unabhängigkeit vom Meister zu betonen, das Paradoxon hinzufügen: Mörike würde in Goethes Geist gedichtet haben, auch wenn Goethe nie gelebt hätte. Goethe gab der Eigentümlichkeit seiner Dichtung nur noch eine bestimmte Richtung. Aber damit stand Mörike keineswegs allein da. Denn Hauffs und besonders Waiblingers praktische Reaktion gegen die Romantik bewies sich darin, daß sie die formlose Unbegrenztheit der romantischen Kunst mit einer linienfesten gegenwartfreudigen Darstellung des Realen vertauschten. Diese Freude am Realismus des Lebens tritt auch bei Bauer und vor allem in unerhört feiner psychologischen Vertiefung in Mörikes Maler Nolten klar zutage. Man lernte die kleinen Buchstaben des Lebens lesen und erkannte nun vor allem auch in Goethes Lyrik und Epik diesen Realismus in ganz ähnlicher Form wieder. Daher kann man allenthalben Goethes Einfluß, weniger was den Stoff, als was die Anschauung und Verarbeitung des Stoffes betrifft, unter den schwäbischen Dichtern dieser Zeit finden. Wieweit dann auch die Einflüsse Scotts, Byrons, Shakespeares u. a. wirksam wurden, gehört nicht hierher.

Die Linie der Goethekritik jener schwäbischen Dichtergeneration nimmt merkwürdig unsichere Form an. Im Gegensatz zur Romantik ist sie unbestimmt und im wesentlichen durch die individuelle Eigenart dieser so verschieden gearteten Persönlichkeiten gezeichnet. Bleibend ist der Stellung zu Goethe der verehrungsvolle Ton, das Bewußtsein, hier einem dichterischen Heros gegenüberzustehen, der im wahrsten Sinne welthistorisch und in der Bedeutung seiner künstlerischen Vollgewichtigkeit undiskutierbar genannt zu werden verdient. Nur die Gründe, warum man Goethe verehrte, waren gänzlich verschieden und konnten, wie z. B. bei Rapp, zu sonderbaren Schlüssen führen.

Die politische Stimmung um 1820/30 ist schon bei Pfizer skizziert worden. Sie konnte für ein durchdringendes Goetheverständnis nicht günstig genannt werden. Der laute Wogenschlag der Ereignisse über-

1) An seine Braut v. 27. 4. 1840. Wilh. Lang: Lohbauer 157.

tönte die zarten Klänge seiner Seelendramen. So rief auch Goethes Tod nur kurzen Widerhall in der Öffentlichkeit wach. Der Lärm des Tages verschlang rasch die stille Trauerkunde. Friedrich Notters Zeitung „Hesperus" nimmt z. B. überhaupt keine Notiz vom Hinscheiden des Dichters, und nur am 20. Mai d. J. ist eine Mitteilung Eckermanns, den Nachlaß betreffend, abgedruckt[1]). In der „Allgemeinen Zeitung" (Augsburg) findet sich vom 28. März 1832[2]) nur eine Korrespondenz aus Jena, und in der 2ten Beilage steht noch die Tatsache verzeichnet, daß Schelling als Vorstand der Kgl. Akademie der Wissenschaften in München nach Eröffnung der Sitzung „rührende Worte der innigsten Trauer über die eben angelangte Todespost Goethes" beigefügt habe[3]). Ausführlicher sind Nachrufe in Cottas „Morgenblatt". Das Hauptblatt vom 4. April[4]) enthält Gustav Pfizers poetischen Nachruf. Nr. 85 bringt eine Londoner Korrespondenz: Carlyle über Goethe, und mit redaktioneller Anmerkung einen häßlich einseitigen Nekrolog aus dem Journal des débats. In Nr. 91 (16. April) folgt der Epilog zum Tasso des Kanzlers Müller, die „verspätete" Korrespondenz von Goethes Leichenbegängnis und, endlich wird in Nr. 94 (19. April) noch Ludwigs Tiecks „Epilog zum Andenken Goethes" ganz abgedruckt. In Lohbauers „Hochwächter" lautet die Todesnotiz recht lakonisch am 30. März 1832[5]): „Der große Göthe ist endlich gestorben. Sein Todestag ist der 22. März 1832. Er wurde fast 83 Jahr alt und verschied sanft und schnell an Altersschwäche in seinem Haus in Weimar. Seine Gebeine werden in der Fürstengruft daselbst und an Schillers Seite ruhen." Ein ausführlicher Nachruf folgte nicht. Aber es ist verständlich, wenn man bedenkt, daß damals der Hochwächter mit Aufbietung aller Kräfte nur noch für seine politischen Ideen tätig war, Kunst und Literatur aber ganz in den Hintergrund gedrängt wurden. Am 23. Mai[6]) deutet es sein Redakteur selbst an, daß die fehlenden Theaterberichte und die Leere des Stuttgarter Schauspielhauses nicht ohne Wechselbeziehung zu den politischen Ereignissen seien. Er schließt mit der dringenden Mahnung, den „toten Ballast der trivialen Schau- und Lustspiele und Opern" über Bord zu werfen und eine „entschiedene Richtung nach dem Classischen und nach dem Zeitverwandten" einzuschlagen. Es ist unzweifelhaft, daß Rudolf Lohbauer zu dem viel beizutragen versucht

1) Hesperus 1832 I, 428.
2) Beilage 352.
3) a. a. O. 478.
4) Nr. 81.
5) Hochwächter 1832, 349.
6) a. a. O. 568.

hatte. Denn hatte er auch in seinen Kritiken alle Augenblicke die Politik bei der Hand, um von „Don Carlos“ oder „Nathan“ auf aktuelle Zeitfragen überzuspringen, er machte die Kunstkritik wenigstens nie zum Schemel seiner Partei; in jedem Falle aber heben sich seine Theaterrezensionen als wahre Glanzpunkte von der landläufigen Tageskritik sowohl im Geschmack als im Verständnis der besprochenen Werke ab.

Seine Theaterberichte zeigen Verständnis und Begeisterung für Schiller; trotzdem bleibt ihm Shakespeare „der größte Schauspieldichter der christlichen Zeit“ [1]). Gerade ihm sucht er in ausführlichen Besprechungen von „Romeo und Julia“ oder „Kaufmann von Venedig“ immer wieder gerecht zu werden. Wie Lohbauer manchmal in kurzen Sätzen ein Werk ausgezeichnet zu charakterisieren versteht, so sind fraglos seine Kunstberichte oft mehr geistreich als tiefdringend. Doch ist es augenscheinlich, daß er sich gerade welthistorischen Schöpfungen gegenüber, und dies gilt auch für Goethe, mehr auf die Materie zu beschränken, auf das Wesen des Kunstwerks zu konzentrieren sucht.

Anläßlich der Besprechung von Töpfers Dramatisierung von „Hermann und Dorothea“ findet er, indem er dies Machwerk gänzlich verwirft, preisende Worte für die Schönheiten des Goetheschen Epos [2]). Das war am 7. Februar 1831. Erst am 2. März 1832 finden wir die Theateranzeige, daß der „Faust, Tragödie von Göthe in 6 Abtheilungen“, „für das Königl. Hof-Theater zur Darstellung eingerichtet und, in Scene gesetzt von Regisseur Seydelmann“, aufgeführt werden solle [3]). Dieser Aufführung folgte am 11. März d. J. die Kritik Lohbauers. Nach einigen einleitenden Worten heißt es: „Es ist bekannt, daß Göthe selber an den Versuchen der Aufführung seines Faust in Teutschland Antheil hat: Wenn ihn dabei einige Eitelkeit trieb, so trieb die andern — Liebe zu ihm und die unwiderstehliche Neigung, den Hochverehrten von allen Seiten bewundern zu können. Faust aber, der Göthe'sche, eignet sich nicht zur Darstellung, das hat der letzte Versuch auf teutschen Bühnen, der Stuttgarter, gezeiget. Wenn auf der einen Seite der reflectierende, der rein übersinnliche, der philosophische Theil, der ja sogar eine nicht kleine Abtheilung des Buchs von Einer Figur ruhig oder unruhig im Sessel wegdenken und wegfühlen läßt, aus den Grenzen der äußerlichen Darstellung, der eigentlich dramatischen Kunst schreitet, so tritt er auf einer andern Seite, auf der des derben Anrührens des nackten Lebens ebenso in conventioneller Hinsicht darüber hinaus“; außerdem verhinderten noch die beschränkten technischen

1) a. a. O. 1831, 730.
2) a. a. O. 340.
3) a. a. O. 1832, 239.

Mittel des Theaters sowie die fehlende Zeiteinheit eine vollgültige Aufführung. Vor allem aber sei die heutige Schauspielkunst in Deutschland „noch nicht auf die Höhe des lebendigen Begreifens dieser wundersam geistig, selbst in ihren gröbsten Zügen, ausgeformten Menschengebilde gehoben." „Die Art und Weise, wie Faust zusammengezogen werden muß, treibt ewig zur Verzweiflung. Nirgends blieb vielleicht so viel stehen, wie hier, und doch was fehlte? Alles! alles! Alles in einem jener kleinen, aber unaussprechlich bedeutsamen Züge, die selber wenn sie unausgestrichen geblieben wären, in ihrer Kleinheit dem äußerlichen Sinne verschwanden, in ihrer vorüberfließenden Eile dem äußerlichen Sinn entgingen, während der Geist bei ihnen verweilt und sie groß macht, so groß als sie sind. Es ist aber noch ärger! Wenn ein Reicher Millionen an eine Bühne verschwendete und die Wirkung der Maschinerie bis zum Zauber triebe, die einzige klein-große Szene „Faust und Mephisto auf schwarzen Pferden daherbrausend" könnte er nicht geben, weil sie ein rein nur mit dem innern Aug beschaubares Bild ist. Der Dialog ist kurz, er eilt im Geist dahin, wie die halbfliegenden Pferde, aber für die breiteste Bühne wäre er zu lang, und wenn die Reiter auch den kürzesten Pferdegalopp anzögen." Nun geht Lohbauer auf die Aufführung selbst ein und auf die Mängel, die gerade durch eine Aufführung dieser Dichtung zutage träten: Auf das Mißverhältnis von den ersten langen Partien „mit ihren abstrakten Dialogen" und dem „phantastischen Reichthum" und die knapp einander drängenden Bilder der 2. Hälfte. „Wir anerkennen das Verdienst des Versuchs, dieß geiste Riesenwerk teutscher Art und Kunst vor Aug und Ohr des Volks zu führen — aber möge es beim Versuch bleiben . . ." In der Kritik der schauspielerischen Leistungen spendet er besonders Seydelmanns Mephisto das höchste Lob, der nur den Teufel, „die Spottgeburt aus Dreck und Feuer", darstellte[1]). Der Erfolg muß doch stark gewesen sein, denn schon am 16. März wird Torquato Tasso „neu in Scene gesetzt" angekündigt und, nach Goethes Tod, der Wunsch „mehrerer Kunstfreunde" mitgeteilt[2]), „daß nach den Osterfeiertagen Göthes Faust wiedergegeben werden möchte". Besprechungen dieser Aufführungen durch Lohbauer finden sich nicht mehr. Wenige Monate später (Herbst 1832) mußte er als politischer Flüchtling die Grenzen Württembergs verlassen. In seinem bewegten, an inneren Widersprüchen reichen Leben taucht aber noch manchmal der Name Goethes auf, dessen Geist er seine verehrende Treue bewahrt hatte. So schreibt Kauffmann an Mörike, wie er im November 1832 mit Lohbauer den Münsterturm

1) a. a. O. 270/1.
2) a. a. O. 381.

in Straßburg bestieg und hinter den Vogesen die Sonne unterging, während tief im Turm eine Glocke zu läuten begann, Lohbauer, ergriffen von der Gewalt der Stimmung, die Stelle aus dem Faust zitiert habe: „Sie rückt und weicht . . .[1])“ Nach langen Irrfahrten und leidvollen Erfahrungen wurde er in der Schweiz Lehrer an der Militärschule zu Thun. Doch versuchte er auch Goethes Faust zu bearbeiten und hat, „während Friedrich Vischer in Zürich war, mit diesem über solche Fragen wiederholt verhandelt[2]).“

Überblicken wir noch in Kürze das Repertoire der Stuttgarter Hofbühne, so sind die Ergebnisse für Goethes Dramen nicht die günstigsten. Schon Ende des 18. Jahrhunderts war die Tageslosung Iffland und Kotzebue[3]). In den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts wurde wohl der Spielplan variabler, aber Goethe darum nicht viel häufiger Einlaß gestattet. Am 13. Juni 1817 wurde der Torquato Tasso zum erstenmal gegeben und erst 1832 neu einstudiert[4]), die Laune des Verliebten 1817 und 1828 und Clavigo zu Seydelmanns Gastspiel 1829 gespielt. Auch Egmont stand auf dem Repertoire[5]). Um die Wende der dreißiger Jahre ist allein die Faustaufführung ein neuer Griff in den dramatischen Schatz von Goethes Werken. Im übrigen regiert Kotzebue noch uneingeschränkt, neben ihm Raupach und Iffland, hinter diesen Schriftstellern zurücktretend französische Stücke, Shakespeare, Schiller und einige schwächliche Novitäten. Allerdings stoßen wir auch auf Lessing und Raimund. Für Goethe war das Publikum, waren die Schauspieler (von Seydelmann abgesehen) eben noch nicht reif. 1830 wird der Egmont, 1843 erst Clavigo neu einstudiert, von 1841—1842 einige Male die Geschwister, Götz und die Laune des Verliebten gegeben. Die Faustaufführung blieb ein Experiment, das man vorläufig sich scheute, zu wiederholen.

2.

Wilhelm Hauff schrieb am 17. April 1827 an Hofrat Winkler: „Ich gehöre allen, ich gehöre mir selbst, aber keiner Schule gehöre ich an, der Meister möchte sich nennen wie er wollte. Ich fühle keinen Herrn und Meister über mir, dem ich Gehorsam schuldig wäre, als die ewigen Gesetze des Guten und Schönen, denen ich, wenn auch auf unvollkommene Weise nachzustreben suche. Es mag sein, daß ich die Form

1) W. Lang: Lothbauer 164.
2) a. a. O. 184. Vgl. dort den Brief Vischers über eine solche Bearbeitung.
3) Vgl. R. Krauß: Das Stuttgarter Hoftheater.
4) a. a. O. 170.
5) a. a. O.

nicht vor dem Einfluß der Zeit bewahren kann, doch soll mir der Geist ungegöthet, ungetieckt, ungeschlegelt und ungemeistert bleiben." Dieses Bestreben, durch niemand sich literarisch beeinflussen zu lassen und auch durch keinen der Großen beeinflußt zu erscheinen, sondern aus eigenem Boden seine Früchte zu ziehen, ist sicherlich mit ein Motiv gewesen, dem „Besuch bei Goethe" in den Satansmemoiren die Abhandlung über das Diabolische in der deutschen Literatur voranzustellen. Nach einer ziemlich geringschätzigen Abfertigung der verschiedenen Teufelsgestaltungen gipfelt der Abschnitt in einer Kritik des Goetheschen Mephistopheles. An früherer Stelle[1]) wies Hauff extra darauf hin und bat, daß man diese Seiten nicht überschlagen möchte. Es mußte ihm daran liegen, daß sein Satan nicht als sentimentaler Schattenriß des Mephistopheles aufgefaßt würde, sondern, daß man die gänzlich verschiedenen Fundamente dieser zwei Gestalten wohl erkenne. So wuchs sich die „Abhandlung" des jungen Dichters, dessen gesunde Selbsteinschätzung nicht fürchtete, sich dem Altmeister kühn und ehrgeizig entgegenzustellen, zu einem polemischen Artikel aus. Allerdings eine durchaus harmlose und anständige Polemik, die aber ihrem Urheber selbst später unberechtigt und seicht dünkte, weshalb er sie, wie Schwab erzählt, „sogar öffentlich" zurücknahm[2]). Vielleicht hatte er damals erkannt, wie sein Teufel durch diese von ihm selbst vorgetragene, halbgelehrte Abhandlung an Farbe und Natürlichkeit nur verlor, je mehr er auseinanderzusetzen suchte, daß er an Echtheit und Originalität doch den übrigen Teufelsgestalten der Literatur überlegen sei. Nur zu deutlich hört man aus der Satansmaske die Stimme Hauffs herausklingen. Denn selbst die darauf bezügliche mißfällige Äußerung Hauffs in der Rolle des Herausgebers ist doch nur Maskerade. Was er aber an dem Mephisto Goethes auszusetzen hat, ist im Grunde nicht mehr, als daß auch dieser noch allzusehr aus dem Volksbuch geschnitten und der traditionellen Anschauung des Volkes vom Teufel mundgerecht gemacht worden sei[3]). Mag sein, daß Hauff schon damals das Ungerechtfertigte dieses Angriffs erkannte, denn in der eigentlichen Schilderung des Besuchs bei Goethe läßt er seiner Verehrung den weitesten Spielraum. Er bemüht sich, Goethe, gegenüber den in den Memoiren weidlich verspotteten Romantikern und Berliner Ästheten, in seiner künstlerischen und menschlichen Größe emporzuheben. Nicht mehr den Teufel

1) Memoiren des Satan, Buch I, Kap. 5, 28 (Hesse), I. Bd.

2) Werke (ed. G. Schwab) 1840, I, 7.

3) Ein weiteres Zeichen, wie wenig man damals die Psyche des Mephistopheles erfaßt hatte. Gab doch auch Seydelmann, zu Lohbauers höchstem Lob, ihn noch als den wilden Teufel. Werke (Hesse) I, 89 ff.

sondern nur noch Hauff selbst hört man dann aus folgenden Überlegungen heraus: „Der Sohn eines unscheinbaren Bürgers von Frankfurt hat hier die höchste Stufe erreicht, die dem Menschen nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge offensteht. Es hat schon mancher diese Stufe erstiegen. Geschäftsmänner vom Fach haben vom bescheidenen Plätzchen an der Türe alle Sitze ihrer Kollegen durchlaufen, bis endlich der Stuhl, der zunächst am Throne steht, sie in ihre Arme aufnahm. Goethe hat sich seine eigene Bahn gebrochen, auf welcher ihm keiner voranging, ihm noch keiner gefolgt ist. Er hat bewiesen, daß der Mensch kann, was er will. Denn man sage mir nichts von einem das All umfassenden Genie, von einem Genie, von einem Geiste, der sein Zeitalter gebildet, es stufenweise zu dem höheren geführt habe — das Zeitalter hat ihn gebildet“ [1]).

Hauffs bekannte Flüchtigkeit setzt sich auch hier einen Denkstein, wenn er, den obigen Gedanken weiterführend, spricht, daß „das große schöpferische Geheimnis“ der Wertherwirkung gewesen sei: „Alles zur rechten Zeit. Der Siegwart hatte die Herzen aufgetaut und sie für allen möglichen Jammer, für Mondschein und Gräber empfänglich gemacht, da kommt Goethe“. In der Unterhaltung mit Goethe aber weist er darauf hin, wie vortrefflich dieser es verstünde, mit seinen Gästen gerade über das zu plaudern, was sie vorzüglich interessieren müßte. Denn: „Wer darf sich rühmen, so tief in das geheimnisvolle Reich des Wissens eingedrungen zu sein?“

In den „letzten Rittern von Marienburg“ mag man, ebenfalls in versteckter Form, noch eine Stellungnahme Hauffs zu Goethes Werken finden. Der Schwabe Bunker, aus dem oft der schwäbische Dichter selbst zu reden scheint, unterhält sich mit Palvi über das Wesen der historischen Dichtung: „Spricht sich nicht in Wilhelm Meister das Element eines historischen Romans geheimnisvoll aus? Müssen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt ist, eine gewisse Zeitgeschichte unwillkürlich unterlegen? Müssen wir nicht das Lager des Prinzen als eine notwendige historische Dekoration damaliger Zeit ansehen? Und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, sind sie nicht eine historische Novelle?“ Palvi schließt sich der Ansicht an und weist weiter hin auf die Verwandtschaft der historischen Dramen Goethes mit dem modernen geschichtlichen Roman. Die Helden in ihnen sprächen nicht großartige Gefühle aus, sondern „ihre Reden erzählen von den schlummernden Entschlüssen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die sich nachher verwirklichen“ [2]).

Trotz seiner regen Teilnahme an dem burschenschaftlichen Treiben ist Hauff eine unpolitische Natur zu nennen. Ernstlich hat er sich mit

1) Werke (Hesse) I, 94.
2) Werke (Hesse) I, 181.

Politik nie abgegeben, und am wenigsten wurde sie einflußreich auf seine literarischen Urteile. Die Angehörigkeit zu einer literarischen Schule lehnte er streng ab, und so kommt für Stellung zu Goethe allein nur das persönliche Moment in Frage. Sein literarischer Stolz, dem wohl „der Jugend edelster Beruf" nicht fremd war, trübte darum nicht seinen Sinn für Größe außer ihm. Schwab erzählt nach Mitteilungen Hermann Hauffs, daß die beiden Brüder schon in ihrer Knabenzeit Götz, Egmont und Wallenstein auswendig wußten [1]). Diese kritiklose Begeisterung am Stoff, die sich später in wirkliche Verehrung umsetzte, war trotz der gegnerischen Stellungnahme in den Satansmemoiren niemals in ihr direktes Gegenteil umgeschlagen. Hauffs Briefe und Schriften enthalten noch viele Stellen, wo sich in einem Satz, einer Bemerkung, einem Hinweis klar ersehen läßt, wie er von Goethe dachte und denken mußte [2]). In seinen „Kriegs- und Volksliedern", die er 1824 herausgab, nahm er auch aus Egmont, Lila, Jeri und Bäteli Lieder auf. —

Unter den wenigen bedingungslosen Goetheverehrern, welche die schwäbische Literatur bis zu Mörike hin aufweist, gebührt fraglos **Wilhelm Waiblinger** die erste Stelle [3]).

Schubart wurde für Goethe gewonnen durch die riesige quellende Kraft, die ihm hier aus nationalem Boden zu wachsen schien. Bührlen entdeckte für sich den Weisen Goethe, der versöhnend und verstehend alle Erscheinungen des Lebens mit seinem Blicke durchdrang und sich untertan zu machen suchte. Waiblinger blendete die Totalität seiner überragenden Erscheinung, seine flammende Größe, die er wie die der Sonne nicht mit dem bloßen Auge in ihrer Form zu erkennen vermochte, deren Wirkungen er aber allenthalben wahrnahm. Sein Goetheenthusiasmus stellt sich uns zunächst als ein Problem dar, und wir fragen uns, wie es doch möglich war, daß Waiblingers ganz anders geartete Persönlichkeit sich derart für Goethe zu begeistern vermochte. Sein Charakter

1) Werke (Schwab) 7.

2) Vgl. (Hesse) die „Freien Stunden am Fenster" I, 240, das „Vertrauliche Schreiben" (Vorwort zu den Novellen) II, 26, Die Bücher und die Lesewelt II, 214. Auch die Briefe vom 17. April 1827 an Brockhaus (Hofmann) und vom 28. Mai 1827 (Hs. Marbach).

3) Es ist Harry Maynes Behauptung in seiner Biographie Mörikes (S. 79), Waiblinger hätte sich zu der Behauptung verstiegen, daß Goethe die Literatur verhunzt habe, ein arger Flüchtigkeitsfehler. Diese Bemerkung befindet sich in Waiblingers Tagebuch als ein Ausspruch Weissers (vgl. den). Rudolf Krauß übergeht in seiner Kritik des Maynesschen Werkes, wo er mehrere Unrichtigkeiten rektifiziert, diese Bemerkung. (Euphorion IX, 799 f.).

zeigt uns eine Eitelkeit, die bis zur seelischen Unkeuschheit ging, brennenden Ehrgeiz und ein in starken Kurven schwankendes Selbstgefühl; vor allem aber eine Maßlosigkeit in allen Lebensäußerungen, die jeder Selbstzucht feind war. Getragen wurden diese Eigenschaften allerdings durch eine starke, mehr intellektuelle als ursprüngliche künstlerische Begabung und eine unverwüstlich scheinende Lebenskraft und Lebensfreude. Nun war es keineswegs die völlige Gegensätzlichkeit in Goethes naiver Natur allein, die den Pathetiker anzog, oder seine Sicherheit in der Lebensführung, der er als Idealbild nachgestrebt hätte, sondern eine Reihe anderer Motive, die diesen so ganz konträren Charakter an die Fersen Goethes bannten. Vorher muß allerdings bemerkt werden, daß die meisten seiner Urteile aus den Jahren 1821—25 stammen, also aus einer Zeit, wo er erst 17—21 Jahre zählte. Trotz aller Frühreife (Rapp nannte ihn „überfrühreif"[1]) ist diese Jugend in seinen Wertungen nicht zu verkennen.

In der Hauptsache können wir von vier Seiten aus Waiblingers Stellungnahme zu Goethe motivieren:

Waiblinger besaß einen natürlichen Instinkt für alles Mächtige, Überlebensgroße. Von ihm wurde er rein gefühlsmäßig ergriffen, ihm stürmte er mit seinem ganzen ungezügelten Temperament nach. Doch von dem Versuch, seine Urteile logisch zu begründen, war er weit entfernt. Ganz nur empfindend versenkte er sich in den Lichtkreis der Schöpfungen Goethes und unternahm es so gut wie nie, sich über sie rein verstandesmäßig, abwägend und kühl urteilend klar zu werden. Seine Kritik war intuitiv, nicht deduktiv. Wie bezeichnend: „Ich möchte Ihnen, mein Bester, auch ein Wort über den Faust sagen, aber die Kraft fehlt mir, die den wildverschlungen Gedankenknoten löset, ich fürchte mich, in der schwindelnden Tiefe des Kunstwerks, mich zu verlieren, darum schweige ich füglich[2])." Oder im Tagebuch heißt es: „Zum fünfzigsten Male vielleicht las ich heute Göthe's Faust. Wie im Hamlet gränzt da der ungeheuerste Schwung der Poesie an die gemeinsten Formen des Lebens. Faust ist ein Lebensbuch, das man auf allen Wegen im Rocke, oder lieber im Herzen tragen sollte. Keine Ausflüsse der Poesie, sondern die Poesie selbst aller Länder, Völker, Menschen und Stände ist darin niedergelegt. Es ist das Buch der Weisheit, der überschwenglichsten Wahrheit, das Buch des Lichts und der Menschheit. Da sprossen in Überfülle Blumen aus Calderon'schen Gärten, da ist die allmächtige tiefe unbegreifbare Welt-, Menschen- und Lebensanschauung

1) Jahrbücher der Gegenwart 1847, 260.
2) Februar 1821 an Eser. Hs. K. L.-Bibl. Stuttgart.

Shakespeare's, der unübersehbarste Flug neben den schlichtesten, einfachsten Bildern. Faust ist das größte aller Weltgemälde, denn er umfaßt den Himmel, mit allem, was darin ist, mit dem Herrn und seinen Heerscharen, die Erde mit Allem, was darauf lebt und webt, die Hölle mit all' ihren furchtbaren Gestalten, das gesammte Weltall, alle Schicksale einer leidenden Menschheit, Wissenschaft und Leben, Natur und Kunst. Alles ein Bild, eine ganze Welt, eine neue göttliche Schöpfung"[1]). Waiblinger suchte eine anschauliche Form für seine inneren Eindrücke, er charakterisierte mit dem Gefühl, aber nicht mit dem Verstand. Die gleiche Methode zeigt sein Urteil über Egmont[2]), zeigen die begeisterten Sätze über Werther und Götz, die ihm ewig schienen, solange es Liebe und solange es Deutsche in der Welt gäbe[3]). Allenfalls bei der Iphigenie dringt er etwas tiefer in die Materie selbst ein, gibt aber gleichfalls nur die äußeren Eindrücke von den vier Hauptpersonen des Schauspiels[4]). Aus der gleichen Zeit stammt wohl auch das briefliche Urteil über Goethes Balladen. Er spricht von dem „tiefromantischen Geist Göthischer Lieder", springt auf Schillers Romanzen über, mit denen er außer den „Kranichen" nicht zufrieden ist[5]) und fährt fort: „Aber welch feines, welch zartes, liebevoll romantisches Zartgefühl weht in Gothischen Romanzen. Mir ist's unglaublich, was Göthische Gedichte so unendlich dichterisch macht. Da findet sich kein Schillerischer Wörter- und Bilderpomp, keine Rammlerische Gelehrsamkeit: es finden sich prosaische Wörter, aber eine unendlich glückliche Zusammenstellung gestaltet jedes Wörtchen zum ächt poetischen und romantischen Ausdruck[6])." Oft spitzen sich seine subjektiven Eindrücke zu etwas hochgeschrobenen Antithesen zu, in denen er doch intuitiv das Richtige empfindet. So z. B. wenn er Schiller und Goethe „die verschiedensten Geister auf der Welt" nennt und fortfährt: „Der eine schaut ewig in sich, der andere in die Welt; der eine ist in einen krampfhaften Dualismus, in einen endlosen Kampf mit dem Schönen verstrickt,

1) Werke (Canitz) IV, 253.

2) a. a. O. 261.

3) a. a. O.

4) a. a. O. 262.

5) An anderer Stelle (Hubl 49) stellt er den Ritter Toggenburg an die Spitze von Schillers Gedichten (1821).

6) In den „Erinnerungen aus der Kindheit" erzählt Waiblinger, daß er als Knabe keinen Geschmack an Goethes Poesie fand, weil er sich in niederer Sphäre zu bewegen und seine Natur ihm zu einfach und alltäglich im Ausdruck zu sein schien, „ich wußte eben nicht, daß ich eben dadurch den ersten und vorzüglichsten Beweis für ihren rein poetischen Werth aussprach" (Canitz I, 49). Obiges Zitat Februar 1821 an Eser. Hs. K. L. Bibl. Stuttgart.

der andere schwebt klar und lächelnd über seinem Stoffe, und ist gleich sanft, zart und beflügelt, wie kräftig, derb und tief eindringend. Der eine schwängert Alles mit der unendlichen Fülle seiner kreisenden Gedanken an, der andere hat eine hellenische, sonnige Ruhe, kennt die Welt gleich Homer von der heitersten Seite, wie von der minder einleuchtenden und ist doch tief in deutschen Boden gewurzelt" usw.[1]). Übrigens wird in einem Empfehlungsschreiben Miedkys an Eßlair vom 2. April 1824 Waiblinger als „ein ungeheurer Anbeter von Göthe" bezeichnet, „ohne deshalb Schiller als diesem untergeordnet zu betrachten"[2]).

Die von seinen Zeitgenossen viel bewundert und gescholtene überragende Gestalt Goethes imponierte nicht nur Waiblinger, sondern wurde ihm zum Stachel seines Ehrgeizes; denn er brauchte einen Helden, „dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitete". An Goethes Kunst begeisterte er sich immer von neuem und stürzte sich dann tatenhungrig an seinen Schreibtisch, um selber zu schaffen, seine Kraft zu erproben. So schreibt er an Eser von dem Plan seines Trauerspiels „Franz von Sickingen", wägt seine Vorstellung davon an der Idee des „Götz von Berlichingen" ab und fährt fort: „ich will den Geist durchaus nicht aus Göthe, sondern aus den Quellen schöpfen, mein Trauerspiel soll durchaus originell werden, ich will Situationen ersinnen, die weltenweit von Göthes verschieden sind, . . . Mein Leben steht an diesem Drama! Wenn die Ahnung in mir Lüge ist, das Urgefühl Täuschung, so fluch ich Gott, Menschen, Welt, Natur, Himmel, Hölle, allem . . . ." ꝛc. „ . . und natürlich muß es in Prosa geschrieben seyn"[3]). Im März des gleichen Jahres berichtet er in einem Brief, wie alle Bekannten an seiner Sprache die Manier tadelten. Er selbst gibt zu, allzusehr unter dem Einfluß des „Götheschen Geistes" zu schaffen, „und drum schweigt ja jetzt meine Muse"[4]). Er suchte sich auch dann und wann seinem Einfluß zu entziehen, vertiefte sich mit Feuereifer in Shakespeare und kehrte doch immer wieder zu dem Lebensquell der Poesie Goethes, dem „Herrn ohne Heiligenschein" oder dem „Bildniß der altherrlichen Majestät"[5]), wie er ihn nannte, zurück. So daß man nach wahren Lavaströmen von Schwärmerei und Exaltation lesen kann: „Ich muß jetzt aufhören, muß in Göthes Faust lesen[6])." Mit standhafter Treue kämpfte Waiblinger auch für seinen Helden

1) März 1821, Hubl 50.
2) Hs. K. L. Bibl. Stuttgart.
3) Juni 1821 a. a. O.
4) Hs. Marbach.
5) 22. Febr. 1822. Hs. Stuttgart.
6) Ende 1821 a. a. O.

und fühlte sich selbst im tiefsten beschimpft, wenn Goethes Name beschimpft wurde. Ausführlich schildert er einen solchen Vorgang im Januar 1821 an Eser. „So habe ich Göthe noch nie geliebt, so noch nie angebetet. Denken sie sich nun einmal, daß ich der allerfeurigste Anbeter von diesem Heros bin, daß ich in jedem Buchstaben Genie zu erkennen glaube." Jedoch der Gymnasialprofessor Klaiber dachte „in der Moral" ganz anders von Goethe. Er perorierte, „Sein Faust sei das verruchteste Werk unter allen verruchtesten Werken in unserer Literatur . . . . Was das Ästhetische betreffe, da stelle er den Göthe über alle andern, aber Göthes Moral sey die verwerflichste[1])." Waiblinger beklagte sich darüber bei Bertram, suchte bei Schwab Rat und disputierte endlich heftig privatim mit dem Moralprofessor; doch überzeugte er ihn wohl kaum, denn in Waiblingers Tagebuch findet sich aus dem Jahr 1822 die Eintragung „Schwab erzählte mir, Professor Klaiber habe gesagt, der Faust von Göthe sei ein Hurenbuch"[2]), woran sich wütende Bemerkungen seinerseits schließen.

Waiblingers zahllose Goethepreisungen in Briefen und Tagebüchern bekamen zum größten Teil ihren fieberhaften Pulsschlag durch die Maßlosigkeit seines Temperamentes, die jede Gelegenheit gern ergriff um Feuer und Funken zu sprühen. Solche Zustände blieben aber Höhepunkte seiner Gefühlskurve, nicht die Durchschnittslinie. Bei normaler Temperatur wird er weitaus gemäßigter empfunden haben, ganz abgesehen davon, daß es auch Zeiten gab, wo Goethe die vorherige höchste Geltung zu verlieren schien und Waiblinger vor andern Göttern kniete. Stellen wie die folgende sind natürlich auch seiner großen Jugend zuzuschreiben, deren Vorrecht von je der schrankenlose Enthusiasmus gewesen ist, wenn er auch hier in etwas merkwürdiger Form zum Ausdruck kommt: „Diese Tage war ich in Göthes Faust so begeistert, daß ich schier zerschmolz; was sollt' ich thun; mittheilen mußte ich mich, gut, ich setzt mich also hin, und schrieb — — an ihn selbst, an Göthe schrieb ich, und warum sollt' ich's nicht, denn er hat mir ja eine Geliebte gegeben . . . er hat mir eine gegeben, an deren glühendem Busen ich selig einschlafe, in deren warmen, seligem Arm ich erwache, er hat mir den Faust gegeben. Hab' mir ihn nun gekauft, den Faust und drauf geschrieben: das Buch der Bücher, und ihm einen besonderen Platz angewiesen, aber er liegt fast nur an meinem Bett; und mein Glaube? mit dem steht's schlimm, schlecht steht's mit ihm: ich war ein Heide, ein völliger Heide, denn denken Sie, ich hab so ein kleines hübsches

1) Jan. 1821 a. a. O.
2) K. Frey: Waiblinger 82.

Kanonenöfchen, das recht nett verziert ist: das Rost nun hab ich verdeckt, und des Nachts einmal auf ihm . . geopfert, der — Venus geopfert! Tollheit[1])!" Dieser eine Brief sei für viele andere angeführt[2]), die von seiner Überspanntheit und den Höhepunkten seiner Gefühle weitere Zeugnisse ablegen könnten[3]). Diese exorbitanten Formen haben sich natürlich mit den Jahren verloren. In der Tübinger Zeit begannen ihn auch bald leiblichere Ideale in ihre Kreise zu ziehen. Aber seine Verehrung für Goethe blieb ihrem Wesen nach durchaus bestehen. Durch Eser wurde Waiblinger in seinem Plan bestärkt, an Goethe seinen Phaethon zu senden. Am 2. November 1822 teilte er J. B. Bertram in einem sehr offiziell gehaltenen Brief diesen Entschluß mit und bat inständigst um seine Vermittlung durch Boisserée[4]). Am 8. November schrieb Waiblinger seinem Freunde Eser von der beschlossenen Dedikation. Am 6. Februar 1823 erfahren wir nur: „Matthisson wird mein Phaethon dediziert. Er hat mir auch schon geschrieben[5])." Der Musiker Carl Nikola bestärkte in dann wohl in seinen früheren Absichten, indem er ihm am 9. Mai 1823 dringend riet, den Phaethon Goethe zu übermitteln und in ihm ziemliche Erwartungen hinsichtlich einer lobenden Erwiderung des Meisters erregte[6]). Am 25. schrieb Waiblinger darüber an Boisserée und am 26. Mai 1823 übersandte er mit einem sehr devoten, im Tone „heiligster Ehrfurcht" gehaltenen Briefe seinen Roman an Goethe. Boisserée vermittelte[7]). Im Mai 1826 schickte Waiblinger, wiewohl er vom Schicksal des Phaethon nichts erfahren hatte, abermals seine Gedichte an ihn mit einem Begleitschreiben, welches das erste noch an Subordination und Ehrfurcht übertraf[8]).

Dafür, daß seine Goetheverehrung sich nicht stets in Siedehitze befand, möge Moriz Rapp Zeuge sein, der in seinem Waiblinger-Essay mitteilt: „Während Goethe zu sehen, der höchste irdische Wunsch seiner Jugend gewesen war, vertraute er mir um diese Zeit, da ich ihn im Freien begegnete [1824], an, keinen großen Mann will ich mehr sehen als Byron[9])." Auch wurde schon in der Stuttgarter Zeit neben Goethe

1) An Eser Herbst 1820 a. a. O.
2) Hs. K. L.-Bibl. Stuttgart.
3) Vgl. Frey 49, 56, 57, 77, Reisepläne nach Weimar.
4) Goethe-Jahrbuch XXIX.
5) Hs. Marbach.
6) Hs. K. L.-Bibl. Stuttgart.
7) Goethe-Jahrbuch XXIX.
8) a. a. O.
9) Rapp i. Jahrbücher d. Gegenwart, 1847, 269.

Shakespeare sein angebeteter Heros[1]) und im Februar 1822 schafft sich seine Begeisterung Luft in dem Ausruf: „Einen Gott, Einen Homer und Ein Mädchen!" In derselben Zeit sind außer Shakespeare die Griechen seine ständige Lektüre. 1825 schreibt er gar an Stälin: „Cervantes ist mir so lieb als Göthe[2])!" Denn Goethe blieb stets der mächtige Hintergrund seiner Lektüre. Ihn studierte er mit Bauer und Mörike im Tübinger Gartenhäuschen auf dem Österberg und aus ihm las er noch in den letzten Lebensjahren seiner römischen Freundin „Cornacchia" vor, „wobei das Buch auf ihrem Nacken lag"[3]).

Zu den wenigen leidenschaftslosen Urteilen Waiblingers über Goethe gehört auch die halbsatirische Stellungnahme zu ihm in den „Drei Tagen in der Unterwelt"[4]), wo er ganz hübsch in einigen Strophen den Goetheschen Altersstil nachahmt; sodann jenes Sonett „an Goethe bei Errichtung seines Denkmals"[5]), das wohl zwischen Dezember 1819 und Dezember 1821 entstanden ist.

Waiblingers stark ausgeprägte Empfindung für alle sinnlichen Eindrücke, die sich in seinen Gedichten, mehr noch in den römischen Erzählungen und Reisebeschreibungen oft in großer Stärke ausspricht, wird ihn vor allem an Goethes Kunst gefesselt haben. Ja, sie mußte ihn, dessen unphilosophische Natur nur auf sinnliche Eindrücke hin zu lesen schien, mächtig packen. Ausgesprochen hat er es nie; wie er denn überhaupt sich nicht Rechenschaft ablegte über die Gründe seiner Goetheverehrung. Sie ist aber indirekt aus einigen Urteilen über Klopstock zu schließen. Die blutvolle Lebendigkeit des Mephistopheles ließ Waiblinger erst erkennen, wie schemenhaft demgegenüber doch der Klopstockische Satan sei, wie ihm denn auch der Prolog im Himmel „ungleich gelungener" erschien, als die unter „Strahlenschein" und „niemals weniger als dreimal erzitternder Erde" einander „das Lob Jehovahs zusingenden Eloahs und Abdiels[6]). Im Februar 1821 schrieb er an Eser, daß Klopstock bei ihm ganz gesunken sei, „je mehr ich Göthe umfasse, desto tiefer sinkt der Eloahsänger"[7]). Der durchaus unsinnliche und unanschauliche Klopstock konnte Waiblinger nichts geben, trotz seines pomphaften Aufbaus

1) Vgl. Briefe an Eser 1821. Hs. Stuttg.

2) Hs. Marbach.

3) Frey: 209. Man beachte die deutliche Kopierung Goethes! Damals schrieb er an Eser: „Così, mio cuore, posso dire, che benchè mi manchi il genio di Goethe, non mi manchi la sua felicità romana.

4) Canitz I.

5) Goethe-Jahrbuch XXIX, 17, vgl. dazu Herm. Fischer: Goethe-Jb. XXX, 248.

6) Canitz IV, 259.

7) Hs. K. L.-Bibl. Stuttg.

von schwellenden Gefühlen, was doch gerade diesen Gefühlsmenschen hätte begeistern können; drum ließ er auch bald von Ossians sentimentalem Pathos und wies ihm gegenüber auf die Größe Homers und die „angebetete“, „starre Alte“[1]). Diese sinnliche Anschauung, die Waiblinger so an Goethes Poesie entzückte (weshalb er auch der Romantik nicht hold war), trieb ihn letzten Endes auch nach Italien. Nicht wie Goethe, die Sehnsucht nach dem Hauche des antiken Geistes, sondern die Begierde nach südlicher Glut und Leuchtkraft, nach den Farben und Formen italienischen Lebens. Die Antike war für ihn nur Staffage, was Goethe dort suchte, war ihm bald gleichgültig geworden; er wollte schauen und ergreifen. Das konnte er in der Welt der Goetheschen Dichtung und in der Welt des südlichen Lebens.

Ob sich Goethe je über ihn geäußert hat, ist uns unbekannt. Sein Tagebuch erwähnt nichts, und nur die Büchervermehrungsliste verzeichnet den Empfang des Phaethon[2]). Des greisen Goethe Urteil über diesen verspäteten Stürmer und Dränger, dem das „Sichzusammenraffen“ stets ein unbekannter Begriff geblieben war, würde wohl kaum anders gelautet haben als das bekannte Wort über Günther in Dichtung und Wahrheit.

3.

Ganz abseits ist die Stellung, die Moritz Rapp in der schwäbischen Goethekritik einnimmt. Er war mit Waiblinger befreundet, sagte aber selbst von ihm: „So sehr wir . . . beide in ideeller Richtung zusammentrafen, so waren wir doch im Naturell die größten Gegensätze[3]). Waiblinger wurde ihm vorbildlich für die Anlage eines Tagebuchs[4]) und er führte ihn wohl auch zu Goethes Faustdichtung, die auf Rapp „den tiefsten Eindruck“ machte[5]), und mit der er sich sein ganzes Leben lang beschäftigte. Die polare Verschiedenheit ihrer Naturen löste aber bald ihr Freundschaftsverhältnis auf. Auch literarisch gingen sie gänzlich verschiedene Wege. Waiblinger war ein Gegner der Romantik, Rapp aber zog aus ihr zum großen Teil seine literarhistorische Anschauung, wiewohl er mit ihrer Philosophie nichts gemein hatte. Wenn er aber von dem historischen Element in der Geschichte der Poesie spricht, „die ihm immer als ein Segment der Weltgeschichte“ erschienen sei, und ihr die Idee des Vorwärts, der höherstrebenden Entwicklung zugrunde legt, wobei die

1) a. a. O.
2) Goethe-Tagebücher W. A. II, 9, 328.
3) Rapp: Waiblinger 259.
4) Frey.
5) Rapp: Waibl. 262.

griechische Kunst nur eine niedere Stufe darstellte[1]), so ist das ganz im Geiste der Romantik gedacht. Auch in den auf die moderne Dichtung hin gezogenen Konsequenzen werden Tendenzen der Romantik in ihm lebendig, indem er „die bewußte und gewollte Nachahmung der Antike“ in jedem Falle ablehnt. Sodann zeigt auch die eingehende Beschäftigung mit Shakespeare und vor allem mit der spanischen Literatur den Schüler der Romantiker. Cervantes ist für Rapp der größte Epiker, Shakespeare der größte Dramatiker der Welt. In der Lyrik räumt er Goethe unbedingt den ersten Platz ein. Aber der Weg dahin führt durch so viel Hintertüren und Klauseln, daß man oft der Meinung ist, in Rapp geradezu einen Verächter der Goetheschen Kunst zu sehen. Nun hängt das zum großen Teil mit seinem unfreien, nörgelnden Charakter zusammen, der Goethes Persönlichkeit nie recht sympathisch gegenüberstand.

Es kann nicht geleugnet werden, da es deutlich aus Rapps Schriften zu ersehen ist, wie ihm, der sich später mit vielen Alltagssorgen beladen durchs Leben schlagen mußte, der Anblick von Goethes „ruhigem und genußreichem Leben“ bittere Gefühle erregte: „er kämpfte nie um sein Brot, nie um seine Existenz, setzte nie sein Leben einer wirklichen Gefahr aus und wußte nicht was Noth und Armut heißt[2]).“ Diese Empfindungen wurden durch die persönliche Berührung mit Goethe nicht niedergeschlagen. Rapp erzählt: „Als ich Göthe gegenüberstand, machte er mir den Eindruck eines alten Mannes, der nicht alt sein will, folglich im Widerspruch mit sich selbst ist und das war peinlich zu beobachten; ich beneidete den Mann um sein Alter, er mich, wie jeden, um meine Jugend und prahlte vor mir mit seinem scharfen Gesicht, um mich zu beschämen, denn ich — hatte eine Brille auf der Nase. Man hatte mich davor gewarnt, ich aber sagte mir: gehst du zu Göthe, um ihn nicht zu sehen, so bist du ein Narr. Und zum Glück hatte ich das gut gemacht; denn durch diesen Umstand war der alte Herr irritiert und ich hörte ihn nun gegen eine halbe Stunde in größter Heftigkeit perorieren, so daß mir noch heute der Eindruck so lebendig ist, als wär' ich gestern bei ihm gewesen[3]).“ Der Ton dieses Berichtes erinnert fast an Weisser. Rapp suchte aber in der kritischen Stellungnahme zu Goethes Werken seine persönliche Abneigung gegen ihren Schöpfer auszuschalten. Doch gelang es ihm nicht ganz, seinen subjektiven Meinungen und Eigentümlichkeiten jeden Einfluß auf seine Kritik zu entziehen.

---

1) Geschichte des griechischen Schauspiels 6.

2) Das goldene Alter der deutschen Poesie I, 309.

3) a. a. O. 326. Über Goethes Abneigung gegen Brillen vgl. Eckermann (Houben) 592, s. auch das Gedicht „Feindseliger Blick“.

Dadurch unterschied sich Rapp im wesentlichen von seinen Vorgängern, daß er nicht nur Kritiker, sondern Literarhistoriker war und seine Untersuchungen schon die schüchternen Ansätze zeigen, einen Dichter aus dem „Milieu" entstehen zu lassen. Er versuchte ferner Goethes Eigenart aus den fränkischen Stammeseigenschaften abzuleiten und bemühte sich, freilich nicht ohne willkürliche Produktionen, die Verbindungen zwischen Volkscharakter und Individuum aufzuzeigen. Weiterhin suchte er stets Leben und Dichten in enge Wechselwirkung zu setzen und hat im speziellen bei Goethe das Verdienst, die Eigentümlichkeit seiner Begabung nachdrücklich charakterisiert zu haben. Die primäre Bedeutung seines lyrischen Genies erkannte er richtig, verkannte dabei aber vollkommen den Epiker und gelangte bei dem Dramatiker zu den seltsamsten Behauptungen. Im ganzen kam auch das Positive seiner Kritik über Ansätze nicht hinaus.

Im einzelnen: zwei Eigentümlichkeiten vor allem, deren eine in Rapps Lebens-, die andere in seiner Kunstanschauung begründet lag, hängten sich immer wieder seinen Werturteilen wie Bleigewichte an: eine Idiosynkrasie gegen die Darstellung gesunder Sinnlichkeit, insonderheit der freien Liebe, und eine starke Abneigung gegen die Übernahme antiker Metra in die deutsche Poesie [1]). Unangenehmer wirkt die erste Eigenheit, da sie sich auch in der Beurteilung von Goethes Leben breit macht:

„Der Jüngling Göthe, bei welchem die sentimentale Erregtheit und der berechnende Verstand sich ins volle Gleichgewicht stellen, fühlt sich glücklich im Verhältnis einer heimlich stillen Ehe [2]) ohne bürgerliche Geltung, und die ganze Poesie seiner Jugend dreht sich um diesen Genuß; später an dem kleinen Hof in Weimar, zumal durch seine Beschäftigung mit dem Theater, kann es ihm an Gelegenheiten für diese Inklination niemals fehlen [3])." Er erzählt dann von ähnlichen Verhältnissen in Italien und von der Trauung mit Christiane. So verweilt er im „goldenen Alter der deutschen Poesie" lange bei Goethes Liebesleben. Absolut verständnislos sind seine Äußerungen über Goethes Gewissensehe mit Christiane [4]); er fährt dann fort: „Dieser bei ihm nie ganz gestillten Begier, die sich,

1) Sie entwickelt sich aus folgender Anschauung, „Wie ich das classische Alterthum ehre, habe ich hinlänglich ausgesprochen; aber daß uns modernen Menschen die griechische Kunst nicht mehr die ganze Seele ausfüllen kann, das muß jeder einsehen, der etwas von Weltgeschichte versteht. Von den, aus dem Ende des Mittelalters uns anvererbten Vorurtheilen über den Werth der griechischen und römischen Dichter, müssen wir uns endlich losreißen." (Handschrift Univ.-Bibl. Tübingen.)

2) Worauf er damit abzielt, ist nicht recht ersichtlich.

3) Handschrift Univ.-Bibl. Tübingen. Falls nichts anderes bemerkt ist, stammen die Zitate sämtlich aus Rapps literarischem Nachlaß in Tübingen.

4) Das goldene Alter 172.

wie er singt, ‚den Wechsel vorbehält', sollte er aber noch im höchsten Alter den herben Tribut der Strafe [!] bezahlen; er hat sich bekanntlich im hohen Greisenalter noch einmal verliebt und wurde aufs schnödeste zum besten gehabt, wie zum Denkzeichen, daß auch der Privilegierteste nicht dem Loß der Sterblichkeit sich entziehen könne[1])." In der handschriftlichen „Ästhetik" vom Jahre 1852 heißt es: „Im Alter schlägt die Neigung zum andern Geschlecht in eine elegische Sentimentalität um und wird zum Teil süßlich und schwächlich." So zuckt er auch an anderer Stelle über die Trilogie der Leidenschaft nur die Achseln, um sie „mit dem Mantel der Liebe" zu bedecken[2])! Zweimal aber zitiert er nicht ohne Befriedigung Hegels Wort: „Göthe hat sein ganzes Leben die Liebe poetisch gemacht, an diese Prosa sein Genie verschwendet."

Wir wollen im folgenden seine Stellung zu Goethes Werken, wie sie sich in dem „goldnen Alter der deutschen Poesie" darstellt, kurz skizzieren und ergänzende Urteile aus seinem reichlichen Nachlaß hinzufügen.

Goethe ist für Rapp „nicht nur anerkannt der größte Lyriker der deutschen Nation, man kann sagen, die ganze Weltgeschichte nennt uns keinen, den man ihm unbedingt vorziehen könnte"[3]). Im einzelnen gibt es heftige Ausfälle gegen die Erotik, ohne die keine Goethesche Poesie denkbar wäre[4]), gegen Goethes „wahrer Genuß", „wo er sein Ideal einer wilden Ehe sehr bestimmt schildert", u. a. Gedichte, die dieses Gebiet streifen. Doch scheinen ihm die geselligen Lieder schlechthin unsterblich[5]), auch findet er begeisterte Worte für den west-östlichen Divan und preist laut den Epilog zu Schillers Glocke: „Schöner hat nie der Genius den Genius gefeiert[6])." Natürlich fehlt es nicht an Absurditäten, wie die Auslegung des Zauberlehrlings[7]) u. a. m., während es andererseits befremden könnte, daß er bei der Anerkennung seiner „vollendetsten Balladen und Romanzen" („die aber fast alle auf . . . raffiniertem Geschlechtsgenuß basiert sind") Uhland als Balladendichter noch über Göthe erhebt[8]). Es ist dies Urteil wohl zunächst von einer irrtümlichen Auffassung von dem Wesen der Ballade abzuleiten[9]). Durchaus bedauerlich erscheint es Rapp, daß „die antike

1) Das goldene Alter 172.

2) a. a. O. 190.

3) a. a. O. 190.

4) a. a. O. 172.

5) a. a. O. 191.

6) a. a. O. 202.

7) a. a. O. 209. Trotz seiner großen Belesenheit scheint Rapp nicht gewußt zu haben, daß die Fabel des Zauberlehrlings nicht goethisch, sondern antik ist.

8) Handschrift Tübingen.

9) Die Ballade „wo die concentrierteste Phantasie ein Begebniß ins Kleine zieht".

Schönheit" ihn „auch auf den Hexameter geführt hat". „Ich wünschte mir die greulichen Verse in Prosa aufgelöst, wodurch sie sicher gewännen." Ein Wunsch, der sich besonders auf Hermann und Dorothea bezieht: „Dieses wahrhaft nationale Gedicht wird seine wahre poetische Kraft erst dann völlig aufdecken, wenn einmal jemand den Muth hat, es in schöne einfache Prosa umzusetzen in der ihm gebührenden Novellenform[1])." Rapp hat wohl die lyrische Größe Goethes geahnt, aber der Versuch, sie darzulegen, läuft in ein gefährliches Zergliedern und Zerfasern ihrer Schönheiten aus. Er zeigt sich unfähig, den Dichter als Totalität zu erfassen, verliert sich ins einzelne und gibt uns und sich selbst am Ende falsche Bilder.

Mit der Behandlung des Dramatikers und Epikers Goethe kommt Rapp auf sein gewünschtes Gebiet: die gründliche Reform der Goethekritik, die früher mit „einzelnen Werken niemals recht einverstanden" war und jetzt „um des hohen Namens willen alles in Bausch und Bogen bewundert". Im Gegensatz zu Schiller, dem „einzigen wahrhaften deutschen Dramatiker"[2]), hat Goethe „nie ein eigentliches Drama vollendet. Aber in der Form des historischen Mimos hat er mit dem vortrefflich gedachten Götz von Berlichingen die Bahn gebrochen". Ihm fehlte jeder theatralische Sinn, und selbst „seine Liebhaberei für die Schauspielkunst war Dilettantismus, der mehr von seiner Bildkünstlerneigung als von der Poesie geleitet war". Der Götz ist für Rapp die „größte seiner dramatischen Thaten"[3]) und überhaupt eine von seinen „größten und genialsten". Im Egmont[4]) wollte „der junge Herr seine Grisette verherrlichen; es ist sein mehrbesprochener Begriff einer wilden Ehe, der hier erschöpfend zur Darstellung kommt; es ist das Ideal einer Mätressenwirtschaft, das in dem Bürgermädchen Klärchen gefeiert wird". In der Tat scheut Rapp sich nicht, zusammenfassend zu behaupten, daß Goethe „in diesem Werke die wilde Ehe feierte"[5]). Daran schließen sich wieder lange Exkurse über des Dichters Verhältnis zu Christiane, wobei Rapp zwar nicht „sittlich verdammen" will, nichtsdestoweniger aber nachdrücklich auf die Pauke der Moral schlägt[6]). Natürlich stößt er sich auch bei der Stella

1) Goldene Alter 214. Ich erinnere hier an Rapps Monomanie, große Dichter umzudichten (Shakespeare, Schiller, Goethe).

2) Geschichte des griechischen Schauspiels 7.

3) Goldene Alter 265.

4) Rapp hat später Goethes „Egmond" (sic.) auf seine Weise umgearbeitet und herausgegeben.

5) Gold. Alter 272.

6) a. a. O. 274 f.

am unsittlichen Stoff, während er den Clavigo als „Göthes bestes Theaterstück" bezeichnet. In den Geschwistern sieht er „Verirrung einer krankhaft aufgeregten Sinnlichkeit"[1]) und zeigt sich sowohl dem Tasso als der Iphigenie gegenüber erschreckend verständnislos. Bei dem ersten Schauspiel zieht er gänzlich falsche Parallelen zum Leben des Dichters, und da er die Iphigenie wiederum vor allem in der Perspektive des Theaters betrachtet, kommt er zum bezweckten Ergebnis, daß sich Goethe in diesem Werk „die Grenze seines Talents zur Anschauung gebracht" hätte[2]).

Wir erwähnten oben, daß Rapp Cervantes als den Epiker par excellence pries; in Deutschland reicht er den Lorbeer Jean Paul als dem „ersten deutschen Romandichter" und gelangt bei Kritik der epischen Schöpfungen Goethes, was die Romane betrifft, zu schlechterdings negativen Ergebnissen. Dem Werther ist er, wie die damalige Generation überhaupt, abgeneigt. Er nennt ihn „durchaus Dilettantenarbeit wie der Götz von Berlichingen"[3]), „formlos", und bringt in seiner Analyse des Werkes, die sich als ein seltsames Gemisch von Geist und Borniertheit darstellt, am Ende den Satz vor: „im frankfurtisch-kaufmännischen Sinne war Göthe der glückliche Spekulant; der Mann «machte in Leidenschaft und das Geschäft gelang»"[4]). Die gleiche absolute Verständnislosigkeit wie für die rein künstlerische Bedeutung des Werther, spricht sich auch in der Betrachtung des Wilhelm Meister (Lehrjahre) aus. Zunächst wirft er auch hier mißachtende Seitenblicke auf das aristokratische Leben Goethes und gegen des Dichters „alte Lieblingsgrille, die wilde Ehe"[5]), weist den Wissenschaftler Goethe ab und schimpft dann wieder auf die „Hure Philine" und die „wilden Halb- und Viertelsehen" als ob er den Roman in Grund und Boden stampfen wollte. Nach diesem negativen Teil preist er schrankenlos die Vorzüge des Werkes, allerdings ohne über Allgemeinheiten hinauszukommen. Natürlich ist ihm „das Unmoralische" des Stoffes in den Wahlverwandtschaften „nicht ästhetisch aufgelöst"[5]), jedenfalls stehen ihm die Wanderjahre höher, die von ihm als „eine Perlenschnur vortrefflicher Novellen" eben von diesem Standpunkt beurteilt werden, wie ihm denn überhaupt in der Novelle Göthe „Cervantes am nächsten steht."

---

1) a. a. O. 281.

2) a. a. O. 258.

3) a. a. O. 300. „Dilettantenarbeit" ist wohl nicht in der unbedingt tadelnden Bedeutung heutigen Sprachgebrauchs zu verstehen, der Widerspruch zu dem obigen Urteil über den Götz wäre zu schroff.

4) a. a. O. 303.

5) a. a. O. 310.

Wir kommen darauf noch zurück und gehen auf Rapps kritische Betrachtungen der Faustdichtung über, die den weitaus größten Raum in seiner Stellung zu Goethe einnehmen, wenn man seine Faustbearbeitungen [1]) mit hinzuzählt. Er versuchte den Faust I und II als Trilogie umzudichten, „war aber in dieser fruchtlosen Arbeit zu keinem eigentlichen Abschluß gelangt. Er begründete dies Unternehmen mit der „ihm eingeborenen . . . unüberwindlichen Neigung, alles Dramatische in theatralischer Einsetzung vor sich hinzustellen“, demzufolge es ihm „von Jugend auf der mächtigste Reiz gewesen ist, das erste Gedicht der deutschen Literatur . . . in derselben gespielt zu denken“. Der Zweck dieses Versuchs lag aber keineswegs, wie man annehmen sollte, darin, nur einen bühnenfähigen Faust zu schaffen, denn ihm ist es klar, daß das Gedicht „zumal in moralischer Hinsicht“ vor einem nicht ganz „exquisit gebildeten Publikum“ dem Mißverständnis auch in der Form nicht entgehen könnte. Ihm schwebte hingegen „für einzelne Szenen“ das Bild von Privataufführungen auf Zimmern“, vielleicht in der Art von Strindbergs Kammerspielen gedacht, als geeignetes Feld für die bildliche Wirksamkeit des Werkes vor. Seine Bearbeitung unterstützt, nebenbei gesagt, diesen Gedanken noch lange nicht genügend, und rechnet noch viel zu sehr mit den Mitteln und Perspektiven der großen Bühne, ganz abgesehen davon, daß sie sich rein künstlerisch als eine grobe Verballhornung des Goetheschen Werkes darstellt.

Wir kommen zur Kritik des Faust. Daß diese zunächst auf den undramatischen Pulsschlag der Dichtung hinweist, war vorauszusehen. Er ordnet die Tragödie [2]) unter die Kunstgattung des Mimos, im besondern des „Reflexionsschauspiels“. Damit, daß Goethe die Faustsage in die Hand nahm, „war die völlig befreite Innerlichkeit, der offene ehrliche Kampf der Reflexion gegeben und das größte Werk deutscher Poesie wurde im Laufe eines langen Menschenlebens und mit diesem fertig“. Auch im „Goldenen Alter“ bezeichnet er den Faust als „das berühmteste Werk unserer Literatur“, verliert sich aber hier bei der mitunter originalen, mitunter auch läppischen Interpretation der Dichtung in eine flache dualistische Auffassung ihrer Grundgedanken. Richtiges ist oft unlöslich mit Falschem verknotet. Faust und Mephisto (Pathos und Ironie) stellen sich ihm als die beiden Seiten des Goetheschen Wesens dar, während die übrigen Figuren „bloße Mittel sind und in ein oder andern Sinn zwischen ihnen sich vernichten und untergehen“ [3]). Der erste Teil scheint ihm in

1) Vgl. meinen Aufsatz über Moriz Rapp und Goethe in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, neue Folge XXIII., S. 210 ff.

2) Übrigens wendet sich Rapp energisch gegen den Untertitel des Faust „Tragödie“. Gold. Alter 218, ebenso in den Handschriften Univ.-Bibl. Tübingen.

3) Gold. Alter 217.

zwei auseinanderzufallen: Universität und Gretchendrama und die beiden „unsterblichen Partieen“ im Faust sieht er in der klassischen Walpurgisnacht und der Katastrophe, also beide im zweiten Teil. Bisweilen gelingt ihm auch ein feines Wort, z. B. wenn er von Goethes Poesie das Wort prägt: „Sie ist eine Sehnsucht nach der Plastik“ [1]). Vollkommen geht ihm aber die Fähigkeit ab, zu tadeln: hier wird er meist pedantisch oder hakt sich an Fehler, die als solche wohl bestehen mögen, aber im Zusammenhang absolut unwesentlich sind. Darin erinnert Rapp mitunter an Notter. Aber Notter tadelte, um nicht zu viel zu loben und dadurch parteilich zu erscheinen, Rapp hingegen lobte meist nur, um nicht allviel zu tadeln.

Rapps Stellung zu Goethe mit ihren abstrusen wie richtigen Ansichten läßt sich wohl am klarsten aus einem Kapitel seiner Ästhetik erkennen [1852], wo er im Zusammenhang und in konzentrierter Kürze zu Goethes Werken Stellung nimmt. Seine Absicht war, darin gerade die schwächsten Seiten Goethes nachzuweisen, darzutun, wie er sich „auf Gebiete gewagt“ hat, „für die er nicht geboren war“. Er verließ dabei aber öfters die also gesteckten Grenzen und erweiterte den Abschnitt durch Hineinziehung positiver Kritik mehr und mehr zu einer Charakteristik Goethescher Kunst, wie sie sich in seinem Geiste spiegelte.

Rapp beginnt darin mit einer kurzen Skizze von Goethes Natur, die er als einen individuellen Niederschlag der rheinfränkischen Stammeseigenschaften darstellt. „Die Phantasie malt . . . ins Kleine und darum ist Goethes Poesie durchaus lyrisch, er ist Lyriker in allen Formen.“ Er zeichnet auch hier vor allem als die Zentrale seiner Begabung die Lyrik, in der er ihm schlechterdings unerreicht ist. Nur bedauert Rapp abermals die oft angewandte antike Form. „Erst im Divan ist er durch die Perser zur reinen Liederform zurückgeführt worden. Die Besonnenheit der mittleren Jahre sprach sich sodann auch in der Prosa aus und zwar vollendet in der Bocaccio [so!] abgelernten concentrierten Novellenform und was das merkwürdige ist, dieser Lyriker hat von Jugend auf eine unbezwingliche Neigung zur dialogischen Form gehabt, die er mit dem theatralischen Talent verwechselte.“ Rapp weist nun nach, daß man Goethe darin mißverstanden hätte, „weil man den Gegensatz des wirklichen Dramas gegenüber dem Mimos übersah“. Goethe hat „Mimenbilder“, „εἰδύλλια“ geschaffen. „So wurde Göthes größtes Werk, der Faust, ein Reihe an einem Faden aufgerollter Mimenbilder, welche darum ein so nazionales Werk sind, weil das innere Leben des deutschen Gelehrten, was doch einmal das deutscheste Deutsche ist, die Qual des Zweifels

1) a. a. O. 240.

zwischen Glauben und Wissen, der Kampf zwischen Intelligenz und Sinnlichkeit sich aufs energischste darin abspiegelt. Die Einheit dieses Gedichts ist schlechterdings nur die eigene Persönlichkeit des Dichters." Er zeigt, wie der Faust schon wegen der Art seiner Entstehung kein geschlossenes Drama werden konnte; „hier ist auch ein Ganzes, das aber nur die immanente Natur des schaffenden Subjektes ist, nicht etwas, das durch eine hineingelegte Disposition zu Stande kommt". . . . „Die Erlebnisse und Phantasieen des späteren Lebens und des Greisenalters hat er im zweiten Theile versammelt." Auch dieser sei eben als Mimos aufzufassen und deswegen durchaus einheitlich. „Es sind wieder aneinandergereihte Perlen; fehlt das Pathos der Leidenschaft, so ist die Zierlichkeit der Miniatur um so anziehender." Die Helena bildet für Rapp natürlich eine „große Dissonanz". Wir wissen schon warum: wegen der Griechenverehrung und der „fremdesten Versformen und Manieren." Am Ende macht er auf die erhabene Größe der Katastrophe aufmerksam. „Göthes Neigung zum vollendeten Kleinbild" knüpft Rapp mit seiner Vorliebe für die Bildkunst zusammen, kommt auf sein geringes musikalisches Verständnis und sucht das eigentlich Unphilosophische in des Dichters Natur wieder aus seinen Stammeseigenschaften als Franke zu erklären. Schließlich schwenkt Rapp zu den Romanen und Dramen Goethes über, die er folgendermaßen kritisiert: „Wie Jean Paul keine Novelle dichten konnte, so Göthe keinen Roman. Denn der schwächliche Werther hat nur als genialer Ausdruck einer krankhaften Zeit einen Werth, sein Wilhelm Meister ist leere Didaktik, Freimaureraufklärung, Pietistensentimentalität, abgeschmackte Schauspielerwirtschaft und liederlich vornehme Mattherzigkeit, die durch einige hyperromantische kranke Figuren wie Mignon aus ihrer Alltäglichkeit und Nüchternheit gerissen werden sollen; keine Seite vom deutschen Volksgeist wird hier berührt, das Buch spielt weder in einer deutschen Provinz noch überhaupt im deutschen Reich, sondern in Utopien. Die Wahlverwandtschaften leiden an der Krankheit des verliebten Greises Endlich die Wanderjahre sind eine Perlenschnur vortrefflicher Novellen, die mit leerem Industriegeschwätz aneinandergereiht sind. Was das Schauspiel angeht, so war Götz von Berlichingen ein genialer Jugendversuch, deutsches Leben auf die Bühne zu stellen, das ohne Komik und fast ohne Pathos rein durch seine Wahrheit wirken sollte . . . Dies Stück ist vortrefflich, weil es rein mimischen Charakter hat; freilich neben dem Schillerschen Pathos kann es die Bretter nicht mehr ausfüllen. Göthe wollte auf dieser Bahn fortfahren im Egmont, aber der Boden wich ihm unter den Füßen, sobald welthistorische Interessen sich anhängten; die Abhandlungen über Herrschaft und Knechtschaft

sind keine Poesie; die Volksscenen sind mit einer plastischen Didactik entworfen aber ohne Shakespeareschen Witz; der tragische Held ist nicht tragisch, weil er zuviel vom sanguinischen Dichter hat, und was den jungen Dichter eigentlich begeisterte war die idealische Grisette Clärchen, welche der bürgerlich strengen Welt ins Gesicht schlagen sollte; sie ist für sich betrachtet nebst ihrem schwächlichen Liebhaber Brakenburg freilich reizend, aber wie konnte aus so heterogenen Elementen, den persönlichen Neigungen des Dichters und widersprechenden historischen Figuren ein Drama entstehen? . . . Am härtesten wird uns, von den drei idealischen Schauspielen Iphigenie, Tasso und natürliche Tochter zu sprechen. Sie sind in den mittleren Jahren ohne Jugendfeuer und ohne die Altersweisheit des zweiten Faust gedichtet. Man sieht, wie emsig und beschwerlich die Feile gearbeitet hat und zwar in der italienischen Luft, welche den plastischen Sinn weckt und die poetische Ader versiegen macht. Freilich die Verse haben bei Göthe immer wie Schlegel sagt, einen goldnen Klang und leider sind in Deutschland die Liebhaber für goldnen Klang der Worte viel zahlreicher als die Kenner, welche wissen, was denn eigentlich zu einem Schauspiel gehört. Diese Werke haben, als Schauspiele betrachtet, gar keinen Werth. Statt alles Beweises berufe ich mich auf's Experiment; man lasse sie vor jedem deutschen gemischten Publikum und durch die besten Schauspieler aufführen und beobachte, ob sie einen wirklichen Effekt machen. Iphigenie will die Form der griechischen Tragödie haben. Allerdings hat der Dichter jede französische Declamazion vermieden, was hoch zu loben ist; er hat aber anderseits eben garkein wirkliches Pathos aufgetrieben und was soll jezt noch daran tragisch sein?" Das Drama hätte, sagt Rapp, in seinem Mythus Stellen, die nur für den Philologen verständlich wären, und sei völlig unantik; „man stelle sich eine moderne Griechin, von einem türkischen civilisierten Pascha gekauft, auf einer abgeschloßnen Insel vor und gebe dem verliebten Alten einigen modernen Edelmuth, so hat man die ganze Fabel beisammen. Was ist hierin griechisch oder tragisch oder bedeutend? Tasso ist im Gehalt eine Novelle! Der Weimarer Kunsthof sollte im Bild von Ferrara wiedergespiegelt werden. Daß Tasso dem Antonio gegenüber das Naturell von Schiller und Göthe repräsentieren, ist unverkennbar[!]. Die Princessin soll durch Kränklichkeit interessieren, worin sie von dem noch kränkeren Tasso überboten wird, aber gehören solche psychologische Verirrungen, der versificierte Werther, auf die Bühne?" Gänzlich verwirft Rapp die Natürliche Tochter „diese Geschichte, die Noth eines vornehmen Papa, ein uneheliches Kind in der Gesellschaft unterzubringen;" „wer in aller Welt will denn solche Romanmisere auf den Cothurn ge-

stellt sehen"? Am Ende seiner Ausführungen versichert Rapp, er hätte nur darum die Schattenseiten dargelegt, weil er sich getraue, „zeigen zu können, worin die wahre Größe dieser Männer liegt"[1]). Uns ist zur Beurteilung seiner Goethekritik auch sein Tadel weitaus interessanter.

Das Positive und Neue in seiner Goethekritik haben wir am Anfang des Kapitels zu zeigen versucht; aber schon aus den angeführten Urteilen, die ja nur einen minimalen Bruchteil seiner gesamten Äußerungen über Goethe ausmachen, erhellt, wie sehr es neben Absonderlichkeiten und Eigenbrödeleien zurücktritt. Er ist unfähig, innere Entwicklung zu geben, ja eine solche überhaupt zu bemerken, darum zerkleinert er den Werdeprozeß der Goetheschen Schöpfungen in einzelne Teile und reiht sie völlig zusammenhanglos nebeneinander. Denn da ihm die Genesis eines Kunstwerks zeitlebens fremd blieb und eine moralisierende Pedanterie, die sich mit Phantasterei paarte, seine versuchten kritischen Analysen nicht selten zu Kuriositäten werden ließ, konnte er Goethe nie gerecht werden. Selbst überallhin verstreute geistvolle Einzelheiten[2]) entschädigen nicht für das Negative seiner Kritik. Dadurch unterscheidet sich Rapp bedeutsam von den übrigen schwäbischen Dichtern seiner Generation, daß er in der Art seiner Goethebeurteilung ganz unbeeinflußt und abseits stand, daß er sich unendliche Mühe gab, in das Labyrinth von Goethes Werken einzudringen, wenngleich er aus Furcht vor Verirrung nur zu bald den Rückweg antrat.

Gerade bei Rapp erklärt sich schließlich der Charakter seiner Schriften in ihrer letzten Instanz aus Lebenslage und Persönlichkeit. Selbst die Fäden seiner Goethekritik, in ihrer subjektiven Färbung wie objektiven Gestaltung, zeigen ihren gemeinsamen Ausgangspunkt deutlich sichtbar in dieses Mannes „beständigem Kampf mit der Not und dem Fluch einer isolierten Stellung"[3]).

4.

Die Materialien, die uns über Ludwig Bauers Stellung zu Goethe Aufschluß geben können, sind gering und bestätigen nur die seit den Romantikern uns allenthalben begegnende Anerkennung der dichterischen Omnipotenz Goethes im allgemeinen. Eine detaillierte Betrachtung findet sich nirgends bei ihm, und was etwa an Einflüssen Goethes in Bauers Alexandertrilogie, „Abälard und Heloise"[4]) und der Papiergelderfindung Schwenkles in den „Überschwenglichen", vielleicht auch in dem Aufsatz

1) Vorher sprach er von Cervantes und Shakespeare.

2) Vgl. besonders im Gold. Alter (unter Klopstock) 5, 56, 58, 80, 83/84, auch in seiner Beurteilung von Lessing und Wieland Einzelheiten z. B. 129/130 u. a. m.

3) Herm. Fischer: A. D. B.

4) Handschrift Marbach.

über Sprachreinigung[1]) zu finden wäre, ist nur gering, allgemeiner Natur und erweitert unser Bild von seiner Stellungnahme im einzelnen nicht. Weit stärker als Mörike stand Bauer in der ersten Tübinger Studienzeit unter dem Banne Waiblingers. Es ist zu schließen, daß er ebenfalls durch ihn zur intensiveren Beschäftigung mit Goethe geführt wurde, und daß er damals kaum anders als Waiblinger über ihn geurteilt haben wird. Beweise liegen dafür nicht vor. Wir wissen nur, daß Waiblinger, Bauer und Mörike in ihrer Hütte auf dem Österberg sich in Homer, Shakespeare und später Goethe vertieften und sie bewundern lernten.

Bauers größte Bewunderung hat aber wohl immer Shakespeare gegolten, dessen Lektüre sich durch die längste Zeit seines Lebens verfolgen läßt, wenn er auch auf seine Dichtungen nur geringen Einfluß ausgeübt hat[2]). Dahingegen äußert sich Bauer schon 1824 recht abfällig über „die meisten Poeten der neueren Zeit“: „Sogar Schiller hat blos in seinem Wallenstein ihren [der Poesie] höchsten Forderungen Genüge gethan“[3]). Auch hören wir ihn über Calderons „Leben ein Traum“, Richard III. und die Romanzen vom Cid sich begeistert auslassen[4]). Goethes Namen finden wir in seinen Briefen so gut wie nie. Nur am 10. November 1832, wo er Mörikes Maler Nolten in einem Schreiben an ihn feinsinnig kritisiert, gibt Bauer ihm zu, daß er in dem Roman „das Angenehme und Schroffe nicht gehäuft, sondern mit Göthischer Weisheit vertheilt“ hätte. Die einzige zusammenhängende Beurteilung Goethes steht in der „Weltgeschichte“, Band V, wo er nach Wieland und Lessing auf den Meister zu sprechen kommt:

„Ein Dichter aber in vollem Sinne des Worts wurde uns erst den 28. August 1749 geboren, in Johann Wolfgang Göthe. Aus der Krönungsstadt der römischen Kaiser ist er hervorgegangen, denn er sollte alles Gesunde und Schöne, was dem längst gealterten Reich und der entwürdigten Nation geblieben war, in ein lebensvolles, beschauliches Bild zusammenfassen. Frisch aus der Seele gesungen sind seine Jugendlieder; markig ist sein Götz, ergreifend sein Werther, ein überraschendes Zeitgemählde sein Egmont, ein Spiegel deutschen Geistes sein Faust. Aber je mehr die alte Wirklichkeit vor dem hereinbrechenden Licht eines neuen Tages verblich, desto gemessener zog sich Göthe in feine Formen der Kunst oder in tiefe Studien der Natur zurück. Wir sahen ihn sterben, den

1) „Ein Wort über Sprachreinigung“, Schriften 476.

2) Vgl. Dépiny: Ludwig Bauer 28, 45.

3) Bauers Schriften, Briefe. S. XIX; noch 1829 beschäftigt ihn der Wallenstein, 16. Nov. an Wolf.

4) 28. Dez. 1824; XIX.

22. März 1832[1])." Zur Ergänzung sei noch hinzugefügt, daß in den „Überschwenglichen" sich zahlreiche Motti von Goethe und Erwähnungen seines Namens finden.

Um aus diesen Stellen Verbindungsfäden zu Bauers Persönlichkeit oder gar seinen Stammeseigenschaften als in Schwaben gebildeter Franke[2]) zu knüpfen, sind sie zu allgemein gehalten. Sie interessieren nur im Zusammenhang mit andern, in dem sie für die Gesamtansicht und Stellungnahme des Mörikekreises zu dem großen Dichter typisch sind.

In Eduard Mörikes[3]) persönlicher Eigenart und dichterischer Anlage standen gewissermaßen alle Fenster und Türen auf, um Goethe in sich einzulassen. Zu der Freude an der Gegenwart, in der hellseherischen Vertiefung in die Natur, in der naiv-unbewußten Art des dichterischen Schaffens, in der Liebe zur Zeichnung, in der Abwehr alles Beunruhigend-Unharmonischen, in der Weltanschauung (und nur nicht in der rastlosen Lebenstätigkeit) erinnerte Mörike an den Meister. Und daß er nicht, wie Waiblinger, vor Goethes Werken in Entzückung schwärmte, war nur eine notwendige Konsequenz seiner Natur: das Apollinische dieses Charakters sträubte sich gegen dionysische Gefühlsausbrüche in Briefen in der Art Waiblingers, und wenn seine Begeisterung dort zum Ausdruck kam, nahm sie, wie in der Schilderung seiner ersten Lektüre des Goethe-Schiller Briefwechsels, leicht künstlerische Form an. Mörike konnte poltern, wenn er ärgerlich war, aber er wurde still, wenn er bewunderte.

Seit Bührlen ist bei keinem schwäbischen Dichter seine Stellung zu Goethe so leicht und natürlich aus dem Wesen des einzelnen abzulösen, als bei Mörike. Hier wie dort finden wir den Boden ihrer Persönlichkeit für das fruchtbare Aufnehmen des Goetheschen Geistes gelockert. Nur mit dem Unterschiede, daß von Bührlen die Brücke zu Goethe hin in erster Linie durch die intellektuelle Anschauung geschlagen wurde, während Mörike, unter Ausschaltung alles Verstandesmäßigen, ihn rein mit dem Gefühl in sich aufnahm. Darum mußte Bührlen erst „alt werden, um

1) Weltgeschichte V, 564.

2) David Fr. Strauß, Jahrbücher Bd. I 490.

3) Leider muß ich hier drauf verzichten, über das historische und Wertverhältnis von Mörikes eigener Poesie zu Goethe zu sprechen. Die Frage, die in Ilgensteins Buch (s. Bibliographie) nur recht oberflächlich behandelt scheint, — von einem Aufsatz Fritz Lienhards im „Türmer" ganz abgesehen — ist nicht leicht zu beantworten, und würde, auch nur etwas eingehend behandelt, den Rahmen der vorliegenden Untersuchung in Umfang und Bedeutung sprengen. Für unser Thema steht die Frage nach dem Verhältnis des Menschen Mörike zu Goethe im Vordergrund. Sie ist, wie ich glaube, auch der notwendige Ausgangspunkt für die Lösung des obigen Problems.

ihn zu verstehen"; Mörike empfand seine Größe schon lange, bevor er sie begriff. Dieser Umstand, verbunden mit dem eigentümlich Wechsellosen seiner Persönlichkeit, gibt seiner Stellung zu Goethe von frühester Jugend an die klare, logische Linie.

Als dem Knaben einst ein mißlungenes Pulverexperiment das Gesicht verletzt hatte, führte ihn seine ältere Schwester liebevoll abseits, legte ihm lindernde Umschläge auf die verwundeten Stellen und gab ihm Goethes Götz von Berlichingen in die Hand. Und der kleine Mörike „schlüpft unter das große Gastbett, stützt, der Länge nach ausgestreckt, den Ellenbogen auf und versenkt sich, allen Schmerz vergessend", in die neue Wunderwelt[1]). Das Kind wurde noch allein durch den Stoff gebannt, der Jüngling aber bildete durch das Studium der Antike den ihm angeborenen Sinn für das Sichtbare, sowie das der äußeren Form zugrunde liegende „Ahndungsvolle" und „Unaussprechliche", noch schärfer aus. Die, Mörike eigentümliche Anschauung von Menschen und Dingen finden wir auch in seinen Gedanken über Goethe wieder. Natürlich hatte auch ihn in erster Linie Waiblinger zum Meister geführt, der ihm brieflich Goethes Schriften energisch zur Lektüre empfahl[2]) und in den Antwortschreiben aus Urach Mörikes Ansichten darüber vernahm: „Daß Du Göthen als unsern Größ'sten anerkannt, weiß ich; daß ich manches von ihm gelesen, vermuthest Du vielleicht; in dem Fall aber, hoff ich, zweyfeltest Du nicht daran, daß ich Deinem Urtheil wahrhaft beytreten werde. Letzthin versucht ichs, die beyden, Schiller und Göthe, mit todten Gegenständen zu vergleichen[3]), eine Weise, die auch du liebest und die nach meiner Meynung recht nüzlich ist und einem viele Freude macht, ja oft das Unaussprechliche leise vernehmen läßt[4])." Oder er sprach von den ersten beiden Bänden von Dichtung und Wahrheit. „Sie hatten eine wunderbar anmutige Wirkung für mich. Es tut einem wohl, den Großen so menschlich zu sehn; man meint keine Ursache zu Schüchternheit vor ihm zu haben, fühlt sich ihm näher gebracht, wenn man hier liest, wie er so umgänglich und menschlich war; an jedem aus seiner Umgebung findet er etwas Gutes. Heut sagte einer, der das Buch vor sich hatte, zu mir, er wisse nicht, das Ding sei eigentlich doch ein . . . Nicht wahr, der hatte wohl von dem Ahndungsvollen nichts verspürt, wovon das Gemüt bei Schilderung des altertüm-

1) J. Klaiber: E. Mörike 3.

2) Vgl. Herm. Fischer: Beiträge I, 150. Mörike an Waiblinger: „Ferner empfehlen Sie uns die Wanderjahre, auch sie habe ich trotz meines Bemühens noch nicht bekommen".

3) Für Mörikes Neigung, sich alles durch Übertragung ins Gegenständliche klar werden zu lassen, vgl. Storm: Erinnerungen an E. Mörike. Werke, 8, 180.

4) Süddeutsche Monatshefte 1904, II, 854 f.

lichen Vaterhauses oder der Empfindungen, die der Knabe beim Anschaun von den ehrwürdigen Dingen hatte, eingenommen wird [1])?" Auch mit Luise Rau las er in späteren Jahren Dichtung und Wahrheit, sowie den Faust [2]). Und wie dem jungen Knapp, so waren auch ihm die Gesetze des Seminars zu Urach ein lästiger Riegel, der ihn hinderte, zu jeder Zeit in die Schatzkammer der Kunst Goethes eindringen zu können, „aber ich hoffe, die Zeit wird noch kommen, wo man mir es nicht mehr für Raub an der Zeit anrechnen soll, wenn ich meinen Faust in der Hand glücklich bin, wie Du [3])".

Auch viel später noch, nach 1866, wo Mörike mit Günthert zusammen Vischers Vorlesungen am Polytechnikum in Stuttgart besuchte, beschäftigte ihn vorzugsweise Faust, „und nicht minder hatte ich dabei" erzählt Günthert, „die feine Auffassung Mörikes zu bewundern, die den Zauber, welchen Vischer von Goethe und Schiller ausströmen ließ, wunderbar aus kristallenem Dichtergemüt widerspiegelte, ohne die kritische Sonde zu vergessen" [4]). Wie gut Mörike den Faust im Gedächtnis hatte, beweist auch, daß er bei einer Kritik Kurzischer Gedichte soglcich einer ähnlich lautenden Stelle aus dem Osterspaziergang gedachte [5]).

Der zentrale Kern in Mörikes Stellung zu Goethe lag aber, seiner Natur gemäß, nicht in einer kritischen oder unkritisch enthusiastischen Stellungnahme zu seinen Werken, sondern in der eigentümlichen Art, in der Mörikes Blick, stets durch des Meisters Schöpfungen hindurch, nach seiner Persönlichkeit suchte. Persönlichkeit im weitesten Sinne als eine einzig-subjektive Stellungnahme zu allen Erscheinungen des Lebens, von den gewöhnlichsten bis zu den erhabensten. Wir fanden diesen Zug angedeutet in den Worten über Dichtung und Wahrheit und finden ihn in deutlichster Ausprägung in Mörikes Liebe zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller [6]). Bis zum Jahre 1856 [7]) hin können wir seine leidenschaftliche Lektüre dieses Werkes verfolgen, das er im Frühjahr 1829 kennen lernte. In einem Brief an Mährlen schildert er die Stimmung, in die ihn die erste geistige Berührung mit diesem Buch versetzte [8]). „. . Da

1) Mörikes Briefe (Fischer und Krauß) I, 11.

2) Türmer 1904, Nr. 12.

3) Süddeutsche Monatshefte a. a. O.

4) Günthert: Mörike und Notter 61.

5) Briefw. zw. Kurz und Mörike 28.

6) Minor erklärt den starken Eindruck des Briefwechsels auf Mörike „in erster Linie als Wirkung durch den Gegensatz" (Euphorion 1909, 583); ich möchte mich dieser Ansicht nicht anschließen.

7) Der betreffende Brief ist nicht genau nach dem Jahr datierbar.

8) R. Krauß: Goethe-Jb. XVII, 255 f.

zeigte mir der Satan einen Band des Briefwechsels auf dem Tisch. Ich griff so unentschieden darnach, als wollt' ich nur den Überschlag beiläufig mustern; es war der zweite Band. Das tolle Büchlein klebte aber in meinen Händen fest, seine Blätter flogen eilig, wie besessen von der Rechten zur Linken, ich stand bald mitten in heiliger klassischer Athmosphäre, las endlich sachte und sachter, ja ich hielt den Atem an, die ruhige, tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick hinunterließ, als dürfte ich die Seele der Kunst anschauen. Einmal blick' ich auf und verliere mich in eigenem Nachdenken. Das Licht war tief herabgebrannt; ich putzte es nicht. Mein Kopf war aufs äusserste angespannt, meine Gedanken liefen gleichsam auf den Zehenspitzen, ich lag wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt. Statt mich niederzuschlagen hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich. Gar manche Idee . . . erkannte ich als mein selbsterworbenes Eigenthum wieder, und ich schauderte oft vor Freuden über seiner Begrüssung . . . . . ich pries mich glücklich im blauen Tage der Poesie, deren Herz man in diesem Buche in abgemessenen, langsam vorgezählten Pulsen schlagen hören kann . . ."

Am 11. Februar 1830 schreibt er wieder von dem Briefwechsel, den er abermals „mit frisch empfänglichem Geiste" vornahm, und bittet den Freund dringend um die Sendung der folgenden Bände[1]). Wenige Monate später erwähnt er „verschiedentliches Neue von Vater Goethe"[2]), namentlich Tag und Jahreshefte, und wie er daneben „Dichtung und Wahrheit" nicht vergaß, zeigt uns der Brief an Mährlen vom September 1830, wo er sich gegenüber Bauers Anschauung von der Poesie als „Bildungsmittel der Nation" an Goethes Worte aus seiner Biographie anschloß: „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken" (usw. bis — „zu mäßigen" III. Tl., 13. Buch). Auch in diesem Brief vergißt er nicht seine Freude über den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller auszusprechen. Er las ihn damals zum fünftenmal[3]). Ferner erzählt uns ein „Gedächtnisblättchen von schönen Tagen des Zusammenseins [mit Luise Rau] 27. und 28. April 1830" ebenfalls von seiner Beschäftigung mit Goethe: „Zu Haus, während Du die Haare wickelst, les' ich die Elegie Euphrosyne und Alexis und Dora vor". In dieser Zeit las er, wie erwähnt, auch Dichtung und Wahrheit mit seiner Braut. Und ein Jahr später finden wir ihn beim

1) Fischer-Krauß II, 136.
2) a. a. O. 151.
3) a. a. O. 158/9.

„fünften Buche“[?] des „Briefwechsels“. Wir sehen: Vor allem sind es die Werke, in denen die rein menschliche Persönlichkeit des Meisters sich aussprach, welche den Kern von Mörikes Goethelektüre bildeten. So konnte an ihm Goethes Tod nicht spurlos vorübergehen. Kurz, aber sprechend heißt es in einem Brief an Luise Rau vom 8. April 1832: „Jawohl hat unsres alten Dichtervaters Tod auch mich erschüttert, auch mich in langes Nachdenken versenkt“ [1]). Eben aus Mörikes Vertiefung in den Menschen Goethe wird es verständlich, wie neben aller Bewunderung gerade die pietätvolle Liebe Platz greift, die über alle Verleumdungen und populäre Anschauungen vom „Olympier“ Goethe hinweg, mit dem klaren Blick der blutsverwandten Seele, in das wahre Menschentum des Dichters blickte. Er verkannte es nicht, wenn er am 1. Januar 1835 an Luise Franckh anläßlich abermaliger Lektüre des Briefwechsels schrieb: „Nirgend, meine ich, erscheint die liebenswürdige, großherzige Persönlichkeit des einen, welchen ich zunächst hier meine, so schön als just in dieser Briefsammlung [2]).“ Mörike befand sich in dieser Erkenntnis zu den meisten seiner Zeitgenossen sicher in demselben Gegensatz, wie er ihn zu der damaligen Kritik empfand, von der er spöttisch sagte: „Wenn heutigentags ‚Hermann und Dorothea‘ zum erstenmal und unbekannt, von wem, herauskäme, derselbige Herr würde sagen, es sei eine langweilige Phantasie und habe einen Stich von Pietismus, weil ein Pfarrer vorkommt [3]).“ Sonst finden wir Goethes Dichtungen nur sehr wenig in den Briefen erwähnt, während Mörikes Liebe zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller („in seiner Art ein Buch aller Bücher [4])“) sich noch manchmal ein Denkmal setzte [5]). Indessen sei auch des Wilhelm Meister noch gedacht, darin er in Urach wohl zum ersten Male las und sich hier vor allem an dem Zauber der Mignonlieder ergötzte. Noch beim Auszug aus dem geliebten Tal summte ihm ihr Sehnsuchtslied „immer im Kopf herum“ und er konnte lange den Gedanken an das wundersame Mädchen nicht loswerden. Auch unter „jenen unvergeßlichen Liedern“, „welche Luise sang“, finden wir die Gesänge aus dem „Meister“ wieder. Setzte ihn doch dieser große Roman stets „wunderbar in Harmonie mit der Welt und sich selbst“, sodaß er in späteren Jahren noch oft in seinen Gründen sich erging. Dazu kam 1862 die Lektüre des Briefwechsels zwischen Goethe und Boisserée, die ihm hohen Genuß bereitete [6]).

1) a. a. O. 208.
2) a. a. O. 244.
3) a. a. O. I, 287. An Herm. Kurz 16. 3. 1838.
4) a. a. O. II, 262.
5) a. a. O. II, 119, 262.
6) a. a. O. 119.

Daß er auch Goethes Werke verschenkte[1]) oder daß er durch Klärchen Hartlaub um die Göthischen Festpoesien bat, besonders „die Eugenia“, um sie gemeinschaftlich mit seiner Schwester zu lesen[2]), oder mit seinen Stuttgarter Schülerinnen den Werther, wenn auch mit diskreten Streichungen, durchnahm[3]), ist nicht für seine kritische Stellung zu Goethe bedeutsam; aber wir sehen hieraus, wie sich der Name Goethes durch sein ganzes Leben flocht. Nicht abwertend. Denn Mörikes Natur suchte niemals sich mit den Dingen laut und kritisch auseinanderzusetzen. Was ihm nicht behagte, ließ er still an sich vorüber, ohne ihm ein Anathema nachzurufen; doch was einmal in seinem Wesen Wurzel geschlagen, das nahm er auch ganz in sich auf, zu dauerndem Besitz.

Was hätte ihn auch auf die Länge hindern sollen, Goethe rückhaltlos zu verehren? Hinter dem „Egoismus“ hatte Mörike schon längst die mächtige Menschenliebe und hinter der sogenannten olympischen Kälte das tieffühlende Herz entdeckt. Der Politiker und Patriot Mörike konnte sich aber am wenigsten durch Goethe verletzt fühlen, denn auf diesem Gebiet waren sie sich beide nur zu ähnlich. Beide besaßen sie ein starkes deutsches Empfinden, aber kein nationales Staatsgefühl; und trotz zweifellosem Interesse für die politischen Vorgänge drängte es Mörike doch in den lautesten Tagen, sein Angesicht von diesen „Zeiten fortgesetzter äußerer Spannung und Unentschiedenheit“ abzuwenden oder im Jahr von Olmütz sogar Friedrich den Großen zu studieren, um aus dieser kleinen Gegenwart in eine große Zeit zu entfliehen[4]). Goethe hielt es nicht anders. Sie waren beide zu stimmungsfeine, naive Dichter, um kräftige und zukunftsichere Politiker zu sein. Mörike glaubte auch eher an eine Erziehung der Menschheit auf ästhetischem als auf politischem Wege, eher durch die Einzelpersönlichkeit als durch die Masse. Er mußte es darum glauben, weil er es selber erlebt hatte und täglich im Genuß Goethes neu durchleben konnte. Wie er denn auch nur Selbstempfundenes wiedergab, wenn er in dem Sonett „Antike Poesie“ die Höhen des Helikon in „Morgenrötebrunst“ erglühen ließ, weil sie sich an des Iphigeniendichters Blick „so zauberhaft, so sonnewarm“ erquickten[5]).

---

1) a. a. O.

2) Handschrift Marbach 1841?

3) a. a. O.

4) Rudolf Krauß: Euphorion 1894, 129—136.

5) Gedichte (Pantheon Ausgabe) 42/43. Aus dem Jahr 1828.

V.

Zusammenfassender Rückblick und Ausblick.

1.

Versuchen wir rückblickend noch einmal die Linie der schwäbischen Stellungnahme zu Goethe in ihren Kurven und den Motiven für diese Kurven zu überschauen. Wir können vier hauptsächliche Motive feststellen, welche ihre jeweilige Kritik charakterisieren: Erstens das stammliche Moment, also Eigenschaften, die den betreffenden Dichtern als Schwaben eigentümlich, für ihr Urteil von Bedeutung wurden. Zweitens das politische Moment, das mit dem stammlichen eng verwachsen, dennoch in ereignisreichen Epochen selbständig wirksam wurde. Drittens das literarisch-ästhetische Moment und viertens das individuell-psychologische Moment[1]), das natürlicherweise die Kritik weitaus am stärksten beeinflußte, ja mitunter, wie bei Knapp, Waiblinger oder Mörike, für die Stellungnahme zu Goethe allein ausschlaggebend zu werden schien. Vielfach wirkten diese Motive in verschiedener Mischung zusammen: So bei Bührlen das stammliche Moment mit einer starken Betonung individueller Neigung, bei Weisser oder Wagenseil die individuelle Eigenart mit der Versteifung auf eine enge ästhetische Doktrin; bei Pfizer haben wir die Politik in seiner Stellung zu Goethe stark betont, und in Uhland sprach sich vielleicht am vernehmlichsten der württembergische Stammescharakter über Goethe aus.

Wir bemerkten, wie Goethes Erstlingswerke zur Zeit der Aufklärung und der Empfindsamkeit keineswegs in allen Kreisen von gleichen Wirkung waren. Das starke politische Interesse der Schwaben, das im ausgehenden 18. Jahrhundert durch die Verhältnisse im Innern entwickelt durch die welthistorischen Begebenheiten in Frankreich, die ihren demokratischen Neigungen meist entgegenkamen, gesteigert wurde, erschwerte ein Eindringen in Goethes Kunst, die nur um ihrer selbst willen da zu sein schien. Den radikalen Aufklärern waren Götz, Werther und Clavigo nicht tendenziös genug. Sie gingen an Goethe, als an einer den Zeitforderungen nicht gerecht werdenden, nur der Empfindsamkeit schmeichelnden oder gar den Geschmack verrohenden Persönlichkeit vorüber (Weckhrlin), oder sie standen noch ganz im Banne veralteter Kunst-

1) Wozu ich auch das religiöse rechne.

anschauungen und hatten für diese Schönheiten absolut kein Organ (Affsprung, Zapf). Wer aber, dem Rationalismus fern, auf streng kirchlichem oder gar sektiererischem Boden stand (Sturm, Hahn), mußte von vornherein eine heftige Abneigung gegen alle weltliche Lektüre fassen, die ein derartiges Aufsehen machte, wie Götz, oder gar den Selbstmord zu predigen schien, wie Werther.

Freilich, die schwäbischen Dichter, deren individuelle Eigenart in den beiden Werken getroffen wurde und die außerdem der poetischen Anschauung des Sturms und Drangs nahe standen, jubelten Goethe zu. Den augenscheinlichen Widerspruch, sich für die markige Kraftgestalt des Götz und die empfindsame Schwärmerei Werthers gleichzeitig begeistern zu können, löste diese Generation in ihrem aus dröhnendem Bardentum und empfindsamen Tränen gemischten Gemüt auf. Es war hier vor allem Schubart, der im Götz wie im Werther seine eigenen Bestrebungen und Gefühle verwirklicht fand. Ihm schlossen sich der junge Wagenseil und Hartmann (was den Werther anging), sowie in gewissem Sinne Miller und Seybold an. Für die Verbreitung Goethes in Schwaben hat unter ihnen allein Schubart, wenn auch nur kurze Zeit, zu wirken verstanden. Bei ihm fiel auch der moralische Standpunkt in der Beurteilung fort. Hartmann lief in Württemberg noch ganz auf der Seite der Gegner, Seybold und vor allem Miller suchten nur durch unkritische, moralisierende Betrachtung die schädliche Wirkung des Werther zu dämpfen. Waren sie auch von dem ästhetischen Wert des Romans und dem „Genie“ des Verfassers überzeugt, so fürchteten sie, daß er die Jugend von ernster Arbeit, sittlichem Lebenswandel und dem „gründlichen Studium der Antike“ ablenken und zu Schöngeistern oder Narren verwandeln könnte. Ihrer Stellungnahme schloß sich Ständlin in seinem „Wallberg“ an. Weit unter diesen stand allerdings die landläufige Ansicht der Gebildeten über Goethe, die sich, abgesehen von der Moral, an Stil und Wortbildungen stießen. Weckhrlin tadelte sogar die Roheit des Ausdrucks, Weisser behauptete fast ein halbes Jahrhundert später, Goethe könne kein Deutsch, und Rapp kritisierte noch um 1850 und 1861 eingehend stilistische Unebenheiten Goethes.

Doch selbst der Beifall der Anhänger Goethes in Schwaben galt nur dem Stofflichen, dem Aktuellen seiner Kunst. Die Iphigenie nahm man schon merklich kühl auf. Und den Dichter selbst, der in Weimar „von parfümierter Hofluft zu schwindeln“ schien, sah man bald mit andern Augen an. Er hatte den für das Urteil der Schwaben wichtigen persönlich-volkstümlichen Charakter verloren und erschien ihnen mehr und mehr als Aristokrat und Hofmann. Am deutlichsten kam der Ärger über

die reservierte Vornehmheit Goethes bei Wagenseil zum Ausdruck, der von einem glühenden Goetheverehrer sich bis zu einem nörgelnden Gegner seiner Kunst entwickelt hatte. Durch die Verbindung mit Schiller wurde er freilich dem Herzen mancher Schwaben wieder nähergebracht, bis dann der Xenienschlag überall helle Empörung über die hochmütigen und ungerechten Dichter wachrief. Diese herausfordernde gegensätzliche Stellungnahme Goethes zu den Zeitgenossen, der ungewohnte Stil Iphigeniens, Tassos, Egmonts, die Erotik der römischen Elegien, sie widersprachen in jedem Punkte dem echt schwäbischen freundschaftlichen Zusammenhalten der Klassizisten, widersprachen ihrer rationalistischen Nüchternheit, wie der festen Begrenztheit ihrer engen ästhetischen Regeln. Die Wertherstimmung verlachte man zumeist und die neuesten Werke verstand man nicht. So standen die Schwaben in der Hoch-Zeit Goethes ihm ferner als 25 Jahre vorher. Man pries Klopstock, Wieland, Geßner und blickte bewundernd den Landsmann Schiller an. Es war verständlich, daß sie bei der ihrem Stamme eigenen Tendenz der Beschränkung auf die Heimat und der Pflege bewahrter Sitten, bei ihrem Mißtrauen gegen gänzlich Neues und der verkehrsabgeschiedenen Stellung vieler in Pfarren und eintöniger Beamtentätigkeit keine Brücke zu Goethe hin schlagen wollten oder konnten.

Daß dies für Knebel und Reinhard nicht galt, braucht nicht wiederholt zu werden. Sie standen ganz abseits. Die Freundschaft und der Verkehr mit Goethe modifizierte ihr Urteil von vornherein zugunsten des Meisters. Beide waren dem Wesen nach echte Schwaben. Sie hatten vor allem den großen Menschen im großen Dichter gesucht und im Verkehr mit ihm finden können. So springt dann auch ihre verehrende Neigung zu ihm als Freund zunächst in die Augen. Knebels Urteil wurde durch eine starke Vorliebe für antike Metra und den rein klassischen Geist anderen Dichtungen gegenüber nicht in gleicher Weise gerecht. Reinhards Ohr, das an den Klang französischer Dramen gewöhnt war, täuschte sich darum doch nicht über den künstlerischen Wert von Goethes Werken. Beide betonten fast zu stark den Wissenschaftler Goethe, wenn auch nicht zuungunsten des Dichters. Die stärksten Schwankungen zeigten unterdessen die Urteile über Goethe in der schwäbischen Heimat selbst. Die Theoretiker und Publizisten des Klassizismus wiesen (mit Ausnahme von L. Schubart) Goethe ab. Die Lyriker Ständlin und Neuffer bezeigten sich ziemlich gleichgültig gegen ihn, und nur Haug und Conz zollten seiner Größe Anerkennung. Die späteren Dichter aus der klassizistischen Schule aber bekannten sich gewissermaßen schon als Jünger Goethes.

Die chronologische Reihenfolge dieser Urteile ist nun eine ganz andere. Die letzten fünfzehn Jahre der Regierung Herzog Karls waren für das Land ruhig und nicht ohne Segen. Wir bemerken auch eine stärkere Entwicklung der Literatur als in der Folgezeit, wo die Koalitionskriege und die Regierungszeit Friedrichs viel Aufregung über das Land brachten. 1790 fielen Ludwig Schubarts Faust- und Tassokritiken, 1794 erfolgte die Kritik Goethes in den Tübinger gelehrten Anzeigen, sowie der kurze Artikel über Weimar in der „Flora". Es ist dasselbe Jahr, in dem Hölderlin ihn kennen lernte. Die starke dichterische Produktion Goethes dagegen rief keinen kritischen Widerhall wach, denn erst 1797 sehen wir den Einfluß des Werther gleichzeitig in Hölderlins „Hyperion" und Pahls „Herwart". Bis zum Jahre 1805 finden wir kein schwäbisches Urteil über ihn. Karoline Paulus' „Dumont" aber stand doch so gut wie ganz außerhalb des heimischen Klassizismus. Erst 1808 erschienen Weissers Miszellen mit ihren antigoetheschen Randbemerkungen, 1811 seine Ausfälle gegen die natürliche Tochter, denen erst wieder 1819, 1821, 1824 solche ähnlicher Art folgten. Also zu einer Zeit, wo schon längst die Romantik ihr Panier entfaltet hatte und laut für Goethe eintrat. Die Gründe dafür sind wohl darin zu suchen, daß die Romantik nunmehr auch in Schwaben ein Lager aufgeschlagen hatte. Die unmittelbare Nähe des Gegners aber forderte die eifrigen Klassizisten, wie Weisser, geradezu heraus, mit allen Waffen gegen ihn und seine Götter zu Felde zu ziehen. So finden wir die verehrende Stellungnahme der Romantik Goethe gegenüber neben der gehässigen Kritik Weissers stehen; Rehfues' und Kölles Urteile (1812/13) sogar noch vor Weissers hauptsächlichen Angriffen und Conz' „kleinen prosaischen Schriften" (1825), ganz abgesehen von Wagenseils höhnischen Artikeln in „Ratzebergers Almanach" 1831/32! Dieser Almanach, der mit jeder Zeile noch ins 18. Jahrhundert zurückweist, erschien in den gleichen Jahren wie Pfizers Briefwechsel und Mörikes Maler Nolten! Ein Zeichen, wie in Schwaben die heterogensten Strömungen nebeneinanderherlaufen konnten, wie sich der Charakter einzelner Männer gänzlich gegen alle modernen Ideen abzuschließen vermochte.

Solche Gegensätze aber nahmen wir sogar unter den Klassizisten selbst wahr, und ihre Stellung zu Goethe entsproßte in den meisten Fällen ganz verschiedenen Motiven. Bei Weisser verband sich das literarisch-ästhetische Moment mit seiner kleinlichen Individualität, um solche Urteile zu produzieren, wie über das Dankgedicht oder den Werther. Pahl ließ der heilige Drang, den schlimmen Zuständen seines Vaterlandes durch Wort und Tat abzuhelfen, keine Zeit finden, sich in Goethes Werke zu vertiefen. Daß er aber Schillers rühmend gedachte, lag im schwäbischen Stammescharakter,

der es nie vergaß, daß der Dichter der Räuber im Herzen Württembergs geboren war. Anders bei Ludwig Schubart und Conz. Bei ihnen — besonders Conz — knüpfte die Verehrung für Schiller auch ein Band an Goethe, und nicht minder für Hölderlin war zunächst Schiller die Brücke, die zu Goethe führte. Die komplizierte Eigenart seiner Natur stellt ihn schon außerhalb seiner Zeit- und Stammesgenossen. Auch Bührlen stand mit seiner ausgesprochenen Neigung für die praktische Lebensweisheit des Altmeisters, die seinen eigenen „Lebensansichten" in jeder Hinsicht entgegenkam, innerhalb des Klassizismus auf besonderem Boden. Daß man aber Vollblutschwabe und reinster Klassizist sein und dennoch Goethes Bedeutung ein gewisses Verständnis entgegenbringen konnte, zeigte die liebenswürdige Natur Haugs, in dessen Schriften wir zwar kein begeistertes Lob, aber auch keinen Tadel über Goethe finden.

Wie sich bei den einzelnen Dichtern der kritische Angriffspunkt immer wieder verschob, so auch bei den literarischen Gruppen selbst. Die Romantik in Schwaben sah in Goethe vorzugsweise den großen Lyriker. In seinen Gedichten lag der Quell, aus dem sie für sich selbst am meisten schöpfen konnten, da sie alle in erster Linie Lyriker waren. Und wenn die Klassizisten Goethes Werke gegenüber denen Klopstocks, Wielands, Schillers oder gar Geßners arg vernachlässigten, konnte man um 1810—1820 in den Kreisen der Romantiker die eifrigste Goethelektüre wahrnehmen. Man schickte sich gegenseitig seine Werke zu und überging keine neue Schöpfung aus seiner Feder. Die öffentlichen Ereignisse, die Verfassungskämpfe, der Tod König Friedrichs, die steigende politische Erregung, welche sich in Kotzebues Ermordung und dem Mordversuch auf den Regierungspräsidenten Ibell Luft machte, wurde bald dem regen literarischen Leben hinderlich. Auch standen die meisten der schwäbischen Romantiker schon im Staatsdienst und wurden dadurch von dichterischen Interessen abgelenkt. Von 1821 bis 1829 war Goethes Ansehen in der öffentlichen Kritik geradezu gesunken. Knapp war um die Wende der 20er Jahre „bekehrt" worden, Weissers, Webers, Wagenseils Urteile schienen durch das Goethekapitel in Hauffs Satansmemoiren höchstens bestätigt zu werden, und nur in dem Freundeskreise der jüngsten Dichtergeneration Mörike, Lohbauer, Waiblinger, Bauer ließ man sich durch die mißwollenden Zeugnisse der älteren nicht abhalten, in ihm den Dichterfürsten und Dichtervater zu bewundern. Doch dieses Moment fast kindlicher Liebe zu der greisen Gestalt des alten Goethe reichte schon in die Romantik und noch weiter zurück. Solch ein herzliches Vertrauen sahen wir bei K. P. Lohbauer, Bührlen und vor allem Mayer und Pfizer. Es wurde genährt durch die Berichte derer, die Goethe kennen gelernt hatten und von ihm als liebens-

würdigem, freundlichem Herrn erzählten (Schwab, Notter). Notter aber versuchte auch den nationalen Goethe seinen so stark politisch denkenden Landsleuten menschlich näher zu bringen. Damals erschien Pfizers Briefwechsel, wo man diesem Problem ebenfalls nicht aus dem Wege ging. Denn gerade um 1830 konnte Goethes bekannter Glaube an die ästhetische Erziehung und seine Überzeugung, daß eine Nation verloren sei, wenn sie lediglich den Kampf führe für staatliche Güter, am allerwenigsten Anhängerschaft finden. Die durch die Julirevolution verstärkte Aufregung des Volkes und die hartnäckigen Kämpfe der liberalen Opposition erfüllten die Zeitungen, und selbst Lohbauers Faustkritik im „Hochwächter" war eine vereinzelte Kundgebung zugunsten des großen Dichters; das politische Leben verschlang das literarische mehr und mehr und Goethes Tod weckte in diesen „kampfbewegten" Tagen nur ein kurzes Echo.

Im einzelnen befand sich in den 30er und 40er Jahren die Goethekritik in Schwaben schon auf einer Höhe, die der außerschwäbischen in nichts nachstand, ja sie im Gegenteil an Eindringlichkeit und Sorgfalt übertraf. 1834 las ja schon Friedrich Vischer über Goethes Faust an der Universität! Man ließ sich von W. Menzel, Börne und der jungdeutschen Bewegung gar nicht anfechten, stellte Goethe bewußt der Größe Shakespeares an die Seite und versuchte ihn in der universellen Weite seiner Bildung (Pfizer) und vor allem als lyrisches Genie zu würdigen. Die Romantiker hatten ihn von dieser Seite zunächst bewundert, Notter und Rapp suchten diese Ansicht auch kritisch zu begründen. Beide, besonders Rapp, gingen darin schon zu weit, indem sie den Lyriker gegen den Dramatiker Goethe ausspielten und dramatisch mit theatralisch verwechselten. Ihre Ansicht war eben gebunden und beeinflußt durch die Theater, in denen man Goethe so gut wie ignorierte, oder, wie bei der Faustaufführung (1832), bewies, daß er für die Bühne leider so gut wie verloren sei. Die Gründe, warum sich Goethe auf der Bühne nicht hielt, lagen, wie allein Lohbauer erkannte, kaum an den technischen Schwierigkeiten (diese kamen höchstens beim Faust in Betracht), sondern vor allem darin, daß der Geschmack des Publikums und das Spiel der Darsteller auf Kotzebue, Iffland und Raupach eingestellt war und man demgemäß die rein seelischen Accente der Iphigenie und des Tasso weder zum Ausdruck zu bringen[1]) noch im Publikum aufzufassen verstand.

Die kirchlich-religiösen Kreise hatten ihren leidenschaftlichsten und begabtesten Vertreter in Knapp. So abseits er innerhalb der schwäbischen Goethekritik stand, für die streng dogmatischen Gläubigen, deren es in Württemberg stets viele gab, kann er gewissermaßen als Typus gelten.

1) Von den wenigen schauspielerischen Genies (Seydelmann, Döring) natürlich abgesehen.

Knapp wandte sich in erster Linie gegen Goethes Freude an der Welt, und damit hing eng zusammen, daß er ihn vom christlich-ethischen Standpunkt scharf kritisierte. Stand Knapp damit unter den schwäbischen Dichtern seiner Zeit allein da, die große Masse stieß sich — ob vom christlichen oder nur sittlichen Standpunkt, kommt hier nicht in Betracht — hart an „Goethes Moral". Wir vernahmen solche Äußerungen bei Waiblingers Lehrer Klaiber und hören noch um 1840 [1]) Rapp davon sprechen, daß der Faust nur für ein exquisites gebildetes Publikum sei, welches an seinen sittlichen Voraussetzungen keinen Anstoß nähme. Ja, in Karl Köstlins Buch über Goethes Faust (1861) können wir sogar lesen [2]), daß man sich scheute, die Domszene auf die Bühne zu bringen, weil es als eine Erniedrigung der Religion und der Kirche aufgefaßt werden könnte. Das „gebildete Publikum" war aber recht klein und bestand eigentlich nur aus den literarisch und künstlerisch gebildeten Kreisen, die ja schon um 1797 und 1800 Goethe Bewunderung, wenn auch noch nicht rechtes Verständnis entgegenbrachten. Auch hier zeigte es sich klar, „wie hoch in dem zerstückelten Deutschland die Bildung einzelner Individuen und kleiner Kreise steigen konnte, ohne daß die Gesamtnation daran teilnahm" [3]).

Wir erwähnten schon, wie in der Mitte der 20er Jahre die jüngste Generation in der Bewunderung Goethes und der Lektüre seiner Werke [4]) die der Romantiker abgelöst hatte. Ihr Mittelpunkt war Waiblinger. Er hielt bis zu seinem Tode (1830) dem vergötterten Meister die Treue. Auch hier trägt die Verehrung zu Anfang fast kindlich pietätvollen Charakter. Man braucht nur zu denken, daß Mörike in einem Briefe an Waiblinger ihn daran erinnerte, auf die Rückseite des Briefes doch den versprochenen Namenszug von Goethe zu machen [5]). Aber sie wuchs sich in dem edelsten Vertreter dieses Kreises zu einem wundervoll tiefen Eindringen in den Menschen Goethe aus. Damit war ein geistiger Kontakt mit der Gestalt des großen Toten geschlossen, der nie wieder ganz unterbrochen wurde. Denn war man erst bis zu dem Kern des Menschen vorgedrungen, so konnte man von dort aus leicht in die Parkwege seiner Dichtung Eingang finden und ihre Schönheit sich Schritt für Schritt zu eigen machen. Dieses schwäbische Suchen nach dem Menschen Goethe sahen wir

1) In dem Vorwort zu seiner Faust-Umdichtung. Es ist ungefähr in diese Zeit datierbar.

2) Karl Köstlin: Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger 182.

3) W. Scherer: Literaturgeschichte (12. Auflage) 554.

4) Der Austausch der Meinungen tritt hier stärker zutage; vgl. handschriftliche Briefe an Waiblinger (in Marbach).

5) Fischer-Krauß 13 (12. Februar 1822).

vorbereitet bei Bührlen, Mayer, Schwab, Notter. Aber erst in Mörike scheint es durch wirkliches Finden belohnt zu sein. Hier feiert wirklich der schwäbische Geist in seiner reinsten Form eine restlose Versöhnung mit dem Goethes.

Endlich müssen wir noch versuchen, in aller Kürze die Hauptlinien der schwäbischen Goethestellung in den nächstfolgenden Generationen, zu bezeichnen. Wir sehen, wie sich bei Hermann Kurz, Vischer, Strauß, Auerbach, Adolf Schöll, Karl Köstlin wirklich eine neue Ära kritischer Erkenntnis Bahn zu brechen beginnt. Eine von Zeitfragen und zeitgenössischen Interessen losgelöste Betrachtung der, in ihrer historischen Größe unbestrittenen, Werke Goethes. Es ist bei dem bedeutendsten schwäbischen Kritiker, Friedrich Vischer, ein fast leidenschaftliches Ringen nach dem endlichen Verständnis des Meisters, das trotz mancher Irrwege ein weit über die Grenzen stammlicher oder moralischer Einengung hinausweisendes Vordringen zu Goethe zeigt. Aus der kritiklosen Bejahung Waiblingers und den vergeblichen krampfhaften Versuchen Rapps, sich von subjektiven und zeitlichen Vorurteilen loszulösen und ihn objektiv zu werten, erhob sich nun die historische Kritik, die, durch keine persönlichen Beziehungen zu Goethe getrübt, mit Hilfe der ständig anwachsenden Materalien über sein Leben, ein klares Bild seines Werks und seiner Persönlichkeit zu gewinnen trachtete. Wieviel klarer als Rapp erkannte z. B. 1861 [1]) Berthold Auerbach des Meisters Wesen in seinem Vortrag „Goethe und die Erzählungskunst“ [2])! Ich verweise auf die vorzügliche Parallele von Wilhelm Meister und Werther und die Menge treffender Bemerkungen im Einzelnen [3]). Ebenso Strauß; was wir in seinen Schriften über Goethe lesen können, trägt schon durchaus das Gepräge dieser modernen Periode der Kritik Goethes. Ganz zu schweigen von Adolf Schölls eindringlichen Goethestudien [4]), den Früchten einer lebenslänglichen Beschäftigung mit ihm. Den größten Aufschwung in einer immer stärker werdenden Kette von Kommentaren und Interpretationen nahm die Faustkritik. Wir können sie als das Zentrum der Kritik Goethes ansehen und bei ihren beiden bedeutendsten schwäbischen Vertretern etwas länger verweilen.

„Das strenge Gericht, welches damals der erste Ästhetiker der Jetztzeit über die bisherigen Bearbeitungen und Erklärungen ergehen ließ (Kritische Gänge 1844 II, S. 49/215), kam eben recht, um auch auf dem

1) Auch Rapps „Goldenes Alter der deutschen Poesie“ war 1861 erschienen.
2) Stuttgart 1861, dann in „Deutsche Abende“ wieder abgedruckt.
3) a. a. O. 5. 10. 18 (Charakteristik Alberts), 21/22.
4) Schöll: Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens 1882.

Boden der Wissenschaft jener ersten Periode der Faustlitteratur ihren Ausgang anzukündigen." „Seitdem ist daher denn auch der Charakter der Behandlung ein ganz anderer geworden. Man bestrebt sich, das Gedicht zu verstehen, statt es spekulativ zu ergreifen; man bemüht sich, es zu erklären, statt es „aus der Idee" zu konstruieren; man geht namentlich dem Prozeß seiner Entstehung bestimmter nach . . ." So heißt es in Karl Köstlins Buch „Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger" [1]). Köstlin wollte auch über dieses Stadium der Kritik, das zu sehr auf das einzelne zielte, und, den labyrinthischen Gängen der Dichtung nachspürend, den Blick über das Ganze verlor, hinaus. Das Werk aus sich selbst heraus zu verstehen, blieb seine Tendenz, indem er auch bei den Stellen, die ihm seltsam dünkten, sich fragte: Was hat Goethe hier zeigen wollen? Warum hat er sie wohl so und nicht anders geschaffen? Köstlin wird deshalb auch dem zweiten Teil gerecht, denn er hielt sich an die innere Struktur und klammerte sich nicht an mißratene Einzelheiten fest [2]). In dem Schlußkapitel erkennen wir, wie er unvergleichlich tiefer als Rapp den Sinn des Ganzen ergriff [3]). — Friedrich Vischer dagegen ging zunächst (besonders was die Kritik des II. Teils betrifft) von der Faustidee aus, wie sie seiner Ansicht nach allein hätte durchgeführt werden müssen, zertrat in der Nutzanwendung auf Goethe naturgemäß viel poetische Schönheit, Plastik und Farbe des Gedichts, die sich einer konsequenten Durchführung des Gedankens entgegenstellte. Vischer kritisierte besonders den zweiten Teil wie ein philosophisches System und vergaß, daß in einer Dichtung noch ganz andere Gesetze wirksam sein können, als die gedanklich-logischen. Er vergaß vor allem Goethes Wort: „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk vor dem Verstande immer unendlich." Dennoch hat, ganz abgesehen von genialen Einzelheiten, Vischers Kritik ihre unvergeßliche Bedeutung durch diese imponierende und bisher unerhörte Vertiefung in die Tragödie, durch ein fast faustisch zu nennendes Streben, sie in ihrem Guten und Schlechten restlos zu erkennen, zu durchdringen, Satz für Satz gedanklich zu erschöpfen. Ferner: seine darauf bezüglichen kritischen Arbeiten gehen samt und sonders von der Voraussetzung aus, daß ein ungewöhnlich großes Werk auch mit „ungewöhnlichen Maßstäben" [4]) zu beurteilen sei und Licht und Schatten dieser Dichtung in Bezugnahme auf Goethes

1) Tübingen 1860, S. 1, 2. Karl Köstlin hielt auch an der Universität Vorlesungen über Goethes Faust.

2) a. a. O. 171.

3) Vgl. z. B. die Charakteristik von Mephisto und Faust. Bei Köstlin findet sich schon der Wunsch, den zweiten Teil aufgeführt zu sehen, und die Überzeugung, von seiner Wirksamkeit, 182.

4) Goethes Faust (1875) 367.

Gesamtleistungen aufgezeigt werden müßten. In der Literatur nimmt „dieses unfertige Wunderwerk der Dichtung“ [1]) auch seiner Ansicht nach einen so hervorragenden Platz ein, daß es von keinem als nur von Goethe selber noch vollendeter hätte geschaffen werden können. Es lagen hier zum Teil andere Prämissen vor als bei Köstlin, dessen Fausterklärung für das Verständnis der Dichtung im Publikum sicher mehr getan hat, ohne darum in der Geschichte seiner Kritik einen bedeutenderen Platz einzunehmen.

So schließen sich die individuell unendlich verschiedenen und zeitlich so schwankenden Urteile der schwäbischen Dichter über Goethe zu einem gewaltigen organischen Werden zusammen: die wechselnde Reaktion eines Volksgeistes auf die Einwirkung einer mächtigen Persönlichkeit. Wir sehen, wie sich ein Volk Schritt für Schritt, halb unbewußt, halb bewußt Goethe aneignet und in dem Bilde historischen Geschehens auch hier die geheimnisvolle Wechselwirkung mächtiger Kräfte lebendig wird.

1) a. a. O. V.

Anhang.

1.

Zu Karl Reinhard.

Karl Friedrich Reinhard vom 20. Mai 1824 (Frankfurt) an K. P. Conz. (Schiller-Museum, Marbach a. N.)

„— — — — — — — — — — — — — — — — —

Deine Anfrage, Göthen betreffend, kann ich um so triftiger beantworten, da eben wie ich Dein Paket erhielt, der Canzler von Müller aus Weimar, ein Hausfreund Göthens, gegenwärtig war. Er erfreut sich, wie ichs auch vom homerischen Wolf vernahm, seiner völlig wiederhergestellten Kraft und Heiterkeit, wovon auch im neuesten Hefte von Kunst und Alterthum, das Müller mir mitbrachte, die indische Legende und mehrere der zahmen Xenien zeugen. Sein Sinn steht nach Marieenbad und nicht nach dem Lindig, worüber der Fürst und wir alle Ein für allemal uns resignieren müssen, nicht einmal nach Frankfurt, wohin ihn doch die fast unbezämbare Begirde treibt die äginetischen Abdrücke zu sehn. Der Großherzog, den wir fast eine volle Woche hier besetzen haben, meinte zwar, er wüßte dis nur nicht anzufangen; er müßte in Offenbach ankommen, morgens beim Bäderschen Institut hier anfahren, drei oder vier Freunden dort rendéz-vous geben und dann wieder fort. Das kann aber ein Grosherzog, allein kein Göthe, wiewohl auch Fürst in s e i n e m Gebiete und eben darum. Nach Marieenbad zieht ihn, ausser dem gewohnten Bedürfnis der Quellen [die] Reminiscens, wo nicht Erneuerung des Zusammenseyns mit einer achtzehnjährigen Grazie, die in ihm eine Leidenschaft anfachte, in deren Flamme sich der alte Heros, wie Herkules in die auf dem Öta stürzte. Die Familie in Weimar nahm die Sache prosaisch; denn sie fürchtete eine Heirat, und eben dadurch, glaub' ich, kam er wieder zur Vernunft; denn dis war ihm ärgerlich, und nun ward der Ernst komisch, weil er ihm diente, die Familie zu necken . . .“

2.

Zu Friedrich Weisser.

Des Poeten Willibalds Versuch einer Selbstbiographie[1]).

Von meinem Leben will ich singen,
Mir selbst und Euch zum Zeitvertreib.
Kund sei Euch denn vor allen Dingen,
Mich Wunderkind gebar ein Weib.

Froh hörten Tante, Mutter, Vater,
Der kleine Neuling sei nicht stumm.
Wie mancher Held auf dem Theater,
Heult' ich, und wußte nicht warum.

Vermuthlich waren es die Musen,
Bezweifelt's hämisch auch der Neid,
Die mich schon an der Amme Busen
Zur hohen Reimkunst eingeweiht.

Vernehmt's, doch schüttelt nicht die Köpfe!
In meinen Kinderjahren schon
Zerschlug ich Teller, Schüsseln, Töpfe,
Zwar nicht von Eisen, doch von Thon.

Als Knabe liebt' ich sehr das Naschen;
Drum ging oft nach dem Markt mein Lauf.
Doch häufig wehrten leere Taschen
Dem armen Schlucker jeden Kauf.

Die Schul' empfing den jungen Helden
Tagtäglich auf Papas Geheiß.
Hier legt' ich, ohne Ruhm zu melden,
Den Grund zu Allem, was ich weiß.

Traf mich ob manchen losen Streichen
Des strengen Lehrers schwere Hand,
Dacht' ich hohnlächelnd: Meines Gleichen
Begreift kein stumpfer Schulpedant.

Längst fand im armen Vaterstädtchen
Mein Genius sich hart gepreßt;
Denn wahrlich außer seinen Mädchen
Mißfiel mir Alles in dem Nest.

Bald reist ich nach der hohen Schule,
Mit netten Kleidern wohl versehen.
Der Wagen stockt in manchem Pfuhle;
Doch öfter war der Weg auch schön.

---

1) Hat nichts mit dem Willibald Bd. I, 300 zu tun, in dem Weisser sich selbst und seine Stellung zu den neuen Literaturrichtungen zeichnet.

Im Hörsaal gab es viel zu hören,
Hielt man sich nicht die Ohren zu.
Doch nicht auf Meisters Wort zu schwören,
Gelobt' ich mir im ersten Nu.

Der Rechte war ich wohl befließen,
Doch recht lernt ich sie eben nicht;
Denn höher als das eitle Wissen
Schätzt' ich in mir das innre Licht.

Jetzt hob der Adler sein Gefieder;
Jetzt sang der Schwan im höchsten Ton.
In Staub zerfiel durch meine Lieder
Der alte morsche Helikon.

Bald flog mein Ruhm nach allen Polen
Durch meiner Muse kühnes Spiel.
Dank sei's dem Gift und den Pistolen,
Noch mehr, als meinem raschen Kiel!

Die Kunst, der Kunst zum Trotz zu schreiben,
Verachtend den verjährten Wahn,
Lehrt' ich zuerst aufs Höchste treiben
Im Trauerspiel und im Roman.

Gesindel bracht' ich auf die Bühne,
Reif für das Rad und für den Strick.
Drum schwand auch Shakespeare selbst, der Kühne,
In dunkle Nacht vor mir zurück.

Hier war ein Schreien, dort ein Flistern:
Ich schreib' ein Loch in die Moral.
Ach, kämpfen mußt' ich mit Philistern,
Wie Simson weiland, ohne Zahl.

Gern weiht, Ihr wißt's, dem Liebesgotte
Ein Dichterherz zum Tempel sich.
Drum machte mehr als Eine Lotte
Zum jüngern, jungen Werther mich.

Doch wollt' ich aus der Welt nicht gehen;
Drum ging ich lieber in die Welt.
Nun sollt Ihr bald in Rom mich sehen,
Und hören, wie mir's dort gefällt.

Allein ich fürchte, schuldig bleiben
Muß ich den Schluß, o Leser! Dir,
Schenkt, um Ein Leben zu beschreiben,
Der Himmel nicht ein Zweites mir. 1822 erschienen.

(In Neueste poetische und prosaische Werke III 189—193.)

3.

Wenig ist, was wir von dem viel jüngeren Freunde Kerners und Mayers, Graf Alexander von Württemberg über Goethe wissen. Seine Briefe[1]) tragen rein persönlichen Charakter, und nur in seinen Gedichten setzt er sich mit der neueren Literatur auseinander. Da es ihm nicht vergönnt war, im Leben das Schwert zu führen, wofür er recht eigentlich geboren schien, so schlug er jedenfalls in der Poesie auf seine Gegner los: Jung Deutschland wird angegriffen; aber auch „die neuen Romantiker", die nach Wahrheit jagten, welche aber mit der Schönheit meist im Widerspruch stände, bekommen seinen Tadel zu hören. Doch besonders heftig dringt er auf jene ein, die „den Alten, der zu Weimar sich verspätet[2])", als König knechtisch anbeteten. „Wie ihr die scheuen Augen da verdrehtet, Als ihr sein Haupt mit Opferduft umwehtet." Nicht, weil Goethe der Verehrung nicht würdig wäre, sondern weil der echte Dichter „nimmermehr" sich „zu des andern Knechte" geben wollen wird[3]). Denn daß auch er des Meisters Größe gegenüber dem Zwergengeschlecht zeitgenössischer Literatur zu würdigen wußte, beweist das Sonett wider den Partikularismus in der deutschen Literatur[4]). „Es gibt nur eine teutsche Dichterschule, Erscheinen muß vor [!] ihrem Richerstuhle, Der von dem alten König sang in Thule"; aber auch „Der herrlich ließ das Lied der Glocke klingen", denn gerade Schillers Genius weiht Alexander von Württemberg noch lieber seine Lieder, dessen „Riesenwort" einst „der Kunst die Bahn gebrochen" hätte[5]).

4.

Gustav Pfizer.

Streng genommen, ragt Gustav Pfizer (1807 geboren) aus dem Rahmen unserer Darstellung hinaus. Aber seine enge Zugehörigkeit zur sogenannten schwäbischen Dichterschule, an die ihn auch Notter in seinem Essay angliederte, sowie seine freundschaftlichen Beziehungen zum Uhlandischen Kreise, endlich der Umstand, daß er der Bruder Paul Pfizers ist, rechtfertigen eine kurze Übersicht über sein Verhältnis zu Goethe.

---

1) Marbach.

2) Bei der chronischen Reimnot Alexanders v. W. ist „verspätet" nicht mit „überlebt" zu identifizieren. Eher: der so alt geworden, daß seine Gestalt in die heutige schlechte Zeit gar nicht mehr hineinpasse.

3) Gegen den Strom 21.

4) a. a. O. 34.

5) Gesammelte Gedichte 466.

Am 4. Oktober 1831 schrieb Goethe an Zelter das bekannte vernichtende Urteil über Pfizers Gedichte. „. . . Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß 2c." Bruno Frank hat diesen Brief sehr geschickt und, meines Erachtens, völlig überzeugend mit dem, in der von Goethe kritisierten Sammlung Pfizerscher Gedichte, enthaltenen Poem „Vision" zusammengebracht.[1]) Die Phantasie des Dichters taucht in das Totenland hinab und schaut dort auch Goethe, auf dessen verehrtem Haupte allein unversehrt vom Hauch des Kozytus der Lorbeerkranz ruht. Um 1834, wo der zweite Teil des Briefwechsels mit Zelter erschien, „mag ihm zu seinem Schmerze Goethes abfälliges Urteil über die ‚Gedichte' vor Augen gekommen sein" (a. a. O. 5/6), aber es hat seiner Stellung zum Meister keinen Eintrag getan. Denn in seinem Aufsatz über die Literatur (1838) kommt Pfizer auch auf die Wirkung und Bedeutung von Schillers und Goethes Dichtungen zu sprechen (daselbst 68/69) und führt aus: bei Schiller sei das Ethisch-Politische das Hauptelement seines poetischen Charakters, der Inhalt und die Tendenz seiner Poesie unterscheide ihn zunächst von Goethe. Dieser nämlich sei ausschließlich Künstler gewesen „und daher von vorzugsweise künstlerischem, kontemplativen, minder praktischen Geistern gegenüber von [vor] Schillern gepriesen, welcher seine eifrigsten Bewunderer unter der strebenden, tatlustigen Jugend fand und findet, während die Freunde der Goethe'schen Muse mehr den weiteren Lebensaltern angehören, die da keine wirkliche Illusionen mehr haben, über die Trunkenheit des Jugendenthusiasmus und der ‚Ideale' hinaus sind und die sich nun gerne mit Goethe in eine bewußte, darum aber nicht minder genußreiche, Illusion versetzen. Den größeren Reichtum der natürlichen poetischen Begabung ist man in neuester Zeit so ziemlich einig geworden, Goethe'n zuzusprechen; . .". Und als er sich zum Schluß nach dem Gesamtwert ihrer beider Dichtung fragt „Schiller ist der Dichter der jugendlicheren, Göthe der Dichter der älteren Gemüter".

1) Bruno Frank, Gustav Pfizers Dichtungen, 13 ff.

Bibliographie*).

Allgemeine Literatur.

Rudolf Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg 1897 u. 1899. 2 Bde.

Hermann Fischer, Die schwäbische Literatur im 18. u. 19. Jahrhundert, ein historischer Rückblick. Tübingen 1911.

Rudolf Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Stuttgart 1908.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Bd. I. 1909.

Eugen Schneider, Württembergische Geschichte. Stuttgart 1896.

Emil Seidel, Politik und Literatur in Württemberg von der Mitte des 18. Jahrh. bis zu Schillers Jugenddramen. Stuttgart 1910. Auch Württ. Jahrbücher 1910, 180.

Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten. Herausg. von Konrad Menzel. Bielefeld und Leipzig 1877.

Otto Harnack, Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes.

Adolf Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg 1875.

Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben. 1—7. 1885—1890.

W. Camerer, Geschichte der Burschenschaft in Tübingen. 1909.

E. Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus. Stuttgart 1896. (Stäudlin, Conz, Neuffer, Hölderlins Jugenddichtung.)

Goethe betreffend:

Michael Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Berlin 1904. Deutsche Literatur-Denkmäler.

J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Herausg. H. H. Houben. Leipzig 1909.

Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Leipzig 1912. 3 Bde.

Biedermann, Goethes Gespräche (s. u., ebenso Sulpiz Boisserée I. II. Stuttgart 1862) 1889/91.

Goethes Werke sind zitiert nach der Weimarer Goethe-Ausgabe. (W. A.)

Außerdem:

Wilhelm Heyd, Bibliographie der Württ. Geschichte. I. II. Stuttgart 1895/96.

Allgemeine Deutsche Biographie. (A. D. B.)

Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung.

Chr. Schubart:

Schubarts Leben und Gesinnungen von ihm selbst. Stuttgart 1791. II. Bd.: Schubarts Charakter von seinem Sohn Ludwig. Erlangen 1798.

David Friedrich Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen. Berlin 1849. 2 Bde. (Strauß, Werke, Bd. 8, 9. Bonn 1878.)

---

*) Es werden, falls nichts anderes dabei steht, nur die Bücher zitiert, die mir nach irgendeiner Richtung hin für die vorliegende Arbeit brauchbar wurden. Die Anführung der Zeitschriften, Nekrologe, Lexika, ist nach Möglichkeit eingeschränkt, und nur die wichtigsten genannt worden.

Karl von Holsei, Dreihundert Briefe.
Ludwig Schubart, Literarische Fragmente. Erste Sammlung. Nürnberg 1790.
Deutsche Chronik aus den Jahren 1774—1775. Augsburg und Ulm.
Teutsche Chronik 1776—1777.
[Vaterländische] Chronik. 1787—1791.
Originalien. Augsburg 1780.
Vorlesungen über die schönen Wissenschaften für Unstudierte. 1777.
C. F. D. Schubarts, des Patrioten gesammelte Schriften und Schicksale. Stuttgart 1839—1840. Bd. 1—8.
Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken. Stuttgart 1885.
Rez. dazu: Anz. f. d. Altert. XIII, 161 ff.
D. F. Strauß, Schubartiana. Morgenblatt 1847 Nr. 167—170.
Karl Maria Klob, Ein deutsches Dichter- und Kulturbild. Ulm 1908.
Rez. dazu: Euphorion 1909.
E. Nestriepke, Schubart als Dichter.
Wilhelm Müller, Die literarische Kritik in Schubarts Deutscher Chronik 1774—1777. Erlangen 1910.
Karl Geiger, Verzeichnis von Schubarts Briefen in Beil. des Staatsanzeigers f. Württ. 1885 Nr. 16 S. 250—252.
Archiv für Literaturgeschichte 1887, 15, 21—36. } Briefe Schubarts.
— 1887, 46,3, 266. } Briefe Schubarts.
Schwäbischer Merkur (Sonntagsbeilage) 1885, 216. } Briefe Schubarts.
Hauptquelle: In der K. Landesbibliothek in Stuttgart. Handschriften (Hss.) Cod. hist. O. 340.

W. L. Wechhrlin:

Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland. 1778.
Dazu Zapf: Bemerkungen über —. Ohrdruf 1778.
Chronologen. 1779—1781. 12 Bde.
Das graue Ungeheur. 1784—1787. 12 Bde.
Hyperboräische Briefe. 1788—1790. 6 Bde.
Paragraphen. 1791. 2 Bde.
Biographie in C. W. Bocks Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler I, 11. Heft (L. Schubart).
Carl Julius Weber, Der Geist W. L. Wechhrlins von Weckhrlin, jun. Stuttgart 1823.
Gottfried Böhm, Ludwig Wechhrlin. München 1893.
Bühlau, Geheime Geschichten. III. Bd.

J. M. Affsprung:

Bemerkungen über die Abhandlung von der teutschen Literatur. Frankfurt a. M. 1781.
Über Kunstrichter und Kritikanten. Ulm 1789.
Reime. St. Gallen 1806.
F. Nikolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland. IX, 100 ff.
Württembergische Jahrbücher 1865, 277 ff. (Fr. Pressel).

G. W. Zapf:

Literarische Reisen. 1796.
Bibliothecae Zapfianae Pars.

Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Augsburg 1787. 2 Bde.
Gradmann, Das gelehrte Schwaben. 1802, 801—809. (Verzeichnis bisher erschienener Schriften.)
J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten (s. u.) 156 ff.

Christoph Chr. Sturm:

Der Andächtige, ein Sonntagsblatt. 4 Teil. 1774.
Tagebuch über Gott, Meinungen, Empfindungen und Schicksale. Cöthen 1790.
Feddersen, Leben und Charakter Chr. Chr. Sturms. Hamburg 1786.
Verzeichnis seiner Schriften. (Tübingen, Univ.-Bibliothek.)

Michael Hahn:

Gesammelte Schriften. Tübingen 1819—1841. 13 Bde. Bd. I Biographie enthaltend. (1822.)

G. D. Hartmann:

Literarische Briefe an das Publikum. Altenburg 1774.
Briefe an Bodmer. (Herausg. von Stäudlin.) 265 ff.
W. Lang, Von und aus Schwaben. Stuttgart 1890, VII.
— Goethe und David Hartmann. (Goethe Jb. 1888, 128 ff.)
Erfurtische Gelehrte Zeitung. 1773, 774. 1774, 255.

David Chr. Seybold:

Hartmann, Eine Wirtembergische Klostergeschichte. 1778.
Reizenstein, Die Geschichte eines deutschen Offiziers. 1778/79. 2 Bde.
Barbara Pfisterin, Eine bürgerliche Geschichte. Straßburg 1782.
Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Bd. 14 (1804). Selbstbiographie und Verzeichnis seiner Schriften.

Johann Martin Miller:

Siegwart, Eine Klostergeschichte. 1776. 3 Bde.
Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweier Liebenden. 1776.
Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1776.
Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau. 1778/79. 4 Bde.
Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn. Ulm 1785.
Nikolai, Reisebeschreibung IX, 107 ff., 138.
Selbstbiographie in C. W. Bocks Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler Nürnberg 1803. Heft II.
Lappenberg, Briefe von und an Klopstock.
Grenzboten 1870 (IV) 421 ff., 454 ff., 498 ff.
Zeitgenossen. IV. 1. (v. K. R.)
Erich Schmidt, Charakteristiken. Berlin 1886. I 178—198.
H. Kräger, Joh. Martin Miller. Bremen 1893.

Chr. Jakob Wagenseil:

Vermischte Gedichte und prosaische Aufsätze. Kempten 1785/87. Teil 5 unter dem Titel Gedichte und prosaische Aufsätze. Kempten 1814.
Auserlesene Gedichte. Nördlingen 1819.
Magazin von und für Schwaben. 1788. 2 Bde.
Litterarischer Almanach von Lic. Simon Ratzeberger dem jüngsten. 1827—1832. 6 Bde.

Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Litteratur. 1837—1838. 2 Bde.
Außerdem zahlreiche Artikel und Rezensionen im Morgenblatt, Theaterjournal für Deutschland, Neuer deutscher Merkur usw. (s. Verzeichnis im 6. Bd. des Almanachs. Meusel, Gelehrtes Teutschland 8. 289. 10. 11. 16. 21. 299 f.

Zeitschriften und Theater.

Gelehrte Ergözlichkeiten und Nachrichten. 1774. 2. Bde.
Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen. 1775/77.
Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. 1781.
R. Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater (s. o.).

Knebel:

K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (ed. Düntzer). Jena 1885.
Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß (ed. Düntzer). Nürnberg 1858. 2 Bde.
K. L. v. Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel (Varnhagen von Ense und Th. Mundt). Leipzig 1835, 1840. 2 Bde.
Matthissons literarischer Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde (ed. F. R. Schoch in Wörlitz). Berlin 1832. Bd. 3.
Urlichs: Briefe an Schiller.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Teile. Leipzig 1851. (Fehlerhaft.)
Eine Denkschrift Knebels über die deutsche Literatur von K. E. Franzos in Goethe Jb. X, 117 ff.
W. Fielitz, Aus Knebels Tagebüchern. Archiv für Literaturgesch. XIV, Heft 4.
Hugo v. Knebel-Döberitz, K. L. v. Knebel. Weimar 1890.

Reinhard:

Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807—1832. Stuttgart u. Tübingen 1850.
Briefe von Reinhard an Kanzler Müller und Wessenberg. Goethe Jb. XI, 42 ff.
W. Isler, K. Fr. Reinhards Briefe an Ch. de Villers. Goethe Jb. XVIII (1897), 117 ff.
A. Wohlwill, Reinhard als französischer Gesandter in Hamburg.
Joh. G. Rist, Lebenserinnerungen. Gotha 1880. 3 Bde.
W. Isler, Briefe aus dem Nachlaß des Ch. de Villers. 1879.
Handschr. Nachlaß im Schillermuseum. Marbach a. N.
Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Bamberg 1896.

Karl Julius Weber:

Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 1826—1828, 6 Bde. In Ges. Werke. Stuttgart 1834—1844, Bd. IV—VII.
Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. 1832—1835. 12 Bde.
Gesammelte Werke (1834). Bd. I (Biographie Webers).
Bd. XXVIII u. XXIX (Briefe und vermischte Schriften aus Webers Nachlaß).

Weisser:

Sämtliche prosaische Werke. Stuttgart 1818—1820. 6 Bde.
Wilh. Waiblingers gesammelte Werke (Canitz). 1842. Bd. 4, 254—256.

Neueste poetische und prosaische Werke. 1820—1822. 3 Bde.
Muse und Muße. Ulm 1824.
Scherz- und ernsthafte Miscellen. 1808.
Weissers übrige Werke (Satyr. Blätter, Neue Sammlung auserlesener prosaischer Schriften, Poetisch-satir. Pinselstriche) gelang mir, trotz aller Bemühungen, nicht zu bekommen.

Pahl:

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Herausg. von W. Pahl. Tübingen 1840.
Hillmarns Briefe vom Lande. Nördlingen 1794.
Hillmarns Geständnisse. Basel 1794.
Die Philosophen aus dem Uranus, Blick auf den litterarischen pp. Zustand von Teutschland. „Constantinopel" 1795.
Oswald der Menschenhasser. Ulm 1795.
Herwart der Eifersüchtige. Basel 1797.
Geheimnisse eines mehr als 50jährigen württembergischen Staatsmanns. 1799.

Ludwig Schubart:

Literarische Fragmente. Erste Sammlung. Nürnberg 1790.
Schubarts Leben und Gesinnungen (s. o.).
Karaktere oder Gemälde nach dem Leben. Berlin 1810.
Deutsche Monatsschrift. 1793, 4. S. 285 ff.: Über das Originalgenie.
C. W. Bocks Sammlung gelehrter Männer und Künstler. Nürnberg 1793, 11. Heft. (Autobiographie.)
Pahl, Denkwürdigkeiten. 425 ff.
Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte. 1887 (15), 158 ff.
Adolf Wohlwill, in Herrigs Archiv für neue Sprachen und Literatur, 1891 (87) S. 12: Zur Biographie Schubarts.
Urlichs, Briefe an Schiller, 219 ff.
Euphorion 1895, 2. 578, Briefe an Gleim.
Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde. Stuttgart 1904.
Außerdem Beiträge in seines Vaters Chronik (s. o.) 1787/93. Wielands Neuem teutschen Merkur (1797) u. a. Handschr. Briefe in der K. Landesbibliothek in Stuttgart.

Stäudlin:

Briefe Wallbergs an seinen Freund Ferdinand. I.
Vermischte poetische Stücke. 1782.
Chronik (s. Schubart) 1791.
Neuer teutscher Merkur 1797. 2. Band. (Nekrolog von L. Schubart.)
Schwäbische Chronik 1896 Nr. 220 (Sonntagsbeilage).
Weltrich, Leben Schillers. I. 1899 S. 483—500, 560—563.
Urlichs, Briefe an Schiller, Nr. 90, 96.

Haug:

Sinngedichte. 1791.
Epigramme und vermischte Gedichte. 1805. 2 Bde.
Ausgewählte Gedichte. 1840.

Herm. Fischer, Beiträge zur schwäbischen Literaturgeschichte. Tübingen 1891. I, 79 ff.
Fr. Matthissons literarischer Nachlaß. Berlin 1832. 2 Bde. (32 Briefe, 1794 bis 1828.)
Schwäbischer Merkur, 30. Jan. 1879.
J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde.
Handschr. „Miscellen", Univ.-Bibl. Tübingen.
Handschr. Nachlaß, Schillermuseum Marbach.

Neuffer:

Miniaturbibliothek deutscher Klassiker. Hildburghausen 1829. 51. Bändchen. (Autobiogr. Skizze.)
Matthissons literar. Nachlaß. I. 247.
Schwäbische Chronik 1839 S. 937—941—949. (Nekrolog.)
Handschr. Tagebücher. 3 Bde. K. Landesbibliothek Stuttgart.

Conz:

Beiträge für Philosophie, Geschmack und Literatur. 1786.
Gedichte. 1792.
— 1806 (Zürich).
— 1818/19 (Tübingen).
— 1824 (Tübingen).
Laudatio Wielandi, oratio. Tubingae MDCCCXVIII.
Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts. I, II. 1821, 1822.
Kleine prosaische Schriften oder Miscellen für Literatur und Geschichte. 1825.
Nekrolog. 1827. II, 621—629.
H. F. Eisenbach, Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen. 1822. (Literaturverzeichnis und Beiträge in Zeitschriften usw.)
J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde. 16. (Lit.-Verz. und Beitr. in Zeitschr. usw.)
Georg Cleß, Der schwäbische Dichter K. P. Conz. Diss. Tübingen. 1913.

Zeitschriften.

Cäcilia, ein wöchentliches Familienblatt für Christensinn und Christenfreuden. Herausg. von Bahnmaier. 1818.
Württembergisches Correspondenzblatt für Erziehung und Unterricht. Herausg. Bahnmaier. 1827 f.
Christliche Blätter aus Tübingen. 1821 ff.
Tübinger gelehrte Anzeigen. 1783—1808.
Flora. 1793—1803.
J K. Höck, Miscellen. Gmünd 1815.
J. M. Armbruster, Schwäbisches Museum. Kempten 1785/86. 2 Bde.
Zu ihm vgl. J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde.

K. P. Lohbauer:

Gedichte. Leipzig 1798.
Auserlesene Schriften. Stuttgart 1811. 2 Bde.
Wilhelm Lang über ihn. Württ. Vierteljahrshefte für Landesgesch. V. (1896) 150 ff.

Karoline Paulus:

Wilhelm Dumont. (Pseud. Eleutherie Holberg.) 1805.
Adolf und Virginia oder Liebe und Kunst. Nürnberg 1811.

K. H. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Paulus und seine Zeit. I. II. Stuttgart 1853. 2 Bde.

Bührlen:

Lebensansichten. Stuttgart 1814.
Ansichten von höheren Dingen. 1829.
Zeitansichten eines Süddeutschen. 1833, auch Leipzig 1836.
Politische Xenien. (Pseud. Friedrich von Büren.) 1849.
Neuste Erzählungen. 1830.
Erzählungen und Miscellen. 1818.
Neue Erzählungen. 1823. 2 Bde.
Erfahrungen, Meinungen und Betrachtungen vom Verfasser der Lebensansichten. Frankfurt a. M. 1821.
Der Enthusiast. 1832. 2 Bde.
Der Flüchtling. 1836. 2 Bde.
Die Prima-Donna. 1844. 2 Bde.
Philosophie eines Dilettanten. 1847.
Stuttgart und seine Umgebung. 1836.
Außerdem Artikel im Morgenblatt (1837 Nr. 190 ff.), in der Zeitschrift für elegante Welt (1818) u. a. m.
Schwäbische Chronik. 1850 S. 839 f.
Griesingers Lexikon schwäbischer Dichter.
Herm. Fischer: F. L. Bührlen, ein Bild aus der schwäbischen Literatur vor 1850, in Bes. Beilage des Staatsanz. für Württ. (15. Febr. 1812).

Hölderlin:

C. T. Schwab, Sämtliche Werke. Stuttgart u. Tübingen 1846. 2 Bde.
C. T. Litzmann, Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890. Dazu: Anz. f. d. Altert. 17, 314.
N. v. Hellingrath, Werke. Bd. V. 1913.
C. T. Litzmann, Hölderlin Studien. Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II, 407.
Wilhelm Waiblinger, Friedrich Hölderlin. Zeitgenossen III. Bd. Leipzig 1831.
Adolf Wilbrandt, Hölderlin, der Dichter des Pantheismus. 1871.
W. Scherer, Friedrich Hölderlin in „Vorträge und Aufsätze". Berlin 1874.
Jakob Baechtold, Hölderlin in der Schweiz. Seufferts Vierteljahrsschrift. 1888. I.
A. v. Winterfeld, Friedrich Hölderlins Verhältnis zu Goethe und Schiller. In Blätter für literar. Unterhaltung, 1893 Nr. 22. (Nur das allgemeinste.)
Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906.
Rudolf Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. 289 ff.
August Sauer, Friedrich Hölderlin. Prag 1894.
Julius Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren. 1877.
Herm. Fischer, Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur. Tübingen 1902. Anm. zu Seite 22 Zeile 30.
Wilhelm Böhm, Hölderlins Werke. Jena u. Leipzig 1905. 3 Bde.
Franz Zinkernagel, Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Straßburg 1907.

Ernst Bauer, Hölderlin und Schiller. Diss. Leipzig 1908.
Hans Bethge, Hölderlin. 1908.
Wilhelm Lange, Hölderlin, eine Pathographie. 1809.
M. Joachimi-Deege, Hölderlins Werke. Einleitung. (Gold. Klass.-Bibl.)

Rehfues:

Süddeutsche Miscellen für Leben, Litteratur und Kunst. Karlsruhe 1811—1813. 3 Bde.
Briefe aus Italien während der Jahre 1801—1805. Zürich 1809/1810.
Alexander Kaufmann in Hillebrands Italia, Bd. III. (Rehfues' Selbstbiographie.)
— Ph. J. Rehfues. Ein Lebensbild in der Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde, März/April 1881, S. 89—224.
— Bilder aus dem Tübinger Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Aus dem literar. Nachlaß von Rehfues. In Müllers Zeitschr. für Kulturgesch. 3, 99 (N. F.).

Kölle:

Rom im Jahre 1833. Stuttgart 1834.
Erlebtes aus dem Jahr 1813, in Deutsche Pandora, 1840 Bd. I.
Einige Anliegen Deutschlands. Stuttgart 1844. 2 Bde.
Neuer Nekrolog der Deutschen. 26. (1848.) II. 602 ff.
Conversationslexikon der Gegenwart. Bd. 3, 85. (Autobiograph. Artikel.)
Handschr. Nachlaß in Marbach.

Kerner:

Werke. (Hesse.)
Kerners Briefwechsel mit Varnhagen von Ense. Zeitschr. für deutsche Philol. 1899. 31, 371—384.
J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, ed. Theobald Kerner. Stuttgart und Leipzig 1897. 2 Bde.
Brieflicher Nachlaß (handschr.) in Marbach. (Außerordentlich groß.)
Aismé Reinhard, Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Tübingen 1862.
Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart 1867.
Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. 1849.
Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste.
Franz Heinzmann, Kerner als Romantiker. Tübingen 1908.
Joseph Gaismaier, Justinus Kerners Reiseschatten. Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. 13 u. 14.
Marie Niethammer, Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus. 1877.

Uhland:

Gedichte. Herausg. von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Stuttgart 1898.
Uhlands Tagbuch. Stuttgart 1898.
Uhlands Briefwechsel. Herausg. vom Schwäb. Schillerverein. (J. Hartmann.) 2 Bde. Stuttgart-Berlin 1911.
Ludwig Uhlands Leben von seiner Frau. Stuttgart 1874.
Adolf Schöll, Erinnerungen an Uhland. In der Zeitschr. „Orion" (ed. Strodtmann). 1863. I. 2. Heft S. 122 ff. Dann etwas verändert in Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur. Berlin 1884. 353.
Friedrich Notter, Ludwig Uhland. Stuttgart 1863.
Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart 1867.

Friedrich Th. Vischer, Kritische Gänge. N. F. Heft 4. Stuttgart 1863.
Wilh. Ludw. Holland, Zu Uhlands Gedächtnis. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrtätigkeit. Leipzig. 1886
Herm. Fischer, Ludwig Uhland. Stuttgart 1887.
F. G. Sintenis, Goethe und Uhland. Dorpat 1871.
— Goethes Einfluß auf Uhland. Neue Jahrbücher für Philologie. 1872. Bd. 106
Harry Mayne, Uhlands Jugenddichtung. Berlin 1899.
Hans Haag, Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. 1907.
Briefe von und über Uhland (R. Krauß) im Erg.-Heft des Euphorion. IV. (1897) 106.
David Friedrich Strauß, Werke. Bd. X. (Märklin.)

Mayer:

Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund (herausg. von Karl Mayer). Stuttgart 1853.
Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen.
Autobiographie im Album schwäbischer Dichter. Tübingen 1864.
Briefe an Karl Mayer. Wagners Archiv, 1874, 90—93.
Friedrich Notter in Ludw. Bauers „Schwaben wie es war und ist" 89 -94.
Ambrosius Mayer, Karl Mayer. Progamm Bozen. Jahr unbekannt. (Nicht ernst zu nehmen.)

Schwab:

Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann v. Hildesheim aus einer von Goethe mitgeteilten Handschrift zc. bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von —. Stuttgart und Tübingen 1822.
Der Kultus des Genius von C. Ullmann und Gustav Schwab. Hamburg 1840. (Aus Schwabs theologischen Studien und Kritiken, Bd. 5 S. 137 ff.)
Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Stuttgart 1860. I. Band.
Kleinere prosaische Schriften (ed. Klüpfel). Freiburg u. Tübingen 1882.
Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. (Schwab u. Klüpfel.) Leipzig 1846/47.
Gedichte. (ed. Klee.) 1881.
Deutsche Pandera I. Stuttgart 1840. 115—120.
Schillers Leben in drei Büchern. Stuttgart 1840—1844. Neue Aufl. 1859. (Es ist zitiert nach der Auflage 1841.)
Literar. Nachlaß, K. Landesbibliothek Stuttgart. Briefe, desgl. Marbach.
Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden (s. o.).
Karl Klüpfel, Gustav Schwab. Leipzig 1838.
— Gustav Schwab als Dichter und Schriftsteller. Stuttgart 1881.
— Gustav Schwab in Deutsches Museum (Zs.). Leipzig 1851. 1. Jahrg., 4. Heft.
Biedermann, Goethes Gespräche. VIII, 339.

Knapp:

Herbstblüthen. Stuttgart 1859.
Bilder der Vorzeit. 1862.
Christoterpe. 1833.
Christoterpe. 1834. (Bilder aus dem Scheol.)
Leben von Ludwig Hofacker. Stuttgart 1852. 1855. 1872. (Heidelberg.)
Sechs Lebensbilder. Stuttgart 1875.

Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen fortgeführt und beendet von seinem Sohne Joseph Knapp. Stuttgart 1867.
Martin Knapp, Albert Knapp, der Dichter und Schriftsteller. Tübingen 1912.
Nekrolog von Notter in Schwäb. Chronik 1864, 168. Hesperus 1832 Nr. 44. 45.

Pfizer:

Briefwechsel zweier Deutschen. 1831. (Als Anhang 15 politische Gedichte.) Neu erschienen —, neu herausgegeben und bearbeitet von Georg Küntzel. Berlin 1911. 1. Band. 2. Teil bisher noch nicht erschienen.
Ziel und Aufgaben des deutschen Liberalismus. 1833.
Rud. Krauß in Allgemeine Zeitung (Beil.). 1898 Nr. 235.

Notter:

Ludwig Uhland. 1863.
Die schwäbische Dichterschule in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist“. 1842.
Eduard Mörike. 1875.
Gott und Seele. 1885.
Gedichte in Auswahl. 1893.
J. E. v. Günthert, Mörike und Notter. Berlin und Stuttgart.
Biedermann, Goethes Gespräche. IX 2, 279 f.; auch Staatsanz. für Württ. 1864 Nr. 235.
Hesperus, eine Zeitung. 1832.
Schwäbische Chronik 1867, 213, 214. (über Paul Pfizer.)
Herm. Fischer, Beiträge I, 180.
Rud. Krauß über Notter und Pfizer. Allgem. Zeitung 1892, Beilage 179.

Rudolf Lohbauer:*)

Der Hochwächter, Dezember 1830—1832.
Wilhelm Lang, Rud. Lohbauer. Württ. Vierteljahrshefte für Landesgesch. 1896, 166 ff.

Hauff:

Werke. Wilhelm Hauffs sämtliche Schriften ed. Gustav Schwab. Stuttgart 1830 ff. Bd. I, Leben. Zitiert ist meist aus Hesse (ed. Adolf Stern) in 2 Bänden.
Hans Hofmann, Wilhelm Hauff (Nachlaß). Frankfurt a. M. 1902. Dazu Euphor. 1903, 697 ff.
Gustav Wilhelm, Vorträge und Reden Wilhelm Hauffs. Euphor. 1899, 107.
Julius Klaiber, Wilhelm Hauff. Stuttgart 1881.
Karl Riecke, Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde. Handschr. gedruckt. Stuttgart 1897. Dazu:
S. Müller, Euphorion IV. (1897), 319—323.
Handschriften (Briefe). Marbach.

Waiblinger:

Gesammelte Werke. (Herausg. v. Canitz.) Hamburg 1839—1842. 9 Bde.
Ungedrucktes von W. Waiblinger. Mitgeteilt von V. P. Hubl in Deutsche Dichtung, Bd. 8 (1890), 45—52.

*) Was die Zeitungen angeht, so verweise ich auf den Text.

Briefe Waiblingers an Eser. Süddeutsche Monatshefte (1904), Heft 10.
Herm. Fischer, Beiträge I, 248 (Mörike, Bauer, Waiblinger).
Karl Frey, Wilhelm Waiblinger. 1902.
Dazu: R. Krauß, Euphor. 1906, 641 ff.; Rapp, Wilhelm Waiblinger in Tübinger Jahrbücher der Gegenwart. 1847, 254 ff.
Handschr. Nachlaß in K. Landesbibliothek Stuttgart (Cod. hist. Q. 341 1 u. 2) und Marbach.

Rapp:

Das goldene Alter der deutschen Poesie. Tübingen 1861. 2 Bde.
Studien über das englische Theater. Tübingen 1862.
Atellanen. 1836, 1842. 2 Bde. (Darin die Bearbeitung von Egmont. Atell. II.)
Dramatische Studien. 1826 (oder 1828).
Geschichte der griechischen Schauspiele vom Standpunkt der dramatischen Kunst. 1862. (1856/57 Vorlesung.)
Classifikation der Schauspiele Calderons. Keine Jahresangabe. (Tübinger Univ.-Bibl.)
Handschr. literarischer Nachlaß in Univ.-Bibliothek Tübingen.

Bauer:

Ludwig Bauers Schriften herausgegeben von seinen Freunden. 1847.
Die Überschwänglichen. 1836. 2 Bde.
Allgemeine Weltgeschichte. (1836—39.) Bd. V. VI.
D. Friedrich Strauß, Ludwig Bauer, in Jahrbücher der Gegenwart. 1847.
Adalbert Depiny, Ludwig Bauer. 1911.

Mörike:

Gedichte. (Pantheon-Ausgabe.) Werke ed. H. Mayne (Meyer). 4 Bände. 1909.
Mörikes Briefe an Waiblinger. (Herm. Fischer, Beiträge I, 148—179.)
Eduard Mörikes Briefe ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin 1903. 2 Bde.
Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Mörike (ed. Baechtold). Stuttgart 1885.
Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und E. Mörike. Leipzig 1890.
E. Mörikes Briefe und Gedichte an Margarete von Speeth (ed. Emil Müller). Stuttgart 1903.
Rudolf Krauß, Goethe Jb. XVII, 255 ff. (Mörike zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.)
— E. M. und die Politik. Euphor. I (1894), 129 ff.
Briefe (einzeln), Süddeutsche Monatshefte I. 10.
Türmer 1904, VI 12, 676 ff. (an Luise Rau).
Die Kultur, IX Nr. 1 (an Bauer).
Nationalzeitung 1903, Sonntagsbeilage Nr. 34—36, S. 460, 484, 496.
Theodor Storm, Erinnerungen an Eduard Mörike. Werke. Bd. 8, 180.
Friedrich Notter, Eduard Mörike. 1875.
Hermann Fischer, Eduard Mörike, ein Lebensbild des Dichters. Stuttgart 1881.
Karl Fischer, Eduard Mörikes Leben und Schriften. 1902.
Harry Mayne, Eduard Mörike. Stuttgart und Berlin 1902.
Dazu Rud. Krauß, Zwei Mörike-Biographien. Euphorion IX, 783 ff.
W. Eggert-Windegg, Eduard Mörike. Stuttgart 1904.

J. Ernst von Günthert, Mörike und Notter. Berlin und Stuttgart.
Julius Klaiber, Ed. Mörike. Vorträge über ihn. Stuttgart 1876.
Rud. Krauß, E. M. als Gelegenheitsdichter. 1895.
H. Ilgenstein, Mörike und Goethe. Berlin 1902.
Handschriften in der K. Landesbibliothek in Stuttgart und in Marbach.

Ausblick (nur die zitierten, nicht alle benützten Bücher):

Adolf Schöll, Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. 1882.
B. Auerbach, Goethe und die Erzählungskunst. Stuttgart 1861.
Karl Köstlin, Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen 1860/61.
Friedrich Vischer, Goethes Faust, neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875.

Alexander von Württemberg:

Gegen den Strom, Sonette. 1843.
Gesammelte Gedichte. Stuttgart 1841.
Franz Xaver Seibel, Graf Alexander von Württemberg. Hannover 1882. (Total veraltet.)

Gustav Pfizer:

Gedichte 1831 und neue Sammlung 1835.
Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. Deutsche Vierteljahrsschrift 1838, 4. Heft, 68 ff.
Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch. 1837.
Bruno Frank, Gustav Pfizers Dichtungen. Diss. Tübingen 1912.

Lebenslauf.

Ich bin auf einem Gute bei Uexkuell in Livland am 1. März 1890 (russ. Kalender) geboren. Meine Eltern siedelten früh nach Deutschland über und ich besuchte die humanistischen Gymnasien in Berlin und in Aschersleben, wo ich März 1910 mir das Reifezeugnis erwarb. Dann studierte ich in Berlin vier Semester Germanistik, Philosophie und Geschichte und gedenke hier vor allem dankbar der Namen Erich Schmidt, Georg Simmel, Max Lenz und Max Herrmann. Die folgenden drei Semester bis zum Doktorexamen arbeitete ich in Tübingen unter der Leitung der Herren v. Fischer, Wahl, Groos, Bohnenberger und Zinkernagel.

Zu meiner Arbeit sei an dieser Stelle noch bemerkt, daß ich aus naheliegenden Gründen mich gezwungen sehen mußte, Wieland und Schiller, deren Stellung zu Goethe ein Buch für sich erfordert hätte, aus der Betrachtung auszuscheiden. Auch sind sie keinesfalls derartig innig mit dem literarischen Leben ihres Stammes verwurzelt, daß ihr Fehlen das Gesamtbild gänzlich verschöbe.

Zum Schluß sei noch Herrn Professor v. Fischer aufrichtig gedankt, daß er mir zu jeder Stunde mit seinem Rate bereitwilligst zur Seite stand. Auch dem Marbacher Schillermuseum, dessen reiche Schätze mir zur Verfügung standen, und all den Bibliotheken, aus denen ich Bücher entlehnte, insonderheit der Tübinger Universitätsbibliothek, fühle ich mich zu Dank verpflichtet.